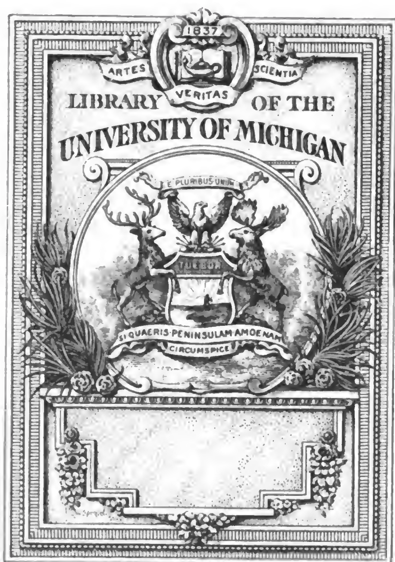

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Allgemeine Thierseelenkunde.

Psychologische Betrachtungen über das Thierreich.

Ein Unterhaltungsbuch für Jedermann

von

G. F. Schuberth,
Lehrer der Naturgeschichte.



Leipzig,
Verlag von Carl Wilfferodt.
1863.

Den

Vereinen gegen Thierquälerei

und

allen Freunden der Thiere

gewidmet

vom

Verfasser.

Register.

Allgemeinfassliche Thierseelenkunde.

„Thiere! Seelen!" wird mancher unserer Leser bei dem ersten Aufschlagen dieser Blätter ungläubig lächelnd ausrufen; und wir wiederholen mit fester Ueberzeugung, „Ja! Thiere, Seelen!", denn mag auch das Thierreich tief unter uns anfangen, wir gehören noch dazu; mögen auch selbst die höchsten Thiere noch unter uns stehen, sie stehen uns doch schon so nahe, daß wir uns zu ihnen herablassen können, und je mehr wir uns dann mit der Seele der Thiere, dem Köstlichsten was auch sie haben, beschäftigen; je klarer uns die verborgenen Kräfte derselben werden, um desto achtungswerther wird uns auch das Thier, um desto herrlicher die Natur, um desto anbetungswürdiger Gott. Wir schenken dem Denker Bewunderung, der uns die ewig unwandelbaren Gesetze der Bewegungen des Weltalls offenbarte; wir achten den nicht minder hoch, der uns den wunderbaren Organismus der Erde, ihr Leben und Athmen erklärte; auch der wird auf Beachtung rechnen dürfen, der unsern Blick, unsere Gedanken in die innern Wunder des Thierreichs lenkt, das vom Aufgußthierchen bis zum riesigen Elephanten nur eine große, ununterbrochene Kette bildet. Wir dürfen hoffen, in diesen Blättern den Beweis zu führen, daß auch die Thiere wirklich eine Seele, also neben dem mechanischen Leben auch ein freies. geistiges Leben und, soweit eines jeden Welt reicht, eine eigene, überlegte, selbstständige Willenskraft haben, daß

auch sie nicht blos reine, nur vom dunklen, unbewußten Naturtriebe bewegte Maschinen sind, ja daß schon in der Erde selbst die alles Körperliche schaffende und zum mechanischen Leben erweckende Kraft liegt und von ihr ausgeht; daß alles Körperliche, Räumliche, nur ihr angehört, ihr verbleibt und im ewigen Kreislaufe wiederkehrt, nur müssen wir dazu etwas weiter und bis zur Entstehung der Erde und der Thiere selbst zurückgehen.

Die Ahnung eines Anfangs und die Ueberzeugung eines wunderbar regelmäßigen, zur Vollendung führenden, selbstständigen Fortschreitens drängt sich unabweisbar jedem Denkenden auf, sobald er im Gegensatze des Geistigen, des Unendlichen, das Materielle in den Kreis seiner Forschung zieht, aber so verschiedene Theorien auch über die Entstehung der Erde aufgestellt sein mögen, so erklärt nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft den Ursprung derselben keine genügender, ihr Entstehen naturgemäßer, und hat deshalb mehr Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Wahrscheinlichkeit, als die von La Place ausgesprochene, wie sie uns Petzholdt in seiner Geologie wiedergiebt und auseinandersetzt, weil sie am besten das noch jetzt bestehende abhängige Verhältniß unserer Erde zur Sonne und die Verwandtschaft der erstern zu den übrigen Planeten unseres Sonnensystems erklärt, dies Verhältniß als unumgänglich nothwendig darstellt und dabei keinem der bekannten physikalischen Gesetze im geringsten widerspricht.

Nach La Place war nämlich die Sonne bei dem ursprünglichen Zustande des Sonnensystems, indem sie um ihre eigene Achse rollte, von einer Atmosphäre umgeben, die vermöge einer ungeheuern Hitze sich weit über die Bahnen aller Planeten, die damals noch nicht existirten, hinauserstreckte. Diese Hitze verminderte sich zwar allmälig, aber je mehr sich durch diese Abkühlung die Sonnenatmosphäre zusammenzog, je mehr wuchs, nach den Gesetzen der Kreisbewegung, auch die Schnelligkeit

der Umwälzung, und eine äußere Dunstzone riß sich dadurch von dem Uebrigen los. Diese Dunstzone zerriß in verschiedene Massen, welche sich gewöhnlich einzeln in sich selbst wieder schlossen und sodann selbstständig um die Sonne rollten. Jede dieser Dunstmassen hatte ihre eigene Kreisbewegung und da die Abkühlung des Dunstes immer weiter fortschritt, brachte jede einen Planeten hervor, der wieder Trabanten oder Ringe haben konnte, die ganz auf dieselbe Weise sich aus dem Planeten bildeten, wie dieser sich vorher aus der Atmosphäre der Sonne gebildet hatte.

Fragen wir, wie dieser Nebel entstanden sein möge, so scheint die Beantwortung außer dem Bereiche der menschlichen Forschung zu liegen, und es dürfte nicht rathsam sein, sich dadurch in geistverwirrende, zu nichts führende Grübeleien zu verlieren, so lange vernünftige Gründe uns erlauben, ein früheres Vorhandensein desselben annehmen zu dürfen. Gott schuf ihn durch sein allmächtiges Wort aus Nichts.

Durch das allmälige Abnehmen der Wärme, welche ihr von der Zeit her noch inwohnte, als sie einen Theil der heißen Sonnenatmosphäre ausmachte, also in Folge der Abkühlung mußte diese Nebelmasse anfangen sich zu verdichten, oder was dasselbe ist, sich zusammenzuziehen, wobei die in ihr in Dampf- oder Gasform enthaltenen verschiedenen Elemente einander näher gerückt und in innigere Berührung gebracht wurden. Erst in diesem Zustande unmittelbarer Berührung konnten sich dieselben, je nach ihrer wechselseitigen Verwandtschaft, chemisch mit einander vereinigen und so wurde lediglich in Folge der Abkühlung und Verdichtung, welche die unmittelbare Berührung der brennbaren Stoffe und des vorhandenen Sauerstoffs veranlasste, jener ungeheuere Verbrennungsprozeß eingeleitet, dessen Produkte wir heutzutage in allen Erden und Gesteinen eben so gut, wie im Wasser und in der Luft wiederfinden, während nur wenige wegen zu geringer Verwandtschaft zu genanntem Stoffe, es vor-

zogen sich mit dem Wasserstoffe zu vereinigen, und noch andere, wegen zu geringer Verwandtschaft zu jenen beiden Stoffen, isolirt und unverbunden blieben. Durch diesen chemischen Prozeß ward aber eine Hitze erzeugt, die mehr als hinreichend war, die entstandenen Verbindungen entweder zu schmelzen, oder wenn sie flüssig waren, in Dampf zu verwandeln. Die geschmolzenen, nicht flüchtigen Verbindungen flossen zur glühenden Kugel zusammen und bildeten so den Kern der entstehenden Welt, die flüchtigen, verdampfbaren aber umgaben sie als heiße Atmosphäre.

Der Kern der Erde war so entstanden, und nun beginnt die Periode der Abkühlung desselben. Die an der äußern Dunsthülle kälter gewordenen Dämpfe wollen sich an der glühenden flüssigen Erdkugel niederschlagen, werden aber sogleich wieder erhitzt und müssen den Kreislauf von Neuem beginnen, doch wird durch diese fortdauernde Entziehung von Wärme auch die Oberfläche dieser Kugel nach und nach kälter und erstarrt. Die erstarrte Rinde strebt sich zusammenzuziehen und muß, da der umschlossene Kern noch weicher und flüssiger Materie nicht nachgiebt, sie selbst aber nicht elastisch ist, an vielen Punkten Risse bekommen, durch welche ursprünglich tiefer gelegene Massen, unsere jetzigen Urgebirge emporgepresst werden.

Durch die fortdauernde Abgabe von Wärme an den freien Himmelsraum, und an den, denselben erfüllenden Aether mußte aber die Temperatur der schon oft besprochenen Dunsthülle nach und nach endlich so weit herabsinken, daß der größte Theil der in ihr enthaltenen verdampften Körper, als Dampf nicht mehr darin bestehen konnte. Sie verdichteten sich deshalb zu tropfbaren, obwohl immer noch sehr warmen Flüssigkeiten, fielen als solche auf die ebenfalls kühler gewordene Oberfläche der Erdkugel herab und bildeten sonach das Urweltmeer, von welchem es sehr wahrscheinlich ist, daß es die ganze damalige Erde durchaus und vollkommen bedeckt habe.

So mochten Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende unter der Bildung dieser frühesten Gebirge verflossen sein, ein Zeitraum, während welchem die frühere Hitze jedenfalls auch noch weiter abgekühlt werden mußte, und durch diese Abkühlung verlor nun die Atmosphäre nicht nur von ihrem Wassergehalte die bedeutendsten Mengen, sondern es verringerte sich auch der Druck, mit welchem sie auf dem Meere und auf der Erdoberfläche bisher gelastet hatte. Diese einfachen Erscheinungen hatten aber die wichtigsten Folgen. Zunächst fing der bis dahin für die Sonnenstrahlen undurchdringliche Nebel an sich zu zerstreuen und es ward Licht auf der Erde und über dem Meere. Das Wasser selbst kam in seiner Temperatur nach und nach unter unsere jetzige Siedhitze herab und gab bei dem verminderten Luftdrucke einen Theil der, durch denselben bis jetzt in ihm gebunden gehaltenen Kohlensäure an die Atmosphäre ab. Die erstarrte Erdrinde zog sich übrigens fortwährend zusammen, setzte die Bildung granitischer Gebirge, durch Auftreibung noch weichen Materials von unten herauf noch immerwährend fort, und es entstanden dadurch kleine und große Inselgruppen. Doch das vor Allem wichtigste Ereigniß jener Zeitperiode war ohne Zweifel das Erwachen des organischen Lebens von Thieren und Pflanzen, das durch die fernere Abnahme der Hitze der Atmosphäre, des Wassers und der Erdoberfläche nun gestattet war, dessen Eintritt aber auf keine solche Weise, nach physikalischen und chemischen Gesetzen, nachgewiesen werden kann, wie dies bei den bisherigen Erscheinungen im Gebiete des Unorganischen möglich war. Daß Thiere und Pflanzen jedoch zu dieser Zeit entstanden sind, davon geben die versteinerten Reste derselben in den Thonschiefer-, Grauwacke- und Kalkgruppen den unläugbarsten Beweis und hier, wo die der Erde beiwohnende, selbstständig schaffende Lebenskraft (Erdpsyche) nun organische Körper zu bilden beginnt und diese durch ihre Organe zum selbstständigen mechanischen, d. h. nicht selbstbewußten Leben befähigt, tritt sie auch

für uns eigentlich erst sichtbar auf, obwohl sie viel tiefer unten schon stets wirksam ist. Schon damals, wie jetzt, kamen jedem besondern Organe dieser Bildungen je nach seiner Verschiedenheit, mehr oder minder von denen der anderen abweichende Lebens- und Thätigkeitsäußerungen zu, die aber dem Leben des Ganzen stets untergeordnet blieben, und die systematische Regelmäßigkeit dieser Schöpfungen überzeugt uns, trotz der anscheinenden Rohheit ihrer Bildung, doch, daß nicht Zufall und Laune, sondern eine selbstständig nach bestimmtem Plane bildende Lebenskraft sie schuf. Daß aber die abgesonderten Organe dieser Bildungen, aus dem überall gleichförmigen Stoffe zu einer so großen Mannichfaltigkeit der damals bis jetzt existirenden lebenden Gestalten sich entwickeln konnten, ist nur möglich durch die eigenthümliche Fähigkeit der bildenden Lebenskraft (Erdpsyche), sich in den Stoff einzukörpern und sich so selbst zu dem zu machen, was sie uns giebt. Man darf daher unter dieser belebenden Kraft der Erde, der Erdpsyche, sich kein Chaos roher, ungeordneter, nur launenhaft nach Außen strebender Kräfte denken. Wie Alles im Weltall auf das Wunderbarste regelmäßig geordnet, wie jedem seine Bahn angewiesen ist, aus der es nie und nimmer weichen kann, so folgt auch sie ewig unwandelbaren Gesetzen, und alles, was sie thut und hervorbringt, geschieht nur auf diesem gesetzlichen Wege und mit den ihr angewiesenen Mitteln. Trotz ihrer anscheinenden Launenhaftigkeit weicht sie nie von diesen Grundregeln ab, sie unterscheidet die Stufen der Dinge, so wie die Dinge selbst sehr genau, und hat sie in mannichfacher Beziehung mit zarten Uebergängen so übereinander gestellt, daß jedes, was es einmal im Wesentlichen ist, auch stets im Wesentlichen bleibt. Sie gehört mit Allem, was sie schafft, selbstständig unserer Erde an, doch wirkt analog ihrer Entstehung, wahrscheinlich auch auf den anderen Planeten unseres Sonnensystems, dieselbe Kraft selbstständig, jedoch nach den dort gegebenen Verhält-

nissen mit den dadurch bedingten Veränderungen. Sie befähigt ihre organischen Gebilde zum mechanischen Leben, im Gegensatze zum Seelenleben, obgleich beide, wo sie sich vereint befinden, in der innigsten Verbindung und in steter Wechselwirkung stehen. Im menschlichen und dem höhern thierischen Körper ist der Sitz der organischen Lebenskraft im Rückenmarke und jede Verletzung desselben hebt ihre Einwirkung auf den Organismus des Körpers auf und bedingt dadurch das Aufhören der Lebensfunktionen, somit den Tod.

Menschen, wenn sie auch damals schon erschaffen worden wären, was jedoch nicht anzunehmen ist, — da die Natur nur stufenweise fortschreitet und der Mensch als das am vollkommensten organisirte Geschöpf gewiß zuletzt entstanden ist, — hätten nicht bestehen können, indem der zu ihrem Leben nothwendige Sauerstoff der Luft noch gänzlich mangelte. Dasselbe gilt von den Säugethieren, Vögeln und allen den Geschöpfen, welche in der Luft athmen, anders verhält es sich jedoch mit den Thieren, welchen das Wasser zum Elemente ihres Lebens angewiesen ist. Sie konnten damals bestehen, da Wasser vorhanden war, obwohl von ihrer Organisation verlangt wurde, daß sie sehr warmes Wasser als umgebendes Medium vertrugen und die damals bestehenden Mischungsverhältnisse des Meerwassers uns überhaupt zu der Vermuthung berechtigen, daß die Meerthiere jener Periode sich wesentlich von den, unsere heutigen Meere bewohnenden, unterschieden haben werden, da die Bedingungen des Wasserlebens damals ganz andere waren, als heutzutage.

Die Pflanzen anlangend so konnten im Wasser lebende eben so gut bestehen, als solche, welche nur auf dem Lande gedeihen, aber auch hier ist zu vermuthen und die aufgefundenen, ausgestorbenen Arten von Tangen und Farrenkräutern angehörigen Ueberreste bestätigen es, daß die damalige Pflanzenwelt eine ganz andere gewesen sei als unsere jetzige. Vorzugs-

weise ist dies bei den Wasserpflanzen anzunehmen, die auf dem noch sehr warmen Urweltmeere und unter dem Einflusse eines nur schwachen Tageslichtes sich herumtrieben und wahrscheinlich durch ein ungemein üppiges Wuchern sich auszeichneten.

Die Abkühlung der Atmosphäre dauerte fort, noch immer enthält sie ungemessene Massen von Wasserdampf, welche nach und nach tropfbarflüssig, als Regen sich herunterstürzen und dem Urweltmeer zugesellen, nachdem sie hin und wieder Bäche und Flüsse gebildet haben, welche auf ihrem kurzen Laufe die vorhandenen Inseln bewässerten.

Immer heller und heller ward es auf der Erde, aus dem Meere entwickelten sich in Folge des verminderten Luftdrucks immer größere Quantitäten von Kohlensäure und gaben einer Pflanzenwelt Nahrung, welche dadurch sich immer großartiger und kolossaler entfalten mußte. Auch die Meeresbewohner wurden zahlreicher, indem die immer mehr sinkende Temperatur und die allmälige Veränderung der Mischungsverhältnisse des Urweltmeers (das Entweichen der bis dahin durch den Luftdruck gebundenen Kohlensäure und das hierdurch verursachte Abscheiden von kohlensaurem Kalk) die Bedingungen eines mannichfaltigeren, thierischen Lebens zu erfüllen gestatteten, ja das Vorhandensein von Süßwasser in den Bächen und Flüssen der Inseln erlaubt, sogar das Erscheinen von Süßwassermuscheln.

Aber auch die erstarrte und durch neptunische Gebilde vielfach überdeckte Erdkruste kühlte sich noch weiter ab, zog sich noch mehr zusammen und erhielt neue Spalten und Risse. Wiederum drängte sich noch heißes, mehr oder weniger flüssiges Material von unten in die Höhe, thürmte sich zu Granitbergen auf und erhob mit sich zugleich gewaltige Strecken der Erdrinde. Das Wasser lief ab, neues Land entstand, die Inseln wurden größer, zusammenhängender, es bildeten sich Continente, während ein großer Theil des früher vorhandenen Insellandes in Folge dieser Niveauveränderungen wieder unter Wasser

gesetzt wurde und als Meeresboden die Unterlage für künftige neptunische Ablagerungen bildete. Mit ihm versanken auch die üppigen Wälder jener Urzeit und veranlassten, überdeckt von sandigem, thonigtem und kalkigem Schlamme, durch vieltausendjährige Fäulniß, unter dem Drucke des auf ihm lastenden Gebirges, die Bildung der Steinkohlen.

Endlich noch konnte die Sonne jetzt ungehindert ihr Licht auf die Erde senden, da die nun reinere Atmosphäre, vermöge größerer Durchsichtigkeit, nicht mehr, wie früher das Hinderniß abgab. Dadurch entstand aber auf der Erdoberfläche eine Ungleichheit in der Vertheilung des Lichtes und der Wärme und es bildeten sich Zonen und Klimate. Das tropische Klima, früher überall selbst an den Polen herrschend, zog sich bei der kälter und trockener gewordenen Luft, nach und nach in die Nähe des Aequators zurück, wo es noch jetzt durch die Wirkung der Sonne erhalten wird, und die Jahreszeiten fingen durch die eingetretenen Veränderungen bedingt, ihren regelmäßigen Wechsel an.

Allein jetzt, wo nun das Meer seine ganze Beschaffenheit geändert hat, die Luft trockener, reiner, heller, sauerstoffreicher geworden ist und an Hitze verloren hat, die Inseln größer geworden sind, sich Küstenland mit schlammigen Ufern gebildet hat, ja selbst größere Continente entstanden sind und es Süßwasser in Menge giebt, müssen auch die Verhältnisse der Thierwelt sich ändern, und siehe da! die Thierwelt wird eine andere, eine mannichfaltigere. Alte Formen verschwinden, gehen ganz unter und neue erscheinen dafür, stets angepasst dem eben vorhandenen Zustande der Dinge. Im Reiche der Zoophyten, Mollusken und Crustaceen gehen große Veränderungen vor, es kommen Fische zum Vorschein; Amphibien der sonderbarsten Gestalt umschwärmen schwimmend das Küstenland oder tummeln sich fliegend und laufend an den sumpfigen Ufern; weiterhin zeigen sich sparsam Insekten und Spuren von Vögeln und

Beutelthieren; endlich erscheinen wallartige Säugethiere als Bewohner des Meeres und zuletzt leben Vögel in großer Anzahl mit Landsäugethieren. Von allen, selbst von den zuletzt genannten giengen die Species wieder unter und nur von einigen ist das Genus auf ein noch lebendes zurückzuführen.

Die den noch heißflüssigen Erdkern umschließende Rinde bisher immer dicker und dicker geworden, mußte natürlich vermöge dieser Dicke ein immer schlechterer Ableiter der Wärme von Innen nach Außen werden. Wenn wir uns aber diese durch Erstarrung entstandene Erdkruste als aus verschiedenen Lagen zusammengesetzt denken, von welchen die untersten die heißesten, die obersten die kältesten waren, so wird zugleich leicht einzusehen sein, daß die Wirkung der Abkühlung, nämlich Zerreißung durch Zusammenziehung erzeugt, bei den obersten, schon erkalteten Schichten längst aufgehört haben mußte, während die untersten heißen dies Vermögen noch besaßen. Diese untersten Schichten wurden auch endlich kälter und wollten sich dabei zusammenziehen und zerreißen, wie dies die oberen schon früher gethan hatten; da sie aber mittelst ihres bereits zu festen Zusammenhangs mit den oberen schon längst erkalteten, an einem Zusammenziehen in ihrer Gesammtmasse verhindert wurden, so konnten sie dies blos theilweise vollbringen und mußten sich dabei während ihrer Zerreißung von dem noch weichen und flüssigen Kerne losziehen, wodurch Spalten und hohle Räume entstanden, welche sich nach allen Richtungen hin verbreiteten. An einen Druck auf das noch Glühendflüssige und an ein Erfülltwerden dieser Spalten und Räume durch dasselbe, wie dies in früherer Zeit geschah, war dabei nicht zu denken, wohl aber gaben sie durch ihr Entstehen Veranlassung, daß später Wasser von oben her in sie eindrang. Dies war ein äußerst wichtiges Ereigniß, es war die Ursache des Vulkanismus und mit ihm beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Erdbildung.

Durch diese obgleich sehr engen doch in großer Anzahl vorhandenen Sprünge drang nun aber das Wasser von oben um so leichter ein, als dasselbe, die Spalten mochten nun auf dem Meeresboden oder auf Inseln und Kontinente treffen, überall vorhanden war, und die Leere dieser Spalten selbst eine kräftige Einsaugung von Wasser bedingte. Die untern größern Spalten und Klüfte füllten sich damit und das Wasser gelangte demnach zwischen die schon erstarrte feste Erdrinde und den noch heißflüssigen Kern. Das eingedrungene und mit dem noch glühenden Erdkerne zusammenkommende Wasser mußte aber dadurch erhitzt und in Dämpfe von sehr hoher Expansivkraft verwandelt werden. Diese Dämpfe strebten zu entweichen und suchten unter den kräftigsten Erschütterungen der Erdkruste (Erdbeben) sich Auswege, wo sie nur konnten. Dabei konnte es nicht fehlen, daß sie vermöge ihrer so sehr hohen Temperatur von dem schon erstarrten Theile der Erdrinde größere oder geringere Massen wieder erweichten und durch die entstandenen Spalten an die Oberfläche der Erde emporstießen. So entstanden in der ersten Zeit des vulkanischen Wirkens die trachytischen (Feldspath-Laven) Berge (Vulkane) mit Oeffnungen an ihrer Spitze (Krater), welche von den entweichenden Wasserdämpfen offen erhalten wurden, und durch welche diese Dämpfe zu verschiedenen Zeiten mineralische Substanzen von verschiedener Beschaffenheit herauswarfen. Die Oberfläche der Erdkruste wurde aber durch die vulkanische Thätigkeit mannigfach afficirt; denn abgesehen von dem Zuwachs an Material, den sie durch die Ausstoßungen erhielt, so erlitt sie insbesondere durch die heftigen Erschütterungen und plötzlichen Stöße, welche als Erdbeben den vulkanischen Ausbrüchen vorhergingen und dieselben begleiteten, Veränderungen und zwar in einer Art, wie dies während der ganzen plutonischen Periode nicht der Fall gewesen sein konnte, wo alle Ereignisse mit mehr Ruhe vor sich gingen, da die Zusammenziehung der Erdrinde durch Abkühlung, folglich auch ihr Zerreißen nur all-

mälig und langsamer von Statten ging. Nicht so war es in der vulkanischen Zeit. Da waren plötzliche Erschütterungen und Schwankungen, begleitet von eben so plötzlichen Hebungen und Senkungen weitverbreiteter Strecken der Erdoberfläche, an der Tagesordnung, da werden die Gewässer zu den größten Katastrophen veranlaßt worden sein, da werden sich ganze Meere aus ihren Becken erhoben haben, um sich über weite Landstriche mit einer Schnelligkeit zu stürzen, von der wir uns heutzutage, den Maßstab von den heutigen Erscheinungen nehmend, nur schwache Begriffe machen können.

Die so großen Quantitäten Wasser, welche in den vulkanischen Heerd hinabdrangen, mußten nothwendig abkühlend auf denselben wirken, indem zu so bedeutender Dampfbildung, wie sie zu Anfange stattfand, auch sehr bedeutende Wärmemengen gehörten, welche dem glühenden Kerne für immer entführt und nie wieder zu demselben zurückgebracht wurden. Später eindringende Wassermengen konnten deshalb nicht so stark erhitzt werden, wie die früheren, die gebildeten Dämpfe besaßen, deshalb schwächere Hitze und geringere Expansivkraft, sie vermochten immer weniger von dem Material der Spalten und Klüfte zu schmelzen, sie waren immer weniger im Stande, hohe Lavasäulen zu tragen und aus den Kratern hervorzustoßen, sie konnten nur noch schwach an ihrer Decke, der schon längst erstarrten Erdoberfläche rütteln, wenn sich ihrem Entweichen Hindernisse entgegengestellt hatten. Wohl rauchen noch am heutigen Tage längst ausgebrannte Krater, Wasserdämpfe in großer Menge ausstoßend, wohl entströmen noch manchmal den Vulkanen glühend flüssige Laven, wohl bebt noch die Erde, ganze Städte zertrümmernd, wohl richtet das Meer noch in seinem Lager sich auf, wohl tauchen noch Inseln empor, es heben sich Länder und andere sinken. Allein trotz dieser dem schwachen und kurzsichtigen Menschen nur groß scheinenden Verwirrung, welche kleinlichen Ereignisse sind dies, im Vergleiche mit der Vergangenheit, in wie

so sehr kleinem Maßstabe fanden sie doch alle Statt, wie waren sie doch, bloße Erinnerungen an Vergangenes, so unendlich Größeres.

Die Abkühlung der Erdoberfläche hatte immer mehr zugenommen, die Temperatur derselben, wie der Luft und des Wassers war immer mehr gesunken, der Einfluß der Sonne war immer größer geworden. Die Pole waren erkaltet und hatten sich mit Eis umgeben, es hatten sich gemäßigte Zonen gebildet, das tropische Klima rückte dem Aequator näher und konnte selbst dort sich nicht auf der frühern Höhe erhalten. Der Wechsel des verstärkten und verminderten Einflusses der Sonne, erzeugt durch den Umlauf der Erde um dieselbe, begann zunächst in den höheren Breiten sich bemerkbar zu machen. Wiederum mußte bei so veränderten äußeren Bedingungen die Erdpsyche auch bedeutende Veränderungen in der organischen Welt vor sich gehen lassen. Es starben ganze Geschlechter, die Species gingen alle unter; aber angepaßt den neuen Bedingungen erschienen neue, dieselben, die noch heute existiren und mit ihnen das vollkommenste Erzeugniß der Erdpsyche, der Mensch.

Seit der Mensch die Erde betrat, hat sich in den äußeren Bedingungen des organischen Lebens nichts geändert, die Thierwelt wie die Pflanzenwelt ist, so weit wir dieselbe kennen, dieselbe geblieben. Wir sind also jetzt auf dem Schauplatze, wo wir in der Ausführung des Beweises, daß auch Thiere Seelen haben, weiter fortfahren können und glauben unsere Leser durch die Einleitung zu einer richtigen Beurtheilung des Verhältnisses der Thiere zum Menschen und beider zur Erdpsyche hingeleitet, dabei das Thier höher gestellt, die unwahre, widernatürliche Kluft zwischen Mensch und Thier verringert, Achtung und Liebe zu den niedrigeren Wesen geschichtlich begründet zu haben, ohne aber deshalb den Menschen auch nur im geringsten herabsetzen oder ihm irgend etwas rauben zu müssen. Noch dürfte Manchem unserer jüngern Leser von den Worten: „Instinkt,

Seele, Verstand, Vernunft" die Erklärung des reinen Begriffs vielleicht nur in unbestimmten Umrissen vorschweben, wir wollen auch diese noch voranschicken, um uns dann derselben später, bei der praktischen Ausführung, mit desto größerer Sicherheit und Klarheit bedienen zu können.

Instinkt, der den lebenden Geschöpfen angeborne Naturtrieb, welcher sie zu dem Aufsuchen oder Vermeiden gewisser Dinge und zur Ausübung gewisser Handlungen unwillkürlich antreibt, ist das von der Erdpsyche, der schaffenden Naturkraft, in jede von ihr zum mechanischen Leben befähigte organische Bildung gelegte Bestreben der Erhaltung, der Nahrung und der Fortpflanzung, dessen erste Aeußerungen wir in den Pflanzen schon wahrnehmen. Bei den Thieren hängt er nicht von Verstand oder Vernunft, nicht von Begriffen und Ideen ab, sondern entspringt aus der jedem Thiergeschlechte eigenthümlichen Organisation, und die Aeußerungen desselben sind deshalb auch fast bei allen Thieren verschieden, lassen sich jedoch alle auf jene Bestreben der Erhaltung, der Nahrung und der Fortpflanzung zurückführen.

Das Aufsuchen und Vermeiden gewisser Kräuter als Nahrungsmittel, die Wahl des Ortes und der Materialien zum Baue der Wohnungen und ähnliche Handlungen gewisser Thiere, die von uns nur zu häufig als besondere Instinkte bezeichnet werden, entspringen aus jenen allen gemeinen Bestrebungen, und lassen sich aus der Einwirkung der eigenthümlichen Mischung der organischen Stoffe, in denen sich die Erdpsyche eingekörpert hat, auf die Nerven des Gemeingefühls erklären. Ein feines Gefühl des Thieres, nur auf eine oder doch nur sehr wenige voraus bestimmte Richtungen beschränkt, wie dieß bei allen niederen Thiergattungen der Fall ist, muß den besondern Reiz zu entsprechenden instinktartigen Handlungen auf eine für uns, denen in dieser Beziehung so wenig Instinkt geblieben ist, kaum zu ahnende Weise steigern und der Verstand des Thieres, der

nun hierbei nur geistiges Werkzeug seines durch jenen Reiz angetriebenen Willens, nicht aber, wie bei uns, leitendes Prinzip desselben ist, weiß dann, blos auf jenen Trieb hinwirkend, mit überraschendem Scharfsinn den Schwierigkeiten auszuweichen, welche sich zufällig der Befriedigung eines solchen natürlichen Instinkts und damit der Erreichung seines Zwecks entgegensetzen.

Die Bezeichnung, daß eine Handlung instinktartig sei, setzt daher jedesmal die Annahme voraus, daß jene Handlung zwar durch den freien Willen des Thieres ausgeführt worden, daß dieser freie Wille aber ursprünglich von der organischen Lebenskraft angeregt und nicht von dem geistigen Principe oder der Seele des Thieres ausgegangen sei. Ist nun aber der Instinkt nur Folge der Einwirkung unfreier und sich unbewußter Thätigkeit der Erdpsyche auf den Willen des sich selbstbewußten geistigen Princips der Thiere, so müssen auch seine Handlungen mitten inne zwischen ganz unwillkürlichen und willkürlichen stehen, indem sie bald mehr vom Charakter jener, bald mehr von dieser zeigen. Sie sind daher immer zweckmäßig, aber so weit sie auf ihren Zweck gerichtet sind, unüberlegt vom Thiere, das sie vollbringt, wenn gleich bei den höheren Thierarten schon vom ersten Augenblicke ihrer Ausführung an, sich Ueberlegung (Einwirkung der Seele darauf) durch den Verstand in verschiedenem Maße beigesellt. Bei den Thieren vertritt der Instinkt zum Theil die Stelle der Vernunft, bei dem Menschen hingegen, wenn auch jene Naturtriebe ursprünglich in ihm liegen, ist doch eben durch die Vernunft der Instinkt theils ganz verdrängt, theils sehr geschwächt und beschränkt worden, ja Gewohnheit und Ueberverfeinerung haben oft diese Naturtriebe auf unnatürliche Abwege getrieben.

Seele, Psyche, das Grundwort, auf welches wir die Bedeutung dieser ganzen Schrift bauen müssen, ist die reingeistige, unkörperliche, aus dem Mittelpunkte des Weltalls stammende Urkraft, welche die durch die Erdpsyche nur zum mechanischen

d. h. nicht selbstbewußten Leben erwachte Maschine des thierischen Körpers auch zum freien geistigen. d. h. selbstbewußten Leben befähigt, indem sie unter dem Einflusse des Aeußern und durch äußere Organe, die Sinne, durch die nur sie sich mit der Welt in Verbindung setzt, darauf wirkt. Sie vermittelt den geistigen Zusammenhang der Erde mit dem Mittelpunkte des Weltalls, kann sich nur durch die Sinne mit der Welt in Verbindung setzen und daher auch nur mit solchen organischen Körpern in Verbindung treten, welche, wenn auch nur unvollkommen ausgebildete, doch Sinne haben. Je unvollkommener die Sinne sind, um desto beschränkter wird ihre Verbindung mit der Welt und sonach auch ihre sichtbare Thätigkeit in derselben sein. Nur erst im Menschen, in dessen organischer Ausbildung die Erdpsyche sich erschöpft und der Seele gleiche Rechte eingeräumt zu haben scheint, kann die Seele sich zum freien selbstständigen und selbstbewußten Wesen erheben, welches auch über die Erde hinausreichen und jene ungeheure Kluft, die sich zwischen uns und dem Mittelpunkte (Gott) befindet, ausfüllen kann. Fragen wir uns, ob und auf welche Weise diese Fortdauer der Seele nach der Auflösung unseres irdischen Organismus stattfinden werde, so mögte auch hier, wie bei jener Frage: „wie dieser Nebel entstanden sein möge", die Beantwortung außer dem Bereiche der menschlichen Erkenntniß liegen. Es giebt, so lange Seele und Körper in Wechselwirkung stehen, auch für den Geist einen Punkt, über den kein Verstand des Verständigen hinaus kann, wo jede weitere Forschung nach den Einzelnheiten unseres künftigen Zustandes rc. in sinnverwirrende, geistzerrüttende Grübelei ausartet und wo das dunkle Ahnen der Vernunft, begründet durch die tröstende und beruhigende Erfahrung des Vorangegangenen, uns zu der Ueberzeugung genügen muß, daß es auch unerkannt und unerforscht doch so sein müsse, wenn alles Vorhergegangene nicht zur Lüge werden soll.

Trotz der innigen Wechselwirkung, in der Seele und Leib zu einander stehen, hat doch die Seele ihr eigenes, selbstständiges, ganz von dem momentanen Zustande des Körpers unabhängiges Leben und Wirken. Wer hat nicht schon an sich erfahren, daß oft ein im raschen Laufe des Gespräches nicht gleich zu findender Name, Ausdruck oder dergleichen, nach Stunden noch, wenn der Inhalt der vorangegangenen Unterhaltung längst wieder vergessen war, sich unwillkürlich und urplötzlich dem Geiste aufdrängte. Ja selbst während des körperlichen Schlafs bleibt die Seele nicht unthätig, und ohne hierher das, oft von den Nachwehen des vorhergegangenen Abends bedingte, regellose Gefolge der Träume rechnen zu wollen, wird doch Jeder, der sich selbst beobachtet hat, zu Zeiten die Erfahrung gemacht haben, daß, während der Körper, um den Forderungen der Erdpsyche zu genügen, sich ruhig dem Schlafe überläßt, die Seele an dem Faden der Gedankenreihe, bei welchem man entschlummerte, unabläßig und unbewußt fortspinnt, und daß der erste Gedanke bei dem Erwachen sich dann kräftiger dem letzten, schwächern, vor dem Entschlummern gefaßten, anschließt, ja wohl oft gar ein Ergebniß, einen gereiften Entschluß im Gefolge hat. Im Körper des Menschen und der höheren Thierarten ist der Kopf und in diesem das Gehirn, bei den unteren dagegen das am vollkommensten ausgebildete Organ als der Sitz der Seele anzunehmen. Unter allen Thieren hat der Mensch verhältnißmäßig das größte Gehirn.

Verstand ist derjenige Theil der Seelenkräfte, welcher das Denkvermögen oder die Fähigkeit zu begreifen, zu urtheilen und zu schließen umfaßt. Vorzugsweise versteht man jedoch darunter die Fähigkeit oder das Vermögen, sich Begriffe von wirklich vorhandenen Dingen bilden zu können und diese auf die Wirklichkeit anzuwenden. Der Verstand ist bei allen lebenden Geschöpfen gleicher Art; selbst bei dem Menschen finden wir nicht, daß der Verstand überhaupt als solcher bei einem Ge-

scheidten wie beim Einfältigen ein anderer und nur seiner Entwickelung oder Stärke nach verschieden ist. Die Erziehbarkeit der Thiere durch unsern Verstand, die Möglichkeit, sie auf dieselbe Art, die unsere geistige Entwickelung veranlaßt, auszubilden, bestätigt, daß in ihnen etwas unserm Verstande gleichartiges sein müsse.

Vernunft hingegen ist das Vermögen, auch das Geistige, Uebersinnliche, rein Moralische zu erkennen, in geregelte Begriffe zu bringen und es geistig anzuschauen. Man hat die Vernunft sehr richtig für das Vermögen der Ideen, den Verstand für das Vermögen der Begriffe erklärt, doch werden im gemeinen Leben beide noch häufig mit einander vermischt, obwohl die deutlichste Erklärung des Begriffes in dem häufig gebrauchten Zurufe: „nimm doch Vernunft an" liegt. Dem Thiere geht die Vernunft ab, weil es wohl eine Sprache, aber nur eine Bildersprache, nicht wie der Mensch eine Wortsprache hat, durch die allein es möglich wird, das Geistige, Uebersinnliche zur geistigen Anschauung zu bringen.

In den früheren Zeiten der Wissenschaft beschränkte man das Leben der Natur nur auf eine besondere Sphäre, indem man nur das Thierreich belebt fand, alles Uebrige zur todten Natur rechnete, den Menschen aber abgesondert von der Natur über beide stellte, und als ein Mittelding zwischen der Natur und der Gottheit, als die unterste Stufe einer mystischen Geisterwelt sich dachte. In späterer Zeit erkannte man nach klareren Forschungen bald das Willkürliche oder Irrige dieser Beschränkung und erweiterte die Sphäre des Lebens der Natur dadurch, daß man einerseits das Leben auch in den Pflanzen anerkannte, während man andererseits den Menschen nur als das höchste Naturwesen zu betrachten begann. Von hier ab war das Todte in der Natur nur auf die Elemente und das Mineralreich beschränkt, bis man bei dem Fortschreiten der Physik und Chemie auch die Kräfte jener sogenannten todten Körper näher kennen

lernte. In den Erscheinungen der Electricität, des Magnetismus und später auch des Galvanismus fand man ein Wechselspiel der Kräfte, welches dem Leben verwandt war, und kam so nach und nach zu der Ueberzeugung, daß auch dieser anscheinend todte Theil der Natur eigentlich nur gebundenes Leben sei, das, durch die Wechselwirkung jener Kräfte entwickelt, entbunden und frei werden könne, und daß es zur Hervorbringung dieser Erscheinungen, frei von Zeit und Raum, im ganzen unermeßlichen All verbreitet, nothwendig einen allgemeinen Urquell des Lebens geben müsse. Das Leben ist also nicht nur keine zufällige Eigenschaft der Dinge, sondern es gehört vielmehr sehr wesentlich zum Begriffe derselben, ja ist am Ende das Wesentlichste in dem Begriffe selbst, so daß man sagen kann, die Dinge in ihrer Gesammtheit (die Erde mit ihren Schöpfungen) sind nur die Erscheinungen des Lebens der Natur oder die Offenbarung dieser unendlichen Kraft, der Erdpsyche, in unendlich mannigfaltiger Abstufung.

Der Körper der Dinge ist selbst nur Erzeugniß jenes Lebens. Wo das Leben sich auf besondere Weise offenbaren will, da tritt es organisch hervor; Leben und Organisation sind also nicht von einander zu trennen; je vollkommener aber die Organisation ist, desto edler, freier und höher ist das Leben, und umgekehrt, je höher und freier das Leben ist, desto vollkommener muß die Organisation sein. Unter den Reichen der Natur nimmt die unterste Stufe des Lebens und Seins das Mineralreich ein. Das Leben ist in ihm noch am meisten gebunden. Die Pflanze dagegen bezeichnet schon eine höhere Stufe und die erste des uns sichtbar gewordenen Lebens; aber sie ermangelt noch der eigenthümlichen Richtung und empfängt diese Richtung erst von den Elementen, deren Zuge zu folgen sie genöthigt ist. Die höchste Stufe des Lebens ist durch das Thier bezeichnet. Es hat sich von der Erde losgerissen, hat das Erdelement wie das Licht in sich aufgenommen und wur-

zelt nur noch in dem freien Elemente der Luft, von welchem, durch das Athmen, das thierische Leben abhängig ist. Diese Abhängigkeit stört aber keineswegs die eigenthümliche Richtung des thierischen Lebens, denn das Thier folgt in seinen Bewegungen nicht dem Zuge (dem Reize) der Luft, sondern seinem eignen innern Zuge (dem Willen der Seele) und handelt mit, wenn auch auf den unteren Stufen noch sehr dunklem, doch immerhin freiem Selbstbewußtsein.

Schon vorher ist erwähnt worden, daß das Leben nur organisch aufträte, daß Leben und Organisation eins seien. Der ganze Körper des Thiers, der ganze Organismus desselben ist ein einfacheres oder zusammengesetzteres Organ, aber dieses Organ ist das Erzeugniß der organischen Lebenskraft, der Erdpsyche, die es jedoch nur zum selbstständigen mechanischen Leben befähigen konnte, und erst die Seele, die in ihm wohnt, ist es, die diesem Organe das freie, selbstbewußte Leben einhaucht, ihm Ausdruck, Kraft, Thätigkeit giebt, durch welches sie nun mit der sicht- und fühlbaren Außenwelt zusammenhängt und so weit jener Organismus ausreicht, zu ihr spricht. Die untersten thierischen Wesen werden deßhalb auch nur eine Seelenthätigkeit haben können, die ihrem Organismus entspricht, zusammengesetztere Körper aber, die eine größere Mannigfaltigkeit von einzelnen, vom Ganzen jedoch unzertrennlichen Organen haben, deuten auch auf eine zusammengesetztere, mit mehr Kräften und Unterscheidungsgeschicklichkeiten versehene Seelenthätigkeit hin. Der Körper scheint, durch seinen mehr oder minder vollkommenen Organismus, der Ausdruck der Seele, der durch den vollkommeneren Organismus die Mittel gegeben sind, sich freier mit der äußern Welt in Verbindung zu setzen, die Seele aber der unsichtbare innere Leib zu sein. Physiologie und Psychologie kontroliren sich daher stets einander. Der Physiolog setzt stets zu den gefundenen Organen, die durch diese zugleich gefundenen Geistesgaben, und der Psycholog nimmt zu den

fundenen Geistesgaben stets die dazu gehörigen Organe an, auch ohne sie vorher wahrgenommen zu haben. Es wird in dem spätern, praktischen Theile möglich sein, die Uebereinstimmung der Körper und Seelen nachzuweisen, doch werden bei den unteren Thiergattungen nur große Schritte von Klassen zu Klassen möglich und nöthig sein. Wie die verschiedenen Eingeweidewürmer oder überhaupt alle verschiedentlich gebildeten Ringelthiere, die Oken auf 64,000 Arten annimmt, sich auch in ihrer Seelenthätigkeit unterscheiden, ist nicht nachzuweisen; aber je höher die Thierarten stehen, je vollkommener sie organisirt sind, um desto bedeutender werden die Unterschiede unter den Arten. Ganze Gattungen der unteren Thierarten werden mehr mit einander übereinstimmen, als einzelne Menschen oder Pferd und Esel, zwei einander verwandte Säugethiere. In den niedrigsten Thieren droht in dieser Beziehung jeder Unterschied zu verlöschen, bei ihnen giebt es deshalb auch nur Klassenunterschiede, während bei Thieren höherer Art man schon Artunterschiede annehmen kann, und bei den höchsten sich sogar schon solche Individualeigenheiten zeigen, daß man von einzelnen Hunden und Pferden Biographien schreiben könnte. Nur durchgreifende Veränderungen in der Gesammtorganisation des Körpers oder in der Lebensweise, wie durch Generationen, fortgesetzte Eingewöhnung und Zähmung als Hausthiere, verändern die Seelenthätigkeit und den Charakter durchgreifend, während bloße Verstümmelungen die gewohnte Seelenthätigkeit und Charakterrichtung nicht ändern, wenn sie auch durch den Verlust von einzelnen Sinneswerkzeugen auch einzelne Thätigkeiten hemmen können, weil der Typus zum ganzen Thiere noch in ihm zurück bleibt, der ihm auch die Wiedererzeugung oder Reproduktionskraft bewahrt. Je tiefer das Thier steht, um desto näher stehen seine Bestandtheile noch dem rohen Urstoffe, um desto mehr gleicht es noch sich selbst in allen seinen Bestandtheilen, um desto weniger Gegensätze sind daher in seinem Körper, in dem

die organische Lebenskraft deßhalb auch noch überall gleich vertheilt und ihre Selbstthätigkeit noch überall gleichwirkend ist, um desto leichter kann es sich deshalb auch wieder ergänzen, da der dazu nothwendige Stoff noch ein einfacherer ist. Vollkommenere Thiere hingegen sterben, ehe es der Erdpsyche möglich ist, den Urstoff durch die verschiedenen Phasen durchgehen zu lassen und so eine Wiederersetzung verlorener wichtiger Theile zu bewirken. Bei kleineren Verletzungen edlerer Organe, wie Nase, Auge &c. überzieht die Erdpsyche, um die Auflösung des Ganzen zu verhüten, die verletzte Stelle mit einem nicht gehörig vorbereiteten Stoffe, dem aber dann die Fähigkeit abgeht, die Funktionen jener edleren Organe auszuüben. Bei höheren Thieren treten eben durch die Selbstthätigkeit der organischen Lebenskraft im Innern und Aeußern ihrer Körper die besonderen Organe mehr heraus, die jedoch nicht nur durch äußere Form, sondern auch durch die Mischung des Stoffes sehr von einander unterschieden sind und deßhalb die ihnen eingekörperte Lebenskraft mit nach ihrer Eigenthümlichkeit verändern, so aber längerer Zeit bedürfen, um auch die gegentheilige Wirksamkeit derselben wieder in sich aufzunehmen. Die Wiederergänzungsfähigkeit nimmt daher in eben dem Verhältnisse ab, als die innere Organisation an Vielseitigkeit und Ungleichförmigkeit zunimmt. In den vollkommeneren Thieren vereinigt sich das Psychische irgendwo und vorzugsweise an dem Orte, wo die edelsten Organe sich befinden, durch die es sich unmittelbar mit der Welt in Verbindung setzen kann. In den vollkommeneren Thieren ist der Kopf und in diesem das Gehirn dieser Punkt.

Die Hauptansicht von der Stellung der Thiere zur Welt, zu dem Menschen und zu sich selbst würde also kurzgefaßt folgende sein: Das Thier ist, wie wir es äußerlich sehen, das Erzeugniß der organischen Lebenskraft, der Erdpsyche, die es auch zum mechanischen, d. h. nicht selbst bewußten Leben befähigt. Seine äußere Form, die Vollkommenheit seiner Or-

gane, Sinne, sind insofern der sichtbare Ausdruck der Vollkommenheit der innewohnenden Psyche, als diese sich nur durch sie mit der äußern Welt und entgegengesetzt, die äußere Welt wieder mit ihr in Verbindung setzen und auf sie wirken kann. Jedem Thiere ist nun durch seine Seele auch das freie geistige d. h. selbstbewußte Leben und je nach seiner vollkommeneren Organisation kleiner oder größer, ein gewisser Theil der Welt erschlossen; es erfaßt aber diesen seinen Theil so vollkommen, als das andere im Gegensatze seinen Theil erfaßt, und füllt seinen Platz, auf den es zum Nutzen oder Vergnügen gestellt wurde, vollkommen aus. Die Verschiedenheit der Thiere besteht daher nur in der durch die mehr oder minder vollkommene Organisation bedingten Zahl der inneren Richtungen, und die Thiere sind in ihnen nur quantitativ, nicht aber qualitativ von einander verschieden. Diese quantitativen Verschiedenheiten sind unleugbar alle durch die organisch bildende Kraft (Erdpsyche), die aber ihrerseits wieder mit der Seele (der aus dem Mittelpunkte des Weltalls stammenden, rein geistigen Urkraft, welche die Schöpfungen der Erdpsyche erst zum freien geistigen, d. h. selbstbewußten Leben erweckt) im innigsten Zusammenhange und in steter Wechselwirkung steht, gesetzlich bestimmt. Jedes lebende, empfindende, unterscheidende Wesen muß daher auf seiner ihm angewiesenen Stufe stehen bleiben, kann sich nicht über diese hinaus erheben, wohl aber sich zu weniger vollkommen organisirten Wesen herablassen. Um nun aber durch mehr Gegenstände erregt werden, eine größere Welt erfassen zu können, mußte die organische Lebenskraft den höheren Thieren für die verschiedenen Eindrücke empfängliche, neue, vollkommenere Organe und dadurch die Fähigkeit, das Licht, den Ton, die Farbe, die Form u. s. w. empfinden, begreifen und den Eindruck in sich aufnehmen zu können, also Gefühl, Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, oder das was man Sinne nennt, geben. Der Mensch hat die größte Zahl der Richtungen, weil er die

meisten und am vollkommensten in einander greifenden Organe hat, wodurch es ihm möglich wird, die verschiedensten Eindrücke zu gleicher Zeit in sich aufnehmen, sie verbinden und zu einem Ganzen gestalten zu können. Seine Richtung geht entscheidend und mit großer Kraft auf Dinge, auf die kein Thier, selbst nicht das menschenähnlichste sich erheben kann, da dem Menschen allein nur das Unendliche, das Göttliche erschlossen ist. Trotz dieser Ungleichheit sind Thier- und Menschenseelen doch einander gleich, denn blos darin, daß die Erdpsyche, ungeachtet ihrer Mannigfaltigkeit an Kräften, ihre organischen Schöpfungen nicht in raschen Sprüngen, sondern nur in leisen Uebergängen vom rohen Stoffe zur Vollkommenheit führte, und je nach Zweck und Nothwendigkeit schuf und organisirte, dadurch aber die freie Thätigkeitsäußerung der Seele ihrer unvollkommeneren Organisationen beschränkte und hinderte, liegt die anscheinende Ungleichheit zwischen beiden. Der Beweis für die Wahrheit, daß die Seele des Thiers der unsrigen gleicher Art sei, liegt unwiderlegbar darin, daß wir uns zu ihm herabstimmen, seinen Charakter, seine Handlungen berechnen, mit einem Worte, das Thier, so weit seine jedesmalige Welt reicht, menschlich behandeln können.

Wir können jetzt zur Eintheilung der Thiere, von denen uns Oken 88,000 verschiedene Arten anzunehmen erlaubt, übergehen, aber wir dürfen, um zu finden, welche die entferntesten und am tiefsten stehenden Klassen sind, nicht unbedingt den Eintheilungsgründen der andern Naturforscher folgen, sondern müssen uns eine eigene psychische Eintheilung bilden, und bedürfen dazu eines Princips, das wir durch alle sechs oder mehrere Klassen durchführen können.

Schon früher haben wir als den unterscheidenden Charakter des Thiers die Unterscheidungsgabe angenommen; wollen wir nun consequent sein, so müssen wir auch ferner von dieser ausgehen.

Wir werden jedoch fortdauernd dabei die physiologischen Verschiedenheiten nach unserm Bedürfniß angeben, können aber bei der unendlichen Menge der Thiere nur eben diese bezeichnenden Arten hervorheben und werden die niederen Klassen ausführlicher behandeln als die höheren, von denen wir wohl voraussetzen dürfen, daß die Physiologie derselben unsern Lesern bekannt sein wird. Wo bei dieser Darstellung unsere eigene Erfahrung nicht ausreichte, haben wir dazu die Forschungen der bewährtesten älteren und neueren Naturbeobachter benutzt und aus ihnen mit großer Vorsicht unsere Beschreibung ausgewählt, der wir dann unsere eigene Ansicht angehängt haben.

Wir übergehen die

Spongozoen oder **Meerschwämme**

ganz, da diese nur in ihrer frühesten Jugend die hervorspringendsten Charaktere der Thierheit zeigen, später aber weit eher formlosen Vegetabilien als gewöhnlichen Thieren gleichen und beginnen mit den

Eingeweidewürmern oder **Helminthen,**

von denen die ursprüngliche Entstehung zwar ungewiß ist, von denen man aber wohl annehmen darf, daß sie sich im thierischen Körper selbst, als das unterste Produkt der Erdpsyche, aus organischen Stoffen, organisirbaren Säften rc. durch die daselbst herrschende Wärme, dieser allbelebenden Kraft, erzeugen. Alle finden sich nur in vollkommeneren Thieren, als sie selbst sind, wo sie sich in der Leber, den Augen, dem Zellgewebe, den Muskeln und selbst im Gehirn, namentlich aber in den Gedärmen aufhalten. Man weiß von ihnen, daß sie sich durch Eier vermehren und daß sie sogar manchmal lebendige Junge gebären; doch hat an ihnen noch sehr wenig beobachtet werden können, denn alle leben im tiefsten Dunkel, und frei an Luft und Licht gebracht, sterben sie. Im Thiere selbst ist dagegen ihre Lebenskraft unglaublich zähe, denn sie sind noch halb Pflanze, und obschon sie am ehesten stinkenden, ätherischen

Oelen weichen, darf man ihnen doch weder Geruch noch Geschmack beilegen, sowenig, als sie specielle Respirationsorgane haben. Die Form der untersten ist die eines haardünnen, runden Fädchens, die vollkommeneren gleichen einem Bande, die vollkommensten aber sind Blasen nebst einem Halse und rüsselartigen Saugöffnungen. Nur wenige bieten deutliche Gefäße dar, und nur bei einigen findet man Spuren von einem Nervensystem; ihre Seelenthätigkeit kann daher, ihrem Organismus angemessen, nur eine sehr geringe sein, die sich wahrscheinlich blos auf das Erkennen ihres Ich's beschränkt. Haben sich aber Eingeweidewürmer wirklich aus Fischen herausgebohrt, so müssen sie einen unbequemen Zustand und einen innern Drang, diesen zu ändern, zu verbessern gefühlt, ja vielleicht sogar eine Ahnung von einem Zustande außer dem Fische gehabt haben, wenn dieß auch nur eine ganz dunkele war, denn außer dem Fische sterben sie. Ein Gefühl ihres Zustandes haben sie jedenfalls, und mit diesem beginnt die thierische Unterscheidungsgabe, wenn man auch an ihnen noch weder Gemüths- und Temperamentsverschiedenheiten, oder irgend eine andere Geschicklichkeit, als die sich zu nähren bemerken kann.

Unmittelbar darauf können die

Aufgußthiere, Infusionsthierchen,

und zwar die eigentlichen Infusorien, folgen, bei denen die Entstehung derselben bis jetzt ebensowenig wie bei den vorhergehenden zu bestimmen ist. Sie sind auf dem ganzen Erdboden zu finden, doch zeigt uns der Süden andere als der Norden, und so wenig sie im höchsten Grade der Fäulniß noch entstehen können, so wenig darf man auch bei ihnen ein nur zufälliges Entstehen voraussetzen. Wir dürfen bei ihnen annehmen, daß sie aus organischen, pflanzlichen und thierischen aufgelößten Körpern sich entwickeln, daß diese aufgelößten Theilchen selbst die Eier, Saamen, Anfangspünktchen seien, daß sich in ihre Urstoffe aufgelößte Pflanzen in solche unterste

Thierarten verwandeln können, wofür auch trotz der entgegengesetzten Ansicht der neuern Naturforscher die Erfahrung von der ursprünglichen Schwankung der bildenden Natur zwischen Pflanze und Thier spricht, und uns anzunehmen erlaubt, daß das so entstandene Thierische sich bis zur untersten Stufe des Psychischen erheben könne. Sie finden sich im grünen Schleim am Holz, Stein ꝛc., in Bächen und Teichen, im Mistwasser, Wasser von Dachrinnen, im Schlamm und Harn, ja sogar in für unser Auge und unsre Prüfung reinem, selbst noch in gekochtem Wasser, in allen Aufgüßen von Pflanzen und Pflanzentheilen. Häufig kommen zuerst nur die einfachsten, unvollkommensten, und erst dann, wenn diese gestorben sind, größere, anderartige, vollkommenere, in einer und derselben Flüssigkeit vor, so daß es scheint, als wären jene ersten die Anfänge, die vollkommeneren aber die Fortschritte der Zeugungskraft der Erdpsyche. So folgen in verschieden gestalteten Generationen, Abwechselungen von Organismen und Seelen auf einander, bis ihr flüssiger Erdball, ihr Tropfen vertrocknet oder mit Anderm vermischt wird.

Der größte Theil ist dem bloßen Auge unerkennbar und sie können nur unter einer mehr als dreihundertmaligen Vergrößerung gesehen werden. Nach Ehrenbergs Beobachtungen nehmen 8000 Millionen derselben nur den Raum eine Kubiklinie ein, doch erreichen auch wieder eine Art Trompetenthierchen und mehrere Blumenfischchen die Länge einer halben Linie und unter den Letztern werden die Vierblätter sogar eine Linie lang. Löwenhöeck entdeckte sie zuerst, O. Müller klassificirte sie zuerst so gut er konnte, Ehrenberg hat sie jüngst in 188 verschiedenen Arten ganz aufgeschlossen und Oken sie zur Kenntniß selbst des ungelehrten, lesenden Publikums gebracht.

Schon die eigentlichen oder niedrigsten Thierchen dieser Ordnung haben einen Magen mit mehreren Säcken oder vieltheilige Magen, und wenn auch noch keine hintere Oeffnung, doch

einen Mund, aus dem sie die Exkremente geben müssen. Ihre Nahrung besteht, je nach der Art, aus Saamen von Wasserfäden und von Infusorien selbst. Sie sind raublustig und schon beginnt ein Krieg unter ihnen selbst.

Das kleinste ist — das Punktthierchen, zweitausendmal kürzer als eine Linie; in dem Raum einer Kubiklinie haben nach Ehrenberg 8000 Millionen Raum. Ein einfaches Kügelchen, ohne Schwanz, ohne Augen, schwimmt es immer mit dem Munde voran, bewegt sich mannigfaltig, aber regellos, schießt schnell vorwärts und hält an, kehrt um und weicht aus. Trocknet die Flüssigkeit nach und nach auf, so bewegt es sich, wie die Fische, dahin, wo noch welche ist, und unterscheidet dem zu Folge schon ziemlich deutlich, es empfindet, es fühlt Triebe, es will, aber es ist nur Nahrungs- und Erhaltungstrieb. Doch unterscheidet es, wie der Eingeweidewurm, was es zu unterscheiden hat, vollkommen, und benutzt seine Seele nur zur Erhaltung seines Lebens, die ihm ohnedem zu Mehrerem nicht würde dienen können, wenn auch einiges noch nicht Gefundenes in ihm vorhanden sein sollte.

Ueber ihm treten Thierchen mit Wimpern am Munde auf, die sie mit großer Schnelligkeit bewegen und dadurch kunstreich einen Strudel im Wasser verursachen, so daß ihnen Nahrung in den Mund strömt.

Höher noch stehen die Punktthierchen, welche sich traubenartig aneinander hängen und so gesellschaftlich leben, was bei den Eingeweidewürmern gewiß nicht der Fall ist. In der thierischen Welt läßt sich keine blos mechanische oder chemische Anziehungskraft annehmen, sie mußten sich deßhalb kennen, erkennen und aufsuchen.

Eine andere Art Punktthierchen hat ein Auge, also Empfindung des Lichts, so daß es vermuthlich die Nahrung, vielleicht auch seinesgleichen, jedoch nur als Formen unterscheidet. Das Dasein des Auges bedingt bei ihm Nerven, obwohl sie wegen der Kleinheit des Körpers noch nicht entdeckt werden konnten.

Der Gestalten dieser Thierart, von der uns Oken 40 verschiedene Gattungen aufzählt, sind viele, Faser-, Linsen-, Schiff-, Kamm- und Mondform, Kugel, Schraube, Scheibe mit Borsten, Hörnern, fußförmigen Fortsätzen, die sie willkürlich wie Theile eines Perspektivs ausstoßen können. Mehrere können sich durch Zusammenziehungen eine Menge neuer Gestaltungen geben. Es giebt solche mit und ohne Hüllen, angeheftete und frei sich bewegende. Ihre Bewegung ist höchst verschieden, rollend, wälzend, schiebend. Sie bewegen sich sogar kollegialisch mit einander und Temperament und Temperamentsverschiedenheiten treten, aber begreiflich noch nicht in den Individuen sondern nur in den Arten, bei ihnen hervor, doch nur die zweifachen, das sanguinische und das phlegmatische. Es mangelt auch nicht an Verschiedenheiten im Wollen, sowie im Geschmack, denn das Scheibenthierchen frißt sehr gerne Farbenstoffe, während das Mufftthierchen keine mag. Sie unterscheiden also ihren Zustand und ihre Nahrung, ihresgleichen und andere, sie empfinden, haben Triebe, handeln ihrer Empfindung und ihrem Triebe angemessen, wenden ihre Organe klug an und bewegen sich frei. Außer den Sinnen für Nahrung, Bewegung, Ruhe und Licht, scheinen sie keine zu haben, alles übrige scheint ihnen verschlossen zu sein. Alle ihre Unterscheidungen, Empfindungen, Triebe, Neigungen und Abneigungen, ihr Wollen und Nichtwollen, beziehen sich nur auf einen Zweck, sinnliches Leben.

Die polypenartigen Infusorien stehen im Ganzen genommen wieder eine kleine Stufe höher. Mehrere Arten dieser Klasse haben magenähnliche Blindsäcke, einen vollkommenern Darm, mit einer vorderen und hinteren Oeffnung und als Bewegungsorgane sehr verschiedene und höchst sonderbare Instrumente, wie Borsten, Haken, Zapfen, Hörnchen, Bärte, Näpfe, Schnauzen, Mundlappen und Mundlippen um den Mund herum oder auch über den ganzen Körper Wimpern, die sich beinahe un-

unterbrochen bewegen. Ihre Augen, eins, zwei, drei bis vier, sind rothe und schwarze Punkte. Manchen ist ein tüchtiger Zahnapparat von zwanzig bis dreißig Zähnen gegeben, zum Wirbeln aber ein Rüssel. Im Innern spielt ein schön violetter oder röthlicher Saft, der sich in den Darm ergießt und die Exkremente färbt. In allen sieht man Eierstöcke und Eier, doch werden die Jungen schon in einer Stunde so groß, als die Mutter ist, und ein Kristallfischchen kann in zehn Tagen über eine Million Nachkommen haben.

Wegen ihrer sonderbar verschiedenen Gestalt müssen ihre Bewegungen auch verschieden sein. Wie ein Wallfisch bewegt sich das größte dieser Zunft, das Ovalthierchen, zwischen den kleinern Punktthierchen hin und her und — verschlingt sie. Schon ein Hai im Wassertropfen. Der Wasserschwan muß sehr gut sehen, denn wenn etwas, das zu seiner Nahrung dient, in seine Nähe kommt, fährt er schnell darauf. Das Haarthierchen, das Halsthierchen, das Trichterthierchen, das Urnenthierchen (Polypenlaus), das Baumthierchen ꝛc. gehören alle noch in diese Zunft, von der uns Oken 56 verschiedene Arten angiebt. Mehrere dieser Thierchen haben Hüllen, Scheiden, Schalen, und wenn sie sie selbst bilden, so ist schon hier der Anfang des Bildungs- und Kunsttriebes, wenn auch auf der allerniedrigsten Stufe, gegeben. Was sie aber bilden, dient nur zu ihrer Erhaltung. Das Gemeinschaftliche dieser Zunft nebst dem, was sie mit den erstern haben, ist mehr Gesellschaftlichkeit, Widerstandskraft, Schnelligkeit in der Flucht, viel Willen mit andern, mehr Einheit zugleich mit sich selbst, mehr Raubsucht.

Die dritte Zunft, die quallenförmigen, sind noch viel wunderbarere Organismen und Seelen. Sie heißen auch Räderthiere und sind meist schon mit blosen Augen sichtbar. Die radförmigen Wirbelorgane am Munde, von denen sie ihren Namen haben, erregten seit Löwenhoeck die Bewunderung aller

Beobachter, und man glaubte früher, es liefe wirklich ein Rad um, welches die flimmernde Bewegung hervorbringe. Manche haben zwei, drei solcher Räderorgane, mit denen sie einen Wirbel erregen und so die Nahrung in den Mund treiben. Man entdeckte an ihnen einen Schlundkopf, einen gegliederten und einschiebbaren Schwanz, mit dem sie sich ansetzen können, Haare, Augen, Muskelfasern, eine Vibration derselben, gezähnte Kiefern, ein Gefäßsystem, Nerven. Sie vermehren sich durch Eier und lebendige Jungen, die sie in Blasen an sich bergen. Wenn eines die Blase durchbricht, ist ihm die Mutter durch Wedeln des Schwanzes dabei behülflich. Manche dieser Thierchen wohnen in Röhrchen, die sie sich selbst bauen. Schneidet man Thierchen und Röhrchen von einander, so stirbt es. Ein nur hinten zerschnittenes kroch heraus, setzte sich außen daran, lebte noch vierzehn Tage, aber flimmerte nicht mehr. Bei dem Streckthierchen saugt sich der Rumpf vor dem Tode an, der Schwanz, der nur an einem dünnen Faden am Rumpfe hängt, und schon im Leben seinen eigenen Willen zu haben scheint, reißt sich los und lebt dann noch eine kurze Weile für sich. Psychisch tritt uns in dieser Zunft, in der Oken über 60 verschiedene Arten zählt, mehr Geschicklichkeit, mehr Raubsucht und die erste Spur von Sorgfalt der Mutter für die Kinder auf. Ihre Seele hält mit ihrem Organismus Schritt, sie unterscheiden mit Letzterer mehr, darum ist in ihnen mehr Trieb, mehr Neigung sich anzueignen, mehr Liebe und Haß für Nahrung und Leben. Sie können krank werden, aber Krankheit schwächt ihren Frohsinn, und selbst in Noth und Tod wissen sie sich zu helfen. Der angedeutete Widerspruch in den Gesetzen einzelner Theile spricht noch deutlich für das Pflanzenartige der Klasse.

Die **Polypen**, eine höherstehende Klasse, in der Oken 604 verschiedene Arten zählt, sind festsitzende Gallertröhren, mit haardünnen Fangarmen um den Mund, selten mit einem After neben demselben. Diese gallertartigen, durchsichtigen Thiere

scheinen einfacher als die Infusorien gebaut zu sein, doch haben sie Ernährungsorgane, Muskeln, Gefäße, Geschlechtsorgane und ohne Augen die zarteste Empfindlichkeit für das Licht und jede Berührung. Sie vermehren sich theils durch Absonderung von Zweigen, theils durch Eier und bilden pflanzenförmige Stöcke, den Korallenstamm, indem sie in- und auswendig kohlensauren Kalk absondern. Die Korallen gehören zu den ersten Thieren, die nach der Bildung der Erde von ihr hervorgebracht wurden, denn man findet sie versteinert schon in den ältesten Kalkgebirgen, die oft aus nichts weiter zu bestehen scheinen. Sie ernähren sich durch den Mund und ergreifen ihren Raub: Pflanzen, Infusorien, Krebschen, durch ihre mit Härchen gefranzten oder mit Zähnchen besetzten fadendünnen Arme. Ihre Lebenskraft ist ebenfalls noch wunderbar zähe, man kann sie wie einen Handschuh umkehren, sie leben und verdauen, was sie in dem umgekehrten Zustande eingenommen; man kann sie entzwei schneiden, aufschlitzen, mörsern, sie leben dennoch, und alle ihre Theile verschmelzen wieder in einander; nur das Feuer tödtet auch sie, wie alles Lebendige. Bewahrt man sie im Glase, so setzen sie sich immer nur an der Lichtseite desselben an. Berührt man das Wasser oder sie selbst, so fallen sie plötzlich zusammen, dehnen sich aber allmälig wieder aus. Sie strecken ihre Arme aus, umwickeln plötzlich ihren Raub, ziehen ihn an sich und verschlucken ihn. Kleine Thierchen bleiben an diesen Armen kleben, aber nur, wenn die Polype will, denn wenn sie satt ist, nichts mehr bedarf, fallen sie ab. Sie kennen ihre Nahrung genau und greifen nicht fehl; doch kann man sie mit zerschnittenen Würmern und Fleisch von Säugethieren füttern und so ihre Gewohnheit ändern. Auch sie können krank werden und unter ihnen kommen schon Mißgeburten vor. Stülpt man sie um, so suchen sie sich wieder zurecht zu machen; gelingt es nicht, so fügen sie sich, ihrer Natur, ihrem Leben, ihrer Lebens- und Nahrungsweise unbe-

schadet. Schiebt man einen in den andern und steckt dann eine Schweinsborste durch beide, damit der innere nicht herauskriechen kann, so weiß sich dieser und zwar ganz eigen zu helfen. Er bohrt mit seinem Hintertheil ein Loch in den äußern Polypen und kommt heraus, braucht jedoch mehrere Tage dazu. Hat sich eine große Menge Polypenläuse auf ihn gesetzt, so will er sich ihrer entledigen, streckt sich aus, zieht sich zusammen, will sie mit seinen Armen abstreifen, aber oft vergeblich, denn die kleinen, ebenfalls eigensinnigen Feinde setzen sich ihm auf die Arme. Nun wird er endlich müde, muß sich ergeben und kommt ums Leben.

Die Sertularien und Hornkorallen sind für die Sonnenstrahlen schon sehr empfindlich; hält man der ästigen Blasenkoralle ein Stück Nahrung vor, so erkennt, ergreift und verschlingt sie es augenblicklich. Die Arme der Federbuschpolype bilden oft eine vollkommene, regelmäßige, trichterförmige Höhle, die sich dann ganz taktmäßig, wie eine Taschenuhr bewegen. Die Meernessel kann sich wie einen Strumpf umstülpen. Hat sie Schnecken verschluckt, so stülpt sie, um die unverdaubaren Schaalen los zu werden, sich nur um und schüttet sie aus.

Unerwartet viel und mehr Seele als in den vorigen Klassen zeigt uns diese. Sie hat Familienverbindungen, jedoch mit nur wenig freiem Willen, große Beharrlichkeit im Verfolgen eines Zwecks, Geschicklichkeit mit Anstrengung, Kenntniß der Gefahr und Fähigkeit, ihre Werkzeuge oder die körperlich gewordenen Kräfte einzeln oder gemeinschaftlich zu gebrauchen und nach Gutdünken zu lenken, Verstand im Ergreifen und Loslassen, alles je nach Umständen.

Die eigentlichen **Quallen** stehen für uns, obschon sie wegen der wirklichen oder nur scheinbaren Einfachheit ihres Baues von manchen Naturforschern zu allerunterst oder doch tiefer herunter als von uns gestellt werden, doch entschieden höher als selbst die unmittelbar vorher angeführte Klasse. Ihr Leib

ist gallertartig, durchaus nackt, fällt meist ins kugelförmige, ist derb, nicht einziehbar und von Adern einer Art durchzogen. Oft fehlt ihnen der Mund, wogegen dann viele mit Saugröhren versehen sind. Oken zählt 208 verschiedene Arten. Die vorkommenden Mißgeburten deuten auf Komplikatiou ihres Baues. Manche klappen stets, tiefer unten schweigt noch Alles unbedingt; sie sind also die ersten Tonangeber im tellurischen, kleinen Weltall. Vielleicht hören sie sich schwach und hört ihr Klappen auf, so kann man sie durch Kneipen und Stechen wieder klappen machen. Die Alten tragen die Jungen noch unentwickelt in einem Beutel und die Jungen scheinen beliebig aus- und einschlüpfen zu können. Es ist die erste Spur der Zuflucht der Kinder zur Mutter. Den Temperaturwechsel empfinden sie sehr stark, was noch bei keinem der früheren angezeigt ist. Aus dem Wasser emporgenommen, heben sie den Rüssel empor, sowie sie auch beliebig einzelne Theile bewegen können.

Seit Jahrhunderten sind die Kammquallen oder Seeblasen den Seefahrern wohl bekannt. Sie heben sich über das Wasser, blähen den Kamm, den sie nach Belieben füllen und leeren können, auf, und fahren stolz wie Pfauen in ganzen Truppen, wie kleine Flotten, bei den Schiffen vorbei. Sie sind also nicht an den Tropfen gebunden; warum aber treiben sie, was wollen, was suchen und erstreben sie mit ihren Reisen, wer ruft die Flotte zusammen, wer führt sie und wenn und wo werfen sie Anker oder versenken sich? Hier tritt schon ein großer Raumsinn, ein geographischer Trieb, hier auch verschiedene Willkühr, hier der Sinn für das Licht, die Luft, die Wärme, höhere Principien und der Anfang des Lebens in zwei Elementen auf.

Noch höher stehen die **Schaalthiere.** Die zweischaaligen oder Muscheln haben einen häutigen, in Brust- und Bauchhöhle eingetheilten Leib, dessen Haut, Mantel genannt, empfindlich ist. Sie sind musculös (fleischig), haben Eingeweide,

Arterien, Venen, ein Herz, eine Speiseröhre, Gallengänge, Speicheldrüsen, Kiemen oder Athmungswerkzeuge, eine Andeutung von Kopf, Ohr und Auge und ein ausgebildetes Nervensystem von Fäden und Knoten. Alle haben einen großen Eierstock und viele auch die Organe des Milchs. Alles ist von einer oder zwei Schaalen bedeckt, die das Thier entweder selbst bildet oder die ihm von der Natur ohne sein Zuthun gebildet werden und die es im erstern Falle auch, wenn sie verletzt oder zerbrochen werden, wieder ausbessert und ersetzt, wozu die Natur sie eine schleimige Feuchtigkeit ausschwitzen läßt, die dann verdunstet und sich verhärtet. Sie können sie mit eigens dazu eingerichteten Muskeln öffnen und schließen, so daß ihre Thüren oder Schaalen offenbar ihrem Willen unterworfen sind. Mit ihrem einen Fuße können sie schwimmen, sich schieben, kriechen und bohren. Die einen leben im salzigen Meere, wenige im süßen Wasser oder auf dem Lande — ein neuer Sprung — und nähren sich erstere von Thieren, letztere von Pflanzen. Sie finden sich in den kalten wie in den heißen Zonen, doch in Letzteren in ungleich größerer Mannigfaltigkeit und Größe und es giebt dort welche, die über einen Centner wiegen, obwohl die Mehrzahl einige Lothe nicht übersteigt. Von geistigen Eigenschaften, wie bei den Insekten, von Munterkeit, Spielen, Kunsttrieben, Tönen rc. ist hier noch kaum eine Spur wahrzunehmen. Viele bringen ihr ganzes Leben in einem Loche zu, andere kriechen oder rudern, um ihrer Nahrung willen, aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Sie ahnen Wasser in etwelcher Entfernung und suchen es auf. Bei der glatten Gaffermuschel wohnt immer eine kleine Krabbe, und ihr fröhliches, vergnügtes Beisammenleben, sowie das Ausziehen des Krebschens, wenn seine Haushälterin erkrankt, ist Thatsache. Die Kraken, mit 2 Herzen, Flossen und Fangarmen mögen die vollkommensten Schaalthiere sein. Der Nautilus kann sich mit seiner schönen, kunstreichen Schaale beliebig heben und senken und seine Segel

ausspannend gerade wie ein Schiff dahinfahren. Truppenweise treiben sie sich nach dem Sturme auf dem Meere herum, doch nicht lange, bald schlagen sie das Boot wieder um und versenken sich.

Die **Schnecken** zerfallen in Meer-, Fluß- und Landschnecken. Sie sind theils nackt, theils nur einseitige Muscheln, deren kielförmiger Bauch breit geworden und in eine Sohle zum Kriechen verwandelt worden ist und deren rechte Schaale sich unverhältnißmäßig vergrößert hat, während die linke zu einem Deckel geschwunden oder ganz verschwunden ist. Ihr innerer Bau ist so vollständig, als der der Muscheln, ja es findet sich bei ihnen schon eine Spur der Zunge, die einem Bande gleicht und meist mit vielen dornigen Häkchen bedeckt ist. Die Meerschnecken leben sämmtlich von Fleisch und saugen gewöhnlich andere Thiere aus, nur die Land- und Flußschnecken fressen Pflanzen.

Unsere **Landschnecken**, die von Manchen höher hinauf gestellt werden, lieben alle die Feuchtigkeit, leben in nasser Erde und an nassen Wurzeln, in Wäldern und Kellern, kommen nach dem Regen hervor wie Pilze, suchen Schatten im Garten und sind am untern Theile der Blätter zu suchen. Im Trocknen ists ihnen unwohl, an der Sonne verdorren sie; die ersten Landthiere sind noch halbe Wasserthiere und Schleim. Fußlos kriechen oder schwimmen sie noch auf dem Bauche am Boden. Manche haben ein ausgebildetes Athmungssystem und Kiemen. Interessant ist es, daß ihnen der abgeschnittene Kopf mit den Fühlfäden 2c. mit allem Verstande nachwächst, daß sie ihre Fühlfäden wie Finger eines Handschuhs einwärts stülpen und bei Annäherung einer Gefahr, die sie also von Ferne sehen, sich an Fäden von Bäumen und Gartenpflanzen herunterlassen können. Weinbergsschnecken hält man in sogenannten Schneckengärten; sie könnten entfliehen, thun es aber nicht, sondern halten, zehntausende bei einander, treulich zusammen. Sie selbst

ist zwar noch dauernd an ihr Gehäuse geheftet, steht aber mit dem Deckel, womit sie Winterszeit dasselbe verschließt, in keinem dauernden Verhältnisse mehr, obgleich sie ihn durch Ausschwitzen aus ihrem eigenen Körper verfertigt, und uns so das erste, wenn auch höchst einfache Kunstprodukt der Thierwelt zum Schutze gegen die rauhe Jahreszeit zeigt. Jede Schnecke ist Mann und Weib, jede begattet sich mit der andern, befruchtet sie und wird zugleich von ihr befruchtet. Erst hier also der Uebergang zur gänzlichen Trennung der Geschlechter, erst hier tritt eine Geschlechtsliebe, allerdings noch in der Form thierischer Selbstsucht auf, aber doch ist schon die eine die Ergänzung der andern und die gröbste thierische Ehe ist entstanden.

Bei den Sepien ist der Organismus der vollkommenste. Sie haben Augen, ein Herz, sie athmen regelmäßig, haben getrennte Geschlechter und halten sich in Schaaren zusammen. Sie führen in einem Beutel einen schwarzen Saft, den sie, wenn sie verfolgt werden, ausleeren, damit das Wasser trüben und, so sich verbergend, entkommen.

Besonders im Mittelmeere und bei Griechenland findet sich eine Art, die so groß und dick wird, wie der Leib eines Mannes und sechsmal längere, armsdicke, mithin 12 Fuß lange Arme, von denen sie zehn hat, bekommen kann. Sie kann dort den Badenden gefährlich werden, indem sie dieselben mit den Armen umfaßt, sich mit den Saugnäpfen, deren an jedem Arme über hundert Paar sitzen, festsaugt und sie so unter das Wasser zieht. Die niedrigsten Organismen können noch keine Menschenfurcht haben, die mittleren noch keine Menschenachtung.

Die **Ringelwürmer** mit rothem Blute oder Rothwürmer sind ebenfalls noch auf sich selbst, ihre Nahrung und ihren Wohnort beschränkt, doch sind sie ziemlich komplicirt gebaut, haben Kiemen, Nerven, Arterien und Venen; einen förmlichen Blutumlauf, Fühlfäden, Augen, einen vollkommenen Mund

mit Zähnen, Borsten und Schuppen. Zunge, Ohr und Nase mangeln noch. Sie sind theils Zwitter, theils getrennten Geschlechts.

In diese Klasse gehören die Sohlen-, die Arm-, Kamm-, Stern- und Walzenwürmer, die Blutegel, Wasserschlängelchen, Meerigel, Meersterne und Garten- oder Regenwürmer. Das Fadenhorn bildet sich ein häutiges Röhrchen als Aufenthaltsort oder Häuschen im Wasser, das Meerschlängelchen macht sich eins aus Schleim und Schlamm, der Halskiemer noch künstlicher aus Schleim und Sandkörnchen, die er ziemlich regelmäßig einkittet und die goldhaarige Amphitrite kittet sich gar kunstreich ein festes, kegelförmiges Röhrchen aus den feinsten Sandkörnchen. Hier ist der erste Anfang des eigentlichen Kunsttriebes und zwei schlechte Würmer, der Regenwurm und die Amphitrite, stellen uns zwei große Eigenheiten auf, durch welche auf einmal eine viel höhere Stufe gewonnen wird.

Immer finden sich Thiere dieser Klasse in unsäglicher Menge beisammen; ihr gesellschaftlicher Sinn muß demnach groß sein, doch etwas Gemeinsames thun sie unseres Wissens nicht. Die Würmer scheinen noch keinen Herrn zu haben und nur der Ortssinn führt und hält sie beisammen.

In der Ordnung der **Würmer** haben wir in den fünf Hauptklassen: Eingeweidewürmer, Infusorien, Quallen, Muschelthiere und Rothwürmer, viel und vielleicht mehr gefunden, als wir gesucht haben. Die Organe haben sich schon ziemlich ausgebildet, und sie, die in den ersten Klassen nur in dem Verdauungsorgane, dem Darmkanale, bestanden, haben sich schon ziemlich hoch gehoben; doch mangeln ihnen noch Geruchs-, Geschmacks- und Gehörsorgane, sowie das Gehirn. Sie zeigten viel Nahrungstrieb und Ernährungsgeschicklichkeit, Ortssinn, Sicherungssinn, Bildungssinn, Wehrsinn, verschiedene Temperamente, Anhänglichkeit und Anfänge von Familienverhältnissen. Ihr Gesichtssinn ist noch nicht Farbensinn. Töne geben sie

nicht von sich, d. h. sie haben noch keine Sprache und können sie lernen, so können sie es nur durch das schwache Auge und die Gefahr; aber Empfindungen müssen sie alle haben, denn die Empfindung vermittelt eben die Unterscheidung, wie umgekehrt.

Zwitter giebt es über den Würmern keine mehr, die Geschlechter sind von ihnen aus durchgehends getrennt, das Geschlechtsleben beginnt und mit ihm schon der erste Grad von Individualität.

Wir kommen jetzt zu den **Insekten,** die wir psychologisch in neun Hauptklassen theilen. Sie stehen höher als die Würmer, d. h. die vollkommensten Insekten stehen höher als die vollkommensten Würmer, die untersten Insekten stehen ebenfalls sehr tief, doch nicht so tief, als die untersten Würmer; aber schnell und viel schneller erheben sie sich, als jene. Ihrer wundersamen Verwandlung wegen sind sie das große Räthsel der Naturhistoriker, sie sind es aber auch für den Psychologen, weil sie auf eine ganz eigene Art Stillstand, Fortschritt und Rückschritt repräsentiren.

Milben und **Läuse** bilden die erste Klasse. Die Milben haben einen dicken, hinten rundlichen uud in der Mitte eingezogenen Leib, unvollkommene Freßwerkzeuge, Augen und Fühlhörner sind vorhanden, die Augen aber sehr einfach und Füße haben sie sechs, mit denen sie sehr schnell laufen können. Die Weibchen sind etwas größer und haben hinten eine Legröhre. Flügel haben sie nicht und verwandeln sich auch nicht. Sie leben auf Eßwaaren. Die Läuse, welche in zwei, in jeder Hinsicht getrennte Geschlechter, in Pflanzen- und Thierläuse zerfallen, nähren sich von Pflanzen und Thiersäften, die sie mit einem stachelartigen Rüssel einsaugen. Sie gleichen den Milben in Betreff der Augen, Füße, Flügellosigkeit, so wie sie sich auch nicht eigentlich verwandeln, obwohl sich eine Verwandlung vorbereitet.

Die amerikanische Milbe bohrt sich in Thiere ein und webt dann in der Wunde ein wolliges Nestchen für die Eier, was auf eine vorstehende Sorgfalt der Mutter für die Jungen deutet, die bei den Würmern noch nicht so ausgesprochen ist. Deutlich wahrgenommen ist, daß die Jungen lebhafter als die Alten sind; sie haben demzufolge schon eine eigentliche Jugendzeit und müssen einen Cyklus von der Wiege bis zum Sarge des Greisen durchlaufen. Die Milben halten Winterschlaf, eine Verrichtung, die ebensalls erst bei den Insekten, doch schon bei den untersten, vorkommt. Es scheint auch fast, als ob bei ihnen eine unvollkommene Häutung, ein Kleiderwechsel stattfinde, und wenn Kleider Leute machen, das Kleid sich aber allmälig verbessert, so wird auch hier die Häutung nicht nur auf die Physiologie, sondern auch auf die Psychologie bezogen werden müssen.

Die Läuse müssen eine Verwandlung bestehen und durch einen Puppenzustand gehen. Das Schildlausweibchen der Cochenille bewegt sich von seinem Platze, legt Eier und stirbt auf ihnen. Zäher kann keine Mutterliebe, wenigstens als Trieb, sein. Die Männchen sind lebhafter, thätiger; es treten hier also, außer den Naturellverscheidenheiten im Alter, auch solche im Betreff des Geschlechts auf. Eine einzige Befruchtung hält bei den Blattläusen durch sieben, acht, neun Generationen an, so daß eine einzige den ganzen Sommer hindurch lebendige Junge gebären kann, von denen die letzten im Herbste Eier legen. Man sagt, daß jedes Thier seinen Feind kenne, die Blattlaus kennt ihren ärgsten, die Blattlausmade, nicht im mindesten, denn diese sitzt mitten unter ihnen und saugt eine nach der andern aus, ohne daß jene fliehen. Die Menschenläuse werden durch den Umgang mit dem Menschem nicht gescheidter, er ist ihnen nur der Boden, aus dem sie ihre Nahrung saugen. Sie plagen beinahe alle vollkommeneren Thiere des Landes und des Wassers, sogar der Wallfisch, der Canarienvogel und

die Bienen leiden durch sie. Auch der Floh gehört hierher. Er muß eine große Verwandlung bestehen; ob diese zur Vermehrung seiner Geisteskraft beiträgt? Er scheint wenigstens das Verständigste dieser Thiere zu sein, kennt seinen Feind sehr gut und weiß ihm durch tausend Listen zu entgehen. Besonders merkwürdig ist der Bau und die ungeheure Muskelkraft seiner Hinterfüße, mit denen er Sprünge machen kann, die einige hundert mal größer sind, als er selbst ist.

Die **Asseln** und **Skolopender**, die nicht mehr und nicht minder Seele äußern, sind der Anfang dieser Klasse. Sie lieben das Dunkle und Feuchte, leben von Moder, sind ungeflügelt und erleiden entweder keine oder nur Anfänge von Verwandlung. Sie sind wurmförmig geringelt, befußt, können theilweise gleich gut vorwärts wie rückwärts laufen und ihre Freßwerkzeuge sind Kiefern. Es giebt Wasser-, Land- und Thierasseln. Die letzteren sind also, wie die Milben und Läuse, Schmarotzer. Diejenigen, die sich häuten, fressen gewöhnlich ihr altes Kleid auf. Die Springassel trägt ihre Jungen noch eine Weile mit sich herum, aber die Schnurassel frißt sie, so daß mit dem höhern Besseren auch das höhere Schlimmere allmälig auftritt. Die Wälzerasseln greifen, im Schlamm des Meeres suchend, Würmer, Fische, Muscheln gemeinschaftlich an und zeigen uns so das erste, bestimmte, gemeinschaftliche Wollen und Zweckanstreben. Eine andere Art beißt die Fäden der Miesmuschel ab, damit sie vom Pfahl herunterfalle und zeigt so in ihrem Thun Verstand.

Nur wenig höher stehen die **Wanzen** oder Qualster, unläugbar jedoch äußern sie neue Kräfte, Sinne und Geschicklichkeiten. Sie haben einen platten, häutigen Leib mit einem gegliederten, geraden Saugschnabel und borstenförmige Fühlhörner. Sie sind noch eine Art Läuse, die mit ihrem Stechinstrumente aus Pflanzen, Thieren und Menschen Nahrung in der Form der Säfte saugen. Ohne sich eigentlich zu verwan-

deln, häuten sie sich einigemale, wobei das Sonderbarste ist, daß sie nie Flügel, sondern nur Spuren von Vorderflügeln bekommen und so gleichsam immer im Puppenzustande verharren Sie schlafen im Winter, denn der tägliche Schlaf kommt noch nicht, kommt noch lange nicht vor. Auf untere Organismen wirkt nur das größere Schaukelspiel der Jahreszeiten, das der Tageszeiten noch nicht. Sie können eine Kälte von 33 Graden Reaum. aushalten, äußerst lange hungern und fressen einander gern auf. Die mit Staub und Kehricht bedeckte Kothwanze zeigt uns mit ihrem feierlichen Beschleichen ihrer Beute die feierliche List, die Heuchelei. So arg im Allgemeinen die Raubsucht der Wanzen, dieses eigentlichen Mördergeschlechtes ist, so freundlich zeigt sich die graue gegen ihre Kindlein, die sie, oft zwanzig bis dreißig bei einander, wie die Gluckhenne ihre Küchlein, von einem Blatt zum andern führt. Bleibt sie sitzen, so bleiben auch die Jungen sitzen, zieht sie weiter, so machen sich schnell alle mit einander mit ihr auf den Weg. Das Männchen soll, um die Jungen tödten zu können, oft das Weibchen anpacken, dieses sich dagegen aber kräftig wehren, und die Jungen, die Gefahr wohl erkennend, sich dann immer hinter die Mutter begeben. So treten auch hier schon Mann und Weib in der Behandlung und Erziehung der Kinder einander schroff entgegen und immer größer werden die Gegensätze und allmälig tritt jede Art von Sein, von Thun und Lassen auf.

Unter der zweiten Klasse, den **Fliegen**, verstehen wir die Zweiflügler. Oken sagt, daß man für die ganze Klasse 60,000 verschiedene Arten annehmen dürfe. Sie leben vorzugsweise in der Luft, athmen durch Seitenöffnungen, haben große, vielflächige, und zugleich einige kleine Augen zum Sehen in der Nähe, entweder einen Schlürf- oder einen Stechrüssel, Blutgefäße, Muskeln, Nerven, ein ausgebildetes Organ zur Begattung und zum Eierlegen. Zum Riechen und Hören scheinen sie keine eigenen Organe zu haben, und doch riechen und hören

sie unzweifelhaft, wodurch ihnen eine Unterscheidung einer neuen Welt eröffnet wird. Sie müssen durch drei ganz verschiedene Zustände, der Made, der Puppe und des geflügelten Insekts gehen. Als Larve leben viele in der Wärme des Kuh-, Pferde- rc. Mistes, als vollkommene Insekten suchen sie in den Häusern immer das Licht, das Kerzenlicht, die Helle der Fenster oder doch die Weiße der Decke. Andere schwirren bei Tage lustig im Sonnenschein, noch Andere tanzen des Abends im Sonnengold lustig in großen Schwärmen herum und scheinen die Witterung des folgenden Tages schon zu empfinden. Groß ist ihre Vorsorge für das künftige Wohl ihrer Nachkommen und genau wissen sie die passende Nahrung für ihre Jungen zu wählen. Legt man den Schmeißfliegen dünne Stücke Fleisch an die Sonne, wo sie bald vertrocknen, so spazieren sie zwar darauf herum, legen aber keine Eier, was, wenn es auf fruchtbarem Boden liegt, sofort geschieht. Als Larven zeigen mehrere nicht wenig Fähigkeit und berühmt ist die Larve, unter dem Namen des Heerwurms bekannt, die mit Zehn- oder gar Hunderttausenden fest an einander hängende Züge von vielen Ellen Länge bildet, eine Eigenheit, die ihre Psyche mit in den vollkommenen Zustand des Insekts hinüber nimmt. Die Puppen der Fliegen heißen Tonnenpuppen, weil sie an beiden Enden den gleichen Durchmesser haben. Was würde man aber sagen, wenn ein vierfüßiges Thier, etwa der Ochse oder der Elephant, sich gegen den Winter auf einmal von seiner Haut zurückzöge und sich in dieselbe wie in eine Schachtel verschlösse, um sich vor Luft und Wetter zu beschützen. Und dieses Wunder geht bei den Fliegen und vielen anderen Mücken unter unsern Augen vor. Werden die Maden von ihnen in einem Glase mit Erde gehalten, so kriechen sie hinein, um sich dort zu verpuppen, was nach 2 bis 3 Tagen geschieht, aber ohne je eine Haut abgeworfen zu haben. Ist das Glas leer, so suchen sie die Erde zwar, verpuppen sich aber endlich doch, wer-

den kürzer, eiförmig, braun und spröd wie eine Krebsschaale und können keinen Theil mehr bewegen. Hier im Dunkel der Mitternacht bildet die allgemeine Psyche der Larve ein neues Sein, es ist der Uebergang zu einem freiern, schöneren Leben, zu dem sie nach 14 Tagen sich erhebt. Beim Erwachen der Puppen, wenn ihre Psyche wieder heraus an den Sonnenschein will, kann sie schon Etwas, sie hebt mit dem Kopfe den Deckel der Tonne auf, wie wir beim Erwachen die Bettdecke, guckt dann um sich, dehnt die Flügel, putzt sich augenblicklich und fliegt davon, ihrem Bedürfnisse, ihrem Schicksale, ihrer Bestimmung nach. Bemerkenswerth ist im Gegensatze der Lebensart und des Aufenthaltes der Made die außerordentliche Liebe zur Reinlichkeit der nun vollkommenen Psyche des ausgebildeten Insekts. Vom Tode haben sie noch keine Ahnung; sie ist furchtsamen und doch hartnäckigen Naturells; ja ihre hartnäckige Unverschämtheit ist sprüchwörtlich geworden.

Interessant ist der Mückentanz, der wohl auf heitere Geselligkeit und munteres Gemüth deutet. Sie scheinen zwar nur regellos hin und her und in allen Richtungen willkürlich durcheinander zu schweben, und doch bemerkt man, wenn man genauer Acht giebt, sehr bald, daß jede für sich ihr Verhältniß zu den andern Mittanzenden sehr bald erkennt, jeder der andern ausweicht, im Schweben bestimmte Richtungen hat, bald an einer Seite hoch herauf und heruntertanzt, dann quer, mitten durch den Schwarm schießt, auf der entgegengesetzten Seite ihre Bewegungen wiederholt, sich von da auf eine neue, ja auf alle vier Seiten begiebt, so daß, wenn kein Tanzmeister unter ihnen ist, der die Bewegung ordnet, jede Einzelne ein sehr reges Gefühl für Symmetrie in sich bergen muß. Hier ist Freiheit, Gesetz, Gefühl für Ebenmaaß, Wille und Munterkeit auffallend vorgebildet.

Eine neue, die dritte Klasse, bilden die **Heuschrecken**, Heupferde, Grashüpfer, mit den Cicaden. Sie haben starke

Kiefern zum Zerbeißen harter Pflanzenstoffe, große Augen, lange Fühlhörner, vier lange Flügel und die Weibchen eine Eierlegröhre. Alle lieben Trockenheit und Wärme, die meisten sind muntern, raschen Naturells. Sie sehen und hören wohl, obwohl noch kein Gehörorgan an ihnen entdeckt wurde. Alle Grashüpfer leben nur in der Paarungszeit zusammen, außerdem sind sie in ewigem Kriege mit einander, greifen einander zornig an, indem sie mit ihren harten Köpfen wie die Ziegenböcke auf einander stoßen; zusammengesperrt fressen sie einander auf.

Die wandernde Heuschrecke erhebt sich, wodurch aufgeregt, ist nicht zu sagen, von Zeit zu Zeit in unermeßlichen Schaaren, um auszuwandern. Es muß Jemand ihre Erhebung, ihre Richtung, ihren Flug, ihr Niederlassen, ihr sich Wiedererheben bestimmen, eine muß anfangen, der alle folgen, denn die Triebe, Gesetze, Neigungen der einzelnen stimmen nicht gehörig und von selbst zusammen. Reitet man in ein am Boden fressendes Heerlager hinein, so fliegen immer nur einzelne Haufen auf, die sich jedoch stets schnell wieder lagern, alle aber ziehen nur auf ein Zeichen für alle weiter. Wir haben hier das erste Zeichen der Unterordnung. Schlau lauern diejenigen von ihnen, die Insekten fressen, wie das Weinhänel — von seiner aufrechten Stellung und den kreuzweise über einander gelegten Vorderbeinen sehr mit Unrecht auch Gottesanbeterin genannt — ihrem Raube auf. Stundenlang drehen sie ruhig den Kopf nach allen Seiten, nähert der Raub sich aber nicht genug, so schleichen sie wie eine Katze heran, strecken den Leib so viel als möglich und fahren blitzschnell mit den Fangfüßen auf das Insekt los.

Noch treten zwei Eigenschaften neuer Art in ihnen auf: Trinklust und eine Art Gesangskunst. Sie trinken sehr gern, besonders trinken sie gern den Thau. Kein früheres Thier ist uns als durstend bekannt. Nur die Männchen singen, d. h. sie bringen, indem sie entweder die Hinterfüße an den Vorder-

flügeln, oder diese übereinander reiben, Töne hervor, die nicht unangenehm sind; doch schweigen sie still, sobald man sich ihnen nähert. Wir können im Allgemeinen die Klasse so charakterisiren: sie hat manches Menschliche, ist hurtig, furchtsam, zornmüthig und durstig, ihr Herz ist gesanglustig, doch lauter Klang thut ihrem Ohre wehe. In allen ihren Zuständen bleiben sie sich gleich, und ihre höchste Stufe leistet nicht mehr als die erste und zweite. Immer im gleichen Elemente, bedürfen sie keiner neuen Seelenthätigkeit, und das Alter ist nicht vollkommener, noch unvollkommener als die Jugend.

Schwer zu bestimmen ist die Stellung der **Krebse**, unserer vierten Klasse, weil sie einerseits noch keinen Kunstsinn, dafür hingegen sehr viel Selbstständigkeit und Bewußtsein zu haben scheinen und deshalb jedenfalls höher stehen, als die schon gegebenen.

Der Leib der eigentlichen Krebse zerfällt in zwei deutlich unterschiedene Theile, in Brust und Schwanz, doch ist der Kopf von der Brust abgesetzt und die Augen stehen niemals auf dem Brustschilde selbst.

Die Schaale ist hornartig und ein vortrefflicher Panzer, wie bei den Käfern. Es mangelt ihnen kein Eingeweide. Sie sind Vielfüßler, haben Ober- und Unterkiefer und lange Fühlhörner. Sie athmen durch die Kiemen und nähern sich dadurch den Fischen. Die Geschlechter sind völlig getrennt, und die Mütter tragen die Eier unter ihrem Schwanz eine Weile mit sich. Die Bestimmung der Augen ist stark ausgedrückt, vor sich zu sehen und vorsichtig zu sein, denn sie tragen sie auf Stielchen. Sie haben zwei Hände mit zwei Fingern oder Arme, wie eine Scheere gespalten, und deßhalb auch so genannt. Mit diesen, als ihren Hauptorganen, leisten sie Alles, was sie sollen. Sie müssen sich nicht verpuppen, doch ebenfalls häuten. und erneuern dabei selbst ihren Magen. Scheeren oder Füße, die sie in der Zwischenzeit verloren haben, repro-

duciren sich bei jeder neuen Häutung ebenfalls wieder. Sie sind theils Wasser-, theils Landwesen, leben auch im Wasser in Erdlöchern und nähren sich von faulem, selbst von stinkendem Fleische, doch packen sie auch Fische, Frösche und Schnecken an. Ihr Leben dauert nach Verhältniß lange und ist besonders bei unsern Flußkrebsen sehr zähe. Die meisten sind Nachtthiere und das Licht macht einen sehr starken Eindruck auf sie, eben so wie sie für die Electricität sehr empfindlich sind. Bei starkem Kanonendonner wie beim Gewitter soll der Hummer seine Scheeren von sich schnellen. Wirkt hier der Schrecken des Gemüths oder das Gehörorgan insbesondere.

Mehrere Arten wandern auf dem Lande herum, steigen auf Bäume und schweifen über Berg und Thal. Die Beutelkrebse erklettern die hohe Kokospalme, kneipen wie Affen und Menschen Kokosnüsse ab, lassen sie fallen, kriechen wieder herunter, brechen sie dann drunten mit Bequemlichkeit auf und speisen das Mark. Die Hundskrabbe, welche 2 Fuß lang und fast eben so breit ist, kriecht in Hühnerställe, packt die Hühner bei den Beinen und schleppt sie in ihre Höhle. Die Krebse in Paraguay leben, wie Azara erzählt, auf Feldern, von Flüssen und Bächen so entfernt, daß nicht einmal die Ueberschwemmungen dahin reichen, doch wählen sie stets Thon, also wasserhaltenden, nie aber Sand-Boden. Dort graben sie sich senkrechte, unten erweiterte, runde Höhlen, die oft mehr als zwölf Zoll tief und so im Stande sind, eine hinreichende Menge Regenwasser zu fassen. In jeder dieser Höhlen wohnt nur ein Paar, Männchen und Weibchen, und sie verlassen dieselbe nur des Nachts, um ihre Nahrung zu suchen. Die Landkrabbe, welche handgroß wird und in Jamaika lebt, hat gar drei Stationen oder Wohnungen, in denen sie jährlich wechselt. Die eine ist am Meere, die andere tiefer im Lande, die dritte auf einem Hügel, Felsen oder Gebirg noch tiefer drinnen. Das Fortpflanzungsgeschäft, was sie nur am Meere abmachen können,

zieht sie herunter, die Neigung zur Nahrung treibt sie wieder herauf, und Frau und Kinder folgen, sobald die Letztern nur kriechen können. Solch ein Zug und Zusammenhalten des Mannes und Weibes ist uns in der Thierwelt noch neu.

Bei den nächsten beiden Thierklassen tritt die Verwandlungskunst am allerstärksten hervor. Früher schon ist mehrmals angedeutet worden, daß die Larve höher als die Puppe stehe, das vollkommene Insekt dann aber wieder höher als die Larve, und wir müssen deshalb das scheinbare Naturgesetz, daß Alles, sei es auch mit Hülfe nöthiger Rückschritte, vorwärts schreite, durch zwei Insektenordnungen, die Schmetterlinge und die Käfer dazu aufgefordert, genauer betrachten.

Das Ei ist das unvollkommenste, die geringste Made oder Larve ist vollkommener, und die Puppe ist wieder fast ebenso unvollkommen als das Ei, aber plötzlich erhebt sich nun ein noch viel Vollkommeneres. Und doch ist es nicht wahr, daß die Natur sich mit jedem Schritte immer und in Allem vervollkommne, wahr nur, daß es bei Vielem der Fall sei. Bei andern ist das Gegentheil der Fall, wie uns die Schmetterlinge beweisen, die sich hierin zu den Käfern ganz verkehrt verhalten. Die Raupen der Schmetterlinge äußern viel Verstand, die Schmetterlinge hingegen fast gar keinen mehr, wogegen die Engerlinge der Käfer keinen Verstand haben und die Käfer selbst sich dann auf einmal auch im Einzelnen im hohen Grade dadurch auszeichnen.

Die **Schmetterlinge**, unsere fünfte Klasse, sind als Raupen größtentheils kunstreich und sinnig, obschon sie, in diesem Zustande, Ungeziefer, Geschmeiß 2c. genannt werden, doch scheint es, als ob durch die Anwendung des Kunstsinnes Alles aufgezehrt worden, und für den Schmetterling nichts mehr übrig geblieben sei. Die Verwandlung zeigt sich an den Raupen am allervollständigsten. Viele Insekten verwandeln sich gar nicht, andere müssen sich nur etliche Male häuten, ohne dabei die

Form zu verändern, noch andere aber verwandeln sich zwar, jedoch nur in so geringem Grade, daß Larve und vollkommenes Insekt beinahe das Gleiche bleiben und nur die Raupe muß sich erst etliche Male häuten und dann noch sich so verwandeln, daß Niemand sie in ihrem phantastischen Kleide wiedererkennen kann.

Die Raupen haben im Ganzen einen walzenförmigen Leib, der mit Ausnahme des Kopfes aus 12 Ringeln besteht. Eigenthümlich sind ihre Füße, von denen sie 3 Paar hornige am Vorderleibe und mehrere Paar häutige am Hinterleibe besitzen, zu denen sich aber oft noch ein paar Nachschieber gesellen. Die Füße sind unten gespalten, so daß sie alle Kanten wie mit Fingern anfassen können. Am Kopfe liegen auswendig am Ursprunge der Kiefer zwei hornige Freßzangen auf fleischigen Warzen und an jeder Seite des Kopfes sechs schwarze Körner, die Augen. An der Seite, näher dem Bauche, als dem Rücken, liegen auf neun Ringeln die Athemlöcher. Sie fehlen dem zweiten, dritten und letzten Ringel. Alle Raupen können spinnen und haben dazu eine eigene Vorrichtung in sich. Ihre inneren Gefäße sind ziemlich vollständig.

Große Geschicklichkeit zeigen sie bei den Häutungen, im Abwerfen ihrer Kleider, zu Kunstfertigkeiten und Kunstsachen aber haben sie einen klebrigen Saft in ihren Speicheldrüsen. Zum Gehäusemachen benutzen sie alles Vorräthige, Gräser, Fäden, Papier, Haare, auch ihre eigenen, Blätter, Sägemehl 2c., sogar ihren eigenen Unrath. Raupen, die in einem Glase aufbewahrt werden, kriechen zu dem verschließenden Papierdeckel hinauf, reißen ein Stückchen nach dem andern davon ab, tragen es herunter und benutzen es zu ihrer Verpuppung. Ist hier Mechanismus, blinde Nothwendigkeit, gedankenloser Trieb, Instinkt oder Verstand im Spiele? Macht man einen Riß in ihre Gehäuse, so flicken sie ihn wieder aus, aber alles Ausbessern erfordert Einsicht in das Ganze, erfordert Einbil-

dungskraft und Verstand, wenn es ordentlich gemacht werden soll, und sie machen es unverbesserlich. Noch auffallender ist, daß die Goldschwanzraupen mehrere Hunderte nicht nur gemeinschaftlich leben, sondern auch gemeinschaftlich arbeiten, sich am Ende eines Baumzweiges ein gemeinsames Nest, ein Haus bilden, dort mehrere Blätter zusammenziehen, und sich verschiedene runde Zimmer und Eingänge machen. Noch sonderbarer ist, daß die gemeinsam sich Beutel verfertigenden Wegrichfalterraupen beutelweise zusammengethan werden können, wo dann die verschiedenen Colonien sich nicht nur gut mit einander vertragen, sondern auch gemeinschaftlich mit einander zu arbeiten anfangen. Hier ist also nicht nur Formensinn, sondern auch Begriff des Bedürfnisses, da sie je nach demselben nach einem größern oder kleinern Maaßstabe arbeiten. Die Raupe der Wachsschabe geht in die Bienenstöcke, wölbt sich jedoch, um sich vor Stich und Tod zu sichern, einen Gang hinein, den sie aus Wachs und Unrath formt. Der Gang kann einen Schuh lang werden, hat den Durchmesser eines kleinen Fingers, ist fest und stark und inwendig mit Seide gefüttert. Sie zieht unter dem Gange zu Waben, die Larven haben, treibt innerhalb vier und zwanzig Stunden ihren Gang durch mehrere Zellen hindurch, und nie können die Bienen dabei von ihr mehr als den hornigen Kopf sehen.

Kirby erzählt von einer Raupe in Neuholland, die sich walzige Wohnungen in Bäumen, besonders in verschiedenen Arten von Banksia, aushöhlt, den Eingang dazu durch eine Fallthüre verwahrt, welche sie aus Seide, mit Blättern und Kothstücken durchwebt, verfertigt, und dieselbe, um aus- und eingehen zu können, nur am obern Ende befestigt, am untern aber frei läßt. Jeden Abend nach Sonnenuntergang verläßt die Raupe regelmäßig ihre Wohnung, um sich die Blätter, von denen sie sich nährt, zu sammeln, zieht sich aber, wenn der Morgen graut, ebenso regelmäßig und eilig in ihre Woh-

nung zurück, hebt das lose Ende des Deckels mit dem Schwanze auf und geht rückwärts hinein, indem sie ein Blatt der Banksia, das sie am Stiele hält, nach sich zieht. Wir finden hier Bau- und einen großen Kunstsinn, Ortssinn, das Gefühl des nöthigen Schutzes und der gefundenen Sicherheit in ihrer Wohnung, sowie die Ahnung des kommenden Nahrungsbedürfnisses.

Daß die Raupen Gefangenschaft und Freiheit unterscheiden können, und sich eingesperrt nicht zufrieden fühlen, ist gewiß. Gar manche fressen sich aus fichtenhölzernen Schachteln heraus; sie ahnen und begehren die Freiheit und das Aeußere. Ebenso lieben sie ihr Leben und viele lassen sich, wenn ihnen Gefahr droht, augenblicklich von dem Zweige, auf dem sie sitzen, an einem Faden in das Gras herunter. Sie benutzen so gerade die Kunst und den Faden, den ihnen die Natur zum Gespinnste gegeben hat, zu einem ganz andern Zwecke, und kein gedankenloser Trieb kann die Anwendung eines und desselben Mittels für zwei ganz verschiedene Zwecke lehren. Hier ist Verstand, der allerdings durch etwas Aeußeres erregt, sich in Anwendung setzt, aber die Raupe richtet sich nach den Umständen, nach Zeit und Ort, wie die Wachsmade sich ganz der Einrichtung gemäß verhält.

Sie sind an eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel gewiesen und sind in der Gefangenschaft oder zur Zeit der Noth auch an eine Veränderung derselben zu gewöhnen, doch giebt es einzelne Raupenarten, ja selbst einzelne Raupen, die lieber sterben, als daß sie sich ein neues und mißbeliebiges Futter vorschreiben ließen. Sie scheinen demnach auch Geschmackssinn zu haben.

Mehrere Schaben legen ihre Eier in Pelzwerk und müssen es deßhalb durch den Geruch erkennen, sonst würden sie es nicht finden. Will man das Pelzwerk vor ihnen sichern, so muß man stark riechende Sachen um dasselbe herumlegen, damit der neue stärkere Duft vorherrscht, und das Thier die Spur

des älteren verliert. So fügt sich zum Geschmacke nun auch der Geruch, die fünf Sinne sind ihm gegeben, eine weite Welt dem Thiere geöffnet und seine Anschauung groß.

Alle Raupen äußern, wenn die Zeit ihrer Verpuppung kommt, eine große Unruhe. Sie hören auf zu fressen und scheinen eine Ahnung von der großen Veränderung ihres Zustandes, von ihrem Vortode zu haben. Doch eben nur diese nächste Veränderung scheinen sie zu ahnen, und die nachfolgende zu neuem Leben mag ihnen, den kurz Lebenden, noch viel zu entfernt sein. Sie suchen sich dann einen einsamen Ort, wo sie mit großer Emsigkeit spinnen und weben, bauen und schaffen und Alles thun um sich zuvörderst unsichtbar machen.

Die Puppe ist meist kegelförmig und hornartig, auch die im Gespinnste. Man kann Kopf und Schwanz, der ein wenig beweglich ist, erkennen, doch ist im Innern einer entzwei gerissenen kaum etwas zu erkennen. Das Thierchen lebt aber fort in seinem Gefängnisse; berührt man es, so bewegt es seinen Schwanztheil, ist es in einem Gespinnste, so klopft es inwendig, wenn es gedrückt wird, und zittert. Es ist unruhig, es fühlt einen Feind, und kann doch nicht entfliehen, denn es sieht nicht.

Die Seele der Puppe muß zum Körper passen; dieser ist hier ein ganz anderer geworden, deshalb herrscht jetzt die Seele anders, oder vielmehr gar nicht, denn alle Mittel, sich mit der Welt in Verbindung zu setzen, sind ihr, bis auf das Gefühl genommen. Der Körper, von der Erdpsyche ganz in Besitz genommen, befindet sich im Stadium der Umbildung, um ihn dadurch zur Fortpflanzung des Geschlechts fähig zu machen, und möglich ist es, daß der auf das Schaffen der Erdpsyche wirkende geistige Reiz der Seele, Ursache zu dem idealen Kleide ist, in dem die neue Schöpfung prangt.

Der Schmetterling hat Flügel, jedes Auge steht auf einem erhöhten Punkte, in welchen ein Nervenfaden läuft, und mit

seinem langen Rüssel saugt er Blumensäfte. Er ist kunstreich eingerichtet, allein die innere Seelenthätigkeit scheint durch die oben angedeutete Mitwirkung der Seele beim Schaffen des irdischen Körpers verloren gegangen oder doch wenigstens völlig körperlich geworden zu sein. Nur Ueberbleibsel der Seelenthätigkeit sind noch an ihm zu finden und aus dem Schiffbruche hat er nur äußerst wenige und unbedeutende Trümmer gerettet. Der Instinkt treibt ihn zur Erhaltung, Nahrung und Fortpflanzung, aber keine Spur von Verstand oder List kommt dabei an ihnen vor, ja es ist kaum möglich, zwischen der Seele des einen und des andern Schmetterlings irgend einen Unterschied zu entdecken.

Sie scheinen nur noch für die Fortpflanzung des Geschlechtes da zu sein, doch sterben alle bald noch der Begattung. Der Vater legt sich zu Grabe, die Mutter kennt keine Liebe zu den Jungen, die sie nie sehen wird, doch kennt sie genau den Ort, wohin sie die Eier zu legen hat, sorgt achtsam und legt sie nett neben einander, in großer Menge, eines hart an das andere und befestigt sie durch einen Firniß sowohl an die Unterlage, als auch selbst aneinander, so daß Wind und Regen sie nicht wegnehmen können.

Ihr Leben ist zähe, doch lebt bei ihnen der Hintertheil am längsten, und selbst dann noch, wenn Kopf und Brusttheil schon vertrocknet oder zerstört sind. Wie an der Raupe der Kopf am längsten lebt, weil sie damit fressen und spinnen soll, so lebt am Schmetterling der Hintertheil am längsten, weil dieser zu dem, was nun noch zu thun, Begattung und Eierlegen und sonst zu nichts mehr bestimmt ist.

Die sechste Klasse sind die **Gitterflügler**, Netzflügler, welche vier Flügel und einen langen dünnen Leib haben und von denen viele als Larven und Puppen im Wasser leben. Ihre Verpuppung ist nur eine mehrmalige Häutung, bei denen sie anfangs nur Flügelscheiden oder Decken und später erst

eigentliche Flügel bekommen. Von ihnen sind der größte Theil arge Insektenräuber mit Freßzangen. Viele sind beinahe immer in der Luft, die sie im raschen Fluge und mit großer Sicherheit durchschneiden und währenddem rauben, ja sogar sich begatten. Wir heben hier für unsern Zweck, als die Beachtenswerthesten, die Ameisenlöwen und Frühlingsfliegen aus, die aber unsere Aufmerksamkeit eben nur, wie die Raupen, im Larvenzustande erregen.

Bei den Frühlingsfliegen leben die Larven im Wasser und verfertigen sich zu ihrem Schutze Futterale für ihren länglichen dünnen Körper, um darin wohnen zu können. In der Wahl des Materials dazu sind sie nicht besonders eigensinnig und nehmen dazu, was ihnen zunächst zur Hand ist, wie gut sie aber dabei doch unterscheiden, geht daraus hervor, daß sie zu demselben Futteral unter den verschiedensten Gegenständen immer nur das gleiche Material heraussuchen, obwohl sie, wenn ihnen das Häuschen zu enge oder sonst verleidet wird, und sie sich ein neues bauen, sich nicht mehr an das frühere Material binden, selbst wenn es ihnen eben so nahe zur Hand liegt.

Ihre Futterale haben oft die sonderbarsten äußeren Formen, gleichen inwendig immer einer geraden, mit Seide gefütterten Röhre, aus der sie auf einer Seite den Hintern, auf der andern den Kopf und die sechs Halsfüße herausstrecken und lustig auf dem Boden herumkrabbeln. Haben sie zu ihrem Futteral ein Material genommen, welches schwerer als das Wasser ist, so kleben sie, da auch ihr Körper im Wasser für sich untersinkt, unförmliche Stückchen Holz an ihr Futteral, um es leichter zu machen und sich und ihr Haus auf die Oberfläche heben zu können. Ein neuer Beweis für ihre Denkkraft.

Wenn auch die Kunst der Larve des Ameisenlöwen nicht so groß zu sein scheint, so offenbart sich in ihm doch ein Sinn ganz anderer Art, der auf freies Erkennen und Benutzung der augenblicklich gegebenen Umstände oder auf Klugheit und List

hindeutet. Da er nur schnell rückwärts sich bewegen und deshalb nichts erjagen kann, so macht er sich eine einen Zoll tiefe und einen Zoll im Durchmesser haltende trichterförmige Grube in den Sand, vergräbt sich selbst auf den Boden derselben, streckt nur die großen Zangen heraus und wartet, bis irgend ein Insekt an der trichterförmigen Wand herunterglitscht. Die Ameise merkt nun zwar die Gefahr augenblicklich und strengt sich an, wieder hinauf zu kommen, der Löwe aber wirft so lange und so viel Sand auf sie, daß sie doch herunterrutscht. Wenn man sie im Hause in einem Kasten mit Sand hält, so machen sie ihre Gruben nahe bei einander, und nehmen als Futter dort auch Raupen, Fliegen und Kellerasseln an, doch lassen sie todt hingeworfene Thiere liegen.

Den Bau ihrer Gruben fangen sie sehr geschickt an. Zuerst machen sie einen kreisförmigen Graben, in dessen Mitte dann ein abgestutzter Sandkegel hervor ragt. Unter diesen kriecht er spiralförmig umher, von außen nach innen, wirft bei jedem Schritt den Sand über die Furche hinaus, aber mit so viel Kraft, daß kein erhöhter Rand um den zu machenden Trichter entsteht, und so geschwind, daß beständig ein Sandregen in der Luft schwebt und der Kegel bald verschwindet. Dabei bedient er sich immer des nach innen liegenden Vorderfußes, um den Sand auf den Kopf zu schieben, und ist er mit dem einen müde, so kehrt er um, um auch den andern zur Abwechselung in Thätigkeit zu setzen; findet er ein Steinchen, so drückt er es in die Wand, oder kriecht mit dem Hintern darunter und steigt rückwärts, mit der Last auf dem Rücken, an der schiefen Wand herauf, um das Hinderniß herauszutragen.

Es ist gewiß, daß er, im Kasten gehalten, seinen Fütterer kennen lernt, doch natürlich einer schneller als der andere, was bei keinem früheren Thier so entschieden auftritt. Sie nehmen ihm das Futter aus den Fingern heraus und kommen wohlsehend hervor. Man nimmt bei ihnen bedeutende Unterschiede

in der Schnelligkeit und Geschicklichkeit der Verfertigung des Trichters, in der Raubluſt, im Wahrnehmen der Beute, des Fütterers ꝛc. wahr, und ſchon ſteht ihr Merk- und Denkvermögen auf verſchiedenen Stufen.

Auch dieſe Klaſſe muß durch das Stadium der Puppe gehen, aus der ſie geflügelt herauskommt, aber auch ſie verliert, wie die Schmetterlinge, durch die organiſche Verwandlung faſt alle Seelenthätigkeit, und nur das Kerzenlicht ſcheint noch einen Eindruck auf ſie zu machen, denn ſie ſucht es begierig auf und gaukelt um daſſelbe herum, aber auch oft hinein. Ihr Zweck ſcheint allein noch die Fortpflanzung des Geſchlechts zu ſein, und die Waſſerjungfern, Teufelsnadeln, ſind auch im geflügelten Zuſtande wahre Amazonen. Faſt blitzſchnell ſtürzen ſie ſchwebend in allen Richtungen am Waſſer herum und ſtoßen raubluſtig auf alles Lebendige, was ſie übermeiſtern zu können glauben.

Die Larven dieſer Klaſſe ſtehen offenbar höher, als die der Schmetterlinge. In der Frühlingsfliege zeigte ſich ſchon die Kunſt des Benutzens der Umſtände, während der Ameiſenlöwe uns den Anfang des Bewußtſeins und der Menſchenkenntniß zeigt. Wie fein iſt ihre Unterſcheidungsgabe ſchon ausgebildet, und wie viel Verſtand zeigen ſie bei Anwendung ihrer geringen Mittel.

Die **Käfer** bilden unſere ſiebente Klaſſe. Kaum kann von den Engerlingen, wie ihre Raupen oder Larven genannt werden, etwas Beſonderes geſagt werden, doch ſtehen die Käfer im Gegenſatze zu den Schmetterliugen und Gitterflüglern zum größten Theile über ihnen. Die Raupen leben in der Helle der Luft, die Engerlinge dagegen im Dunkel der Erde, in Nüſſen, Bohnen, Früchten, Hölzern und Thieren; doch bauen ſie ſich, ihrem Bedürfniſſe angemeſſene und theilweiſe ziemlich künſtliche Wohnungen. Ans Tageslicht kommen keine oder nur äußerſt wenige und mehrere Arten ſind Raubthiere. Daß

bei allen der Instinkt lebhaft und stets rege ist, daher auch alle ihre Nahrung, Wohnung und die Sorge für sich, um sich zu verpuppen, kennen, ist begreiflich.

Als Puppen stehen sie auf derselben Stufe wie die Vorhergehenden, und auch von ihnen läßt sich in dieser Uebergangsperiode nichts sagen, aber Erstaunen ergreift uns, wenn wir die Psyche der Käfer beschauen.

Zuvörderst fällt uns auf, daß mehrere Raubengerlinge auch Raubkäfer werden, daß also die Erdpsyche trotz der gänzlichen Verwandlung doch den Stoff, sowie den Grundtypus der Organisation im Wesentlichen ließ, wie er bereits im Wesentlichen war, und dadurch die Seelenthätigkeit der Psyche unverändert durch die Puppe auch auf den Käfer fortpflanzte. Gerade solche Käfer haben dann aber auch, und nicht unerwartet, beinahe die Gestalt, welche sie früher als Engerlinge schon hatten, wodurch das Gesetz der Uebereinstimmung der Physiologie und Psychologie bestätigt wird.

Der Pflaumenbohrer nagt, wenn er ein Ei in eine Pflaume gelegt hat, den Stiel ab, denn die Larve muß sich in der Erde verpuppen. Der ägyptische heilige Käfer bildet mit großer Mühe aus Mist eine Kugel, legt ein Ei hinein und rollt sie, wie der Küfer das Faß, an einen bequemen Ort, um sie zu vergraben. Der nordamerikanische Pillenkäfer bildet gemeinsam mit seinem Weibchen eine solche Kugel, wie eine Wallnuß groß. Begegnen ihnen beim Fortrollen Hindernisse, so kommen ihnen andere zu Hülfe. Der Rebenkäfer wohnt mit seinem Weibchen gemeinschaftlich in einer Erdhöhle und gemeinschaftlich vertheidigen sie sich gegen alles, was eindringen will. Der Todtengräber verscharrt jede todte Maus, Kröte, Vogel, die er auf seinen Wanderungen findet und ruft sich dabei noch fünf, sechs, sieben zu Hülfe. Der hartnäckige Kümmelkäfer zieht, sowie man ihn berührt, augenblicklich Kopf, Füße und Fühlhörner zusammen und giebt, so lange man ihn hält, nicht das

geringste Lebenszeichen von sich. Ebenso stellt sich der schöne blaue Mistkäfer todt, wenn man ihn in die Hand nimmt, und will sich damit vor dem Gefressenwerden schützen, denn todte lassen die Krähen liegen. Der Bombardirkäfer knallt dem ihn verfolgenden Raupenkäfer von hinten her einen blauen Dunst entgegen und kann wohl zwanzigmal nach einander schießen, doch muß er sich tummeln, seine Höhle zu erreichen, sonst nutzt ihm seine Kanonade nichts und sein Feind holt ihn dennoch ein. Der Schnellkäfer macht, wenn er auf dem Rücken liegt, den Versuch oft, sich empor zu schnellen und auf die Beine zu fallen. Gelingts ihm lange nicht, so ruht er eine Weile, dann kommts ihm in den Sinn, es wieder zu probiren. Solches Warten, Ausruhen, Nachdenken kommt bei mehreren Käfern, z. B. auch bei den Maikäfern vor. Der Keulenkäfer lebt gern in Ameisenhaufen und es findet zwischen ihm und den Ameisen ein sonderbares Verhältniß statt. Begegnet ihm eine Ameise, so läßt er sich von den Fühlhörnern streicheln und erwidert mit den seinigen diese Freundlichkeit. Selbst Larve und Puppe sind in dem Ameisenhaufen ganz sicher, sie füttern sie sogar, reichen ihnen die erforderliche Nahrung aus ihrem eigenen Munde, packen sie in Gefahr an und flüchten sich mit ihnen. Gerathen Ameisenheere mit einander in die blutigsten Kriege, so wird Käfer, Larve und Puppe sogar von dem feindlichen, erobernden Heere verschont.

Der Körper der Käfer ist vollkommen in Kopf, Hals und Rumpf geschieden, und mit einem hornartigen Panzer bedeckt. Die Freßwerkzeuge sind Kiefer und zwar Ober- und Unterkiefer nebst einer Lippe mit Fühlhörnern. Die Flügel sind in zwei ganz verschiedene Paare getrennt, von denen die vorderen, welche Flügeldecken heißen, ganz hornartig sind, die hinteren, welche sich durch zwei Gelenke einschlagen lassen, bedecken und dem Leibe so genau anpassen, daß sie mit demselben ein Ganzes auszumachen scheinen. Sie haben drei Paar Füße, welche aus den

gewöhnlichen Theilen bestehen und mit 4—5 Zehengliedern versehen sind, unbewegliche halbkugliche Augen und leben ziemlich lange. Man kann in der Gefangenschaft den Goldkäfer mit angefeuchtetem Brode, den Hirschkäfer mit Honig Jahre lang am Leben erhalten. Der Hirschkäferengerling soll als Engerling sechs Jahre leben, und die Käfer überwintern, indem sie sich in der Erde verbergen. Bei den Schmetterlingen und Gitflüglern überwintern die Eier und Puppen, bei den Käfern hingegen die Larven und Käfer, und hierin liegt bei ihnen der große Unterschied, welcher den Uebergang in eine höhere Klasse bedingt. Sie fühlen, schmecken, riechen, sehen gut und nur der Gehörsinn scheint noch nicht bei allen recht ausgebildet zu sein. Doch ist er dem Thiere für seine Oekonomie am entbehrlichsten, die vier andern Sinne thun ihm die Welt schon weit genug auf. Auffallend ist ihr Staunen, die Möglichkeit, stark zu erschrecken und sich schnell wieder zu erholen.

Eine neue Insektenklasse, unsere achte, bringt uns die **Spinnen**, die durch ihre ausgezeichnete Kunstfertigkeit berühmt, uns auch noch viel Bewußtsein der Welt, viel Muth und Ausdauer, so wie eine feine Unterscheidungsgabe zeigen. Sie haben keine Verwandlung mehr zu bestehen, kommen gleich in der für sie bestimmten Gestalt auf die Welt, und haben nur noch zu wachsen. Betrachen wir nun die Thierleiter von unten herauf, so sehen wir sie wirklich weit oben, und beinahe möchte man glauben, daß ein so kleines Thier nicht viel weiter hinauf rücken könne.

Ihre Gestalt ist bei einem unförmlich dicken, runden Bauche, langen haardünnen Beinen und kleinen Kopf, so unschön, daß sie damit zum Sprüchwort geworden sind. Auf dem Kopfe sitzen acht einfache Augen, mit denen sie aber nicht besonders sehen. Die meisten leben im Trocknen und können nicht gut schwimmen, desto schneller sind ihre Füße zum Laufen. Sie nähren sich von Insekten, die die einen im Sprunge fangen,

während die anderen ihnen nachrennen müssen. Alle ohne Ausnahme sind schlimme Raubthiere, mit einem scharfen Gebisse, und die die ärgste Mörderin unter ihnen ist die Kellerspinne, die auch andere Spinnen und selbst ihresgleichen erwürgt. Die Wasserspinnen begucken und betasten einander nur, wenn sie zusammenkommen und sperren die Scheeren gegen einander auf. Sie sind getrennten Geschlechts. Alle können spinnen, allein viele spinnen nur die Eiersäcke. Sie leben nur in der ersten Jugend beisammen, und zwar eben in den Eiersäcken, in welchem sie schon aus den Eiern krochen. Ist das Säckchen zerrissen, so strömt ein Heer kleiner, zierlicher, gelbröthlicher Thierchen heraus, nur wie Stecknadelköpfe groß, läuft rasch nach allen Seiten auseinander und zerstreut sich, um einander in ihrem ganzen, ziemlich langen Leben nie wieder zu sehen. Jede sucht sich einen Aufenthaltsort, wo sie einsam der Kunst und dem Raube lebt, denn keine leidet die andere, vielleicht aus Brodneid, in ihrer Nähe. Sie können Wochen, ja Monate lang hungern, und ein so langer Hunger macht sie zwar dünn und mager, aber nicht schwach und muthlos, so daß sie keck den Kampf mit einer wohlgenährten aufnimmt, häufig Siegerin bleibt, und es scheint, als wenn der Hunger, wenn auch nicht ihre Kräfte, doch ihren Muth bis zur Verzweiflung gesteigert hätte. Ihr Gefühl ist sehr zart, berührt man ihr Netz auch noch so leise, so empfinden sie es sehr lebhaft.

Bewundernswerth ist die Kunst, mit der sie ihr Netz spinnt, mit einem Faden, der bei unserer Hausspinne 10,000 mal zusammengelegt erst die Stärke eines Menschenhaares hat, wo sie aber wieder, je nach ihrem Bedürfnisse, eine größere Menge derselben durch Hülfe ihrer Füße in einen einzigen, stärkeren vereinigen kann, bewundernswerther aber noch die Regelmäßigkeit, die sie in die verschiedensten Formen, in die verschiedensten Dimensionen zu bringen weiß. Bei ihr tritt die Beurtheilungskraft eines gegebenen Raumes und der Haltbarkeit des zu verwendenden Materials bis jetzt am schärfsten hervor. Die Minir-

spinne im südlichen Frankreich und Korsika macht erst noch mit eigenem Kunstsinne anderthalb Zoll weite und an zwei Fuß lange, aufwärts steigende Gänge in die steilen Mergelwände und eine bewegliche Thüre, die sie öffnen und schließen kann. Das Thürchen ist aus Erde und Fäden gemacht, auswendig grob gearbeitet und uneben, damit es nicht bemerkt werde, inwendig glatt, erhaben und mit Seide überzogen, aber genau passend und so fest schließend, als habe es der beste Ebenist gemacht. Von diesem Ueberzuge gehen von oben her Fäden in das Gewebe des Ganges, so daß das Thürchen gerade wie ein Fallthürchen an Seilen hängt und durch sein eigenes Gewicht zufällt. Will man es öffnen, wird es von der Spinne mit verhältnißmäßiger Gewalt zugehalten. Die Wasserspinne baut sich eine eigene luftdichte Wohnung, eine Art Taucherglocke, unter dem Wasser, die sie mit Luft, welche sie portionenweise von oben herunterholt, anfüllt und dann ganz behaglich drinnen lebt. Zur Paarungszeit baut sich das Männchen eine ähnliche Glocke neben die des Weibchens und verbindet beide durch einen Gang. Also auch hier schon eheliches Zusammenleben.

Allgemein bekannt ist die Hausspinne als Wetterprophetin. Sie empfindet die feinsten Abwechselungen der Witterung und je nachdem sie sich äußert, wird aus ihr vorhergesagt. Sie kann eben so völlig zahm gemacht werden, und Graf Lauzun's Spinne in der Gefangenschaft bewährte es. Lauzun's Spinne nahte sich, wenn er sie rief; sie kannte ihn wohl, hörte ihn, kam auf seinen Ruf hervor und nahm Fliegen aus seinen Fingern. Sie gewann die Kenntniß eines Menschen und legte alle Furcht vor ihm ab. Von keinem frühern Thiere wissen wir, daß es die Stimme des Menschen versteht, und dies allein schon hebt die Spinne auf eine höhere Stufe. Mag die Vorempfindung der Witterung auch vielleicht nur rein körperlich sein, so ist die Erziehungsfähigkeit der Spinne gewiß nur rein geistig, weil nur Gedächtniß, Einbildungskraft, genaue Unterscheidung

des Menschen von sich selbst oder das Erkennen zweier Persönlichkeiten, die Möglichkeit der Zähmung bedingt.

Auch die Scorpionen gehören noch zu dieser Klasse. Ihr Stich ist giftig, tödtet Fliegen und Käfer und unter gewissen Bedingungen auch größere Thiere. In geistiger Beziehung zeigen sie uns nichts besonderes.

Als oberste oder neunte Klasse der Insekten kommen uns die **Wespen**, **Bienen**, **Ameisen** und **Termiten** entgegen, und drei Dinge sind es, die uns hier als völlig neu in Erstaunen setzen. Die Baukunst, die Verfassung, die einem geregelten Staatsleben gleicht, und die Geschlechtsform.

Die Wespen fangen tief unten, noch unter den Engerlingen an, denn sie sind Maden, ohne Verstand und Selbstständigkeit, ohne Selbstthätigkeit, müssen gewartet und gefüttert werden, verwandeln sich dann aber förmlich und treten, was hier vorzugsweise bemerkenswerth ist, größtentheils als geschlechtslos, wie sie vorher waren, aus der Puppe hervor; nur ein kleiner Theil tritt als Männer und nur sehr wenige als Weiber auf. Es giebt unter den Wespen noch solche Arten, die in Sinn und Geschick ihren unmittelbaren Vorgängerinnen, den Spinnen, verwandt sind, und den Uebergang zu den kunstreichen Bauten der späteren Thiere dieser Klasse recht eigentlich vorbereiten.

Die Schlupfwespe hat als Larve die Fähigkeit zu spinnen, und arbeitet, kaum aus dem Eie gekrochen, mit allen ihren Geschwistern gemeinschaftlich eine gemeinsame seidene Hülle; wir finden also hier schon das der ganzen Klasse eigenthümliche gemeinschaftliche Arbeiten. Die Sandwespe gräbt gerade wie ein Hund, der nach Erdmäusen gräbt, mit den Füßen und wirft die Erde hinter sich. Kann sie härtern Boden mit ihren Füßchen nicht abkratzen, so beißt sie Stückchen für Stückchen ab, und trägt sie ziemlich weit auf die Seite. Die Mauerwespe kratzt mit den Kiefern Mörtel von den Wänden ab, macht mit

Wasser einen Teig daraus, knetet ihn mit den Vorderfüßen und setzt ihn dann an den Rand ihres etwa zwei Zoll tiefen Loches an. Die Papierwespen bauen an verschiedene Orte ihre sechsseitigen Zellen an, stets von oben herunter, eine an der andern, die Oeffnung unten und ein wenig weiter. Die Eier werden in diese Zellen gelegt und die Larven mit unendlicher Sorgfalt gefüttert. Diejenigen, in welchen Puppen liegen, haben einen Deckel, um ihren Schlaf zu schützen. Die Zellen, viele nebeneinander, liegen wie Stockwerke über einander, und durch alle geht ein Wendelbaum, so daß das Werk ein Hängewerk ist. Die Erdwespen machen sich ebenfalls, doch in der Erde, in Gemeinschaft einen Bau, eine Stadt mit Straßen und Gemächern, und umschließen dann alles mit einer papiernen, gegen einen Zoll dicken Mauer; das Ganze ist ziemlich rund, wie vom Baumeister entworfen, und hat etwa einen Schuh im Durchmesser. Sie bauen, wie jene, von oben, müssen deshalb ein Hängewerk machen, bringen aber mehrere Säulen an, so daß sie bequem hin und her, wie in Gängen, spazieren können. Oeffnungen verbinden alle Stockwerke, Treppen haben sie keine nöthig, darum machen sie keine, doch ist sonst kein Bedürfniß übersehen. Das Papier zur Wohnung machen sie aus Holzspänen, beißen solche ab, kneten sie mit Wasser, machen einen Brei, aus dem sie mit dem Munde Kügelchen formen, die sie dann im Baue verarbeiten. Daß sie wohl wissen, was sie thun, erhellt daraus, daß sie gern, um ihre Arbeit abzukürzen, Papier selbst anpacken, an das die Ersten doch nicht gewiesen sein konnten.

Während nun in ihrem Staate die Einen arbeiten, gehen die Andern auf die Jagd und holen Fleisch und Säfte von süßen Gartenfrüchten, Trauben und Birnen, und jede von ihnen hat ihre angewiesene Arbeit, ihr gemessenes Tagewerk. Sie füttern einander aus dem Munde und die daheim Arbeitenden werden wohl bedacht. Die Arbeiter sind die kleinsten, die Män-

ner zweimal so groß, die Königinnen wohl sechsmal, doch gelten ihnen diese nur als Mütter, nicht als Herrscherinnen, darum ist auch mitunter weniger Ordnung in ihrem demokratischen Reiche und das aufsässige Volk verjagt die Männer, die nur verzehren, nicht arbeiten. Alle Wespen sind edel geformt, besonders schön ist ihr Kopf, ihr Hinterleib schlank. Ihr Temperament ist sanguinisch=cholerisch.

Außer den Honigbienen giebt es noch mehrere Bienenarten, die jedoch nicht nur nicht an die Honigbienen, ja noch lange nicht einmal an die Papier= und Erdwespen reichen. Die Grabbiene, die sich ein Erdloch gräbt, es wegen der Ameisen zuschließt, Honig sammelt, ihn zu unterst aufbewahrt und die Jungen damit füttert, lebt noch einsam. Die Ballen=, die Seiden=, die Wollen=, die Wand= die Holz=, die Horn= und die Mauerbienen bauen alle schon künstlich, richten sich im Baue nach den Umständen, kämpfen um ihn gegen Eroberungslustige, ringen um ihn mit diesen und tummeln sich übermüthig wie Straßenjungen mit einander auf dem Boden herum. Die Sandbiene merkt ihren Weg genau, denn sie findet den Heimweg stundenweit, wenn sie sich in einer Sandgrube ein Körnchen geholt hat. Die Tapezierbiene baut sich so zierliche Wohnungen, als Menschen sie nur machen können. Alles dieses wird jedoch von dem Thun und Treiben der eigentlichen Honigbiene weit übertroffen. Ueber die Honigbienen ist bereits so viel geschrieben worden, sie sind so allgemein bekannt, daß wir das eigentlich Naturgeschichtliche voraussetzen und uns enger an das Psychologische halten. Sie sehen, hören und schmecken gut, und auch ihr Geruchsinn ist vortrefflich. Sie haben schon eine Zeichensprache und machen einander Anzeichen. Ihr Ortssinn ist sehr ausgebildet, denn stundenweit finden sie sich wieder nach Hause zurück, ihr Gedächtniß dabei sehr treu, ihre Erinnerungskraft sehr schnell und ihre Phantasie muß sehr wirksam sein. Ebenso bemerkenswerth ist die Schönheit und

Regelmäßigkeit ihres Baues, der Fleiß, die Thätigkeit und Umsicht, mit der sie arbeiten, sowie die Verehrung, die sie ihrer Herrin, der Königin, dem einzigen Weibchen im Stocke, widmen. So friedfertig sie, 20,000 bis 50,000 in einem Stocke beisammen wohnen, so ruhig sie sich allen Inkonvenienzen, die die monarchische Einrichtung ihres Staates mitbringt, unterwerfen, so streitlustig und kampfmuthig sind sie, wenn Feinde in ihren Stock dringen. Am sonderbarsten ist ihre Drohnenschlacht, wo sie mit einem male alle Männchen im Stocke umbringen. An heißen Tagen entsteht auch manchmal im Stocke selber, aus Gründen, die noch nicht ermittelt sind, ein Kampf, wo eine sich wüthend auf die andere stürzt. Sie gehen dann mit einander heraus, fallen auf den Boden und ringen Kopf gegen Kopf eine Zeit lang gegen einander, dabei immer auf einander losstechend, bis der Stachel irgendwo zwischen zwei Schienen eindringt. Die Gestochene verscheidet bald. Verirrt sich ein Schwarm in einem fremden Stock, so entsteht eine mörderische Schlacht, die so lange dauert, bis kein Feind mehr übrig ist. Auch sie lernen ihren Pfleger, den Bienenvater kennen, unterscheiden ihn wohl von anderen Menschen und nur er darf ungestraft mit ihnen umgehen; ja sie haben sogar eine gewisse Anhänglichkeit an ihn. Auch bei ihnen sind, wie bei den Wespen, Arbeiter und Männchen, aber alle im ganzen Stocke gehorchen nur einer Herrin, der Königin. Merkwürdig ist der Einfluß, den die Nahrung, mit der sie die Larven füttern, auf die Geschlechtsentwickelung derselben hat. Hat ein Stock seine Königin verloren und befindet sich in den Waben des Korbes keine Zelle mit einer weiblichen Larve mehr, so reißen sie mehrere Arbeitsbienenzellen nieder, um daraus eine Königsbienenzelle zu machen, füttern nun die darin enthaltene Larve mit der Nahrung, womit sich die Weibchen nähren und durch diesen einzigen Umstand wird die Arbeitsbiene eine Königin. Ein neuer Beweis für die rastlose Fürsorge der Erdpsyche und der

Fortbildung des Stoffs durch dieselbe. Man glaubt gewöhnlich, weil man in der Regel die tieferen Klassen unbeachtet läßt, daß die Seelenthätigkeit der Bienen sich unvorbereitet höher hebe, als die der tiefern Arten, und daß hier ein Sprung gemacht sey, aber dies ist nicht richtig, denn Alles, auch das Auffallendste an den Bienen, ist schon vorbereitet. Wir sahen, um uns so auszudrücken, Bienenanfänge schon in den Infusorien, wir nahmen sie im Baue der Muschelthiere war, wir bemerkten sie in den Raupen, Käfern, Frühlingsfliegen und den Spinnen und in dem wunderbaren Haushalt mancher Krebse; doch ihnen zunächst stehen die Wespen. Ein Sprung ist daher in der Wirklichkeit nicht vorhanden, denn die Bienen stehen nur eine Stufe höher, und nur darum scheint eine Kluft dazusein, weil man eben die tieferen Arten in ihren Fortschritten gänzlich unbeachtet läßt, während zugleich eine Menge offenkundiger Thatsachen die Denkkraft oder Unterscheidungsgabe der Bienen außer Zweifel stellen. Alles Thun des Thieres überhaupt ist aber nur Thätigkeit des Verstandes oder Begreifen und Anwenden des Praktischen für's Praktische. Auffassen, Erinnern, Unterscheiden, Vergleichen, Schließen sind einzelne Vermögen der Psyche, die hier in noch nicht dagewesener Vereinigung und Stärke auftreten und uns dadurch überraschen.

Wir gehen jetzt zu den zwei den Bienen nahe verwandten Familien über, den Ameisen und den Termiten:

Unsere **Ameisen** sind so bekannt und berühmt, daß wir wie bei den Bienen das eigentlich Naturgeschichtliche bei unsern Lesern voraussetzen.

Bei den Bienen gehorcht Alles einer Königin und alle unterwerfen sich ihr unbedingt, bei den Ameisen dagegen ist kein König, keine Königin, sie sind Republikaner, Demokraten, sogar Socialisten und Communisten, und doch geht alles seinen geregelten Gang, jeder unterwirft sich in freiem Gehorsam dem von der absoluten Natur gegebenen Gesetze. Die Weibchen,

deren mehrere oder viele in einem Baue wohnen, sind nur die Mütter, nicht die Herrscherinnen. Ein Regiment von vielen Weibern in einem Hause, worin Ordnung sein soll, kommt in der Natur nicht vor. Jede Ameise arbeitet für sich, aber unermüdlich erfüllen sie alle ihre Pflichten wie Tagelöhner, pausiren auch zuweilen, doch nur kürzere Zeit als diese und sonnen sich ein wenig. Weibchen, die sich noch nicht gepaart, haben noch etwas von der Natur der Arbeiter oder Geschlechtslosen an sich, denn sie wollen wie diese, den Jungen aus der Puppe heraushelfen. Nach der Paarung fällt es ihnen nie mehr ein; sie hat also, wie es sich von selbst versteht, auf ihre Psyche Einfluß.

Auch bei ihnen treten die drei Formen des Geschlechtes auf, Männchen und Weibchen sind geflügelt und zierlichern Baues, als die Arbeiter, welche keine Flügel, dagegen einen dickern Kopf und sehr starke Kinnbacken haben, daher den Larven, den Kindern, den Unverwandelten ähnlich sind. Alle Arbeiten werden nur von ihnen verrichtet und Männchen und Weibchen arbeiten nicht. Ihre Puppen, unsere sogenannten Ameiseneier lieben sie außerordentlich und schleppen und tragen sie, je nach der Feuchtigkeit des Bodens bald herauf, bald herunter, je nach dem Sonnenstand.. Werden sie dabei angegriffen, so vertheidigen sie sie herzhaft und lassen sich lieber entzweireißen als die Puppe nehmen. Abends werden die Puppen sorglich, eine jede in ihre besondere Zelle getragen, doch haben auch sie, wie die Bienen, für jedes Geschlecht eine besondere Art Zellen. Auch die Weibchen werden bei ihnen hochgeachtet und paaren sich einige von ihnen in oder auf dem Haufen, so werden sie nicht fortgelassen. Die Arbeiter klammern sich dann aus allen Kräften an sie an, reißen ihnen die Flügel aus und hüten sie ganz eifersüchtig, als wenn ihnen klar wäre, daß von ihrem Dableiben das Fortbestehen, das Wohl der Kolonie abhänge.

Sie pflegen es dann, ernähren es, tragen es wohl gar

herum und dies geschieht in einem Haufen oft mehreren Weibchen zu gleicher Zeit ohne allen Streit.

Wunderbar ist der Bau ihrer Wohnungen und wenn er auch weniger regelmäßig als bei den Bienen ist, so ist er doch nicht weniger zweckmäßig. Sie benutzen dazu je nach ihrer Art Gras, Holz, Blätter, Tannennadeln, Erde, Steinchen, Schneckenschaalen &c. und scheinen dabei die Umstände genau und klug zu benutzen, denn finden sie auf dem Neste zwei sich kreuzende Splitter, so untersu en sie dieselben, ob sie zur Unterlage eines Zimmers oder Balkens benutzt werden könnten und bauen sodann frisch darauf los. Liegen Strohhalme bequem zu dem Dache eines Zimmers, so verschmäht sie die Ameise nicht, sondern führt die Mauer in der Richtung auf, wozu dann andere kommen und ihr helfen. Jede Ameise handelt daher unabhängig nach eigenem Plane, den sie anlegt und die Ausführung nachher andern überläßt, wobei sie das Wasser zu Mörtel benutzen, die Kiefer als Meisel, die Fühlhörner als Senkblei und die Füße als Kelle anwenden. Da die Ameisen ihren Bau nach den Umständen einrichten, sich nicht an eine unveränderliche Form binden, dabei immer aber ihren Bedarf und Nutzen erkennen, so muß ihnen noch mehr geistige Thätigkeit inwohnen, als den Wespen und Bienen.

Noch mühsamer und künstlicher arbeiten die Holzschnitzer, eine Art Ameisen, die ihre Städte und Dörfer in hohlen Bäumen anlegt. Sie bestehen aus zahllosen, ziemlich söhligen Stockwerken, deren Böden und Bühnen 5 bis 6 Linien auseinander so dünn wie Karten, bald von zahllosen, senkrechten Scheidewänden, bald von vielen kleinen Säulen getragen, in dem Innern eines Baumes ausgehöhlt sind. Die meisten Wände sind parallel und folgen den concentrischen Holzschichten, die Säulen sind zwei Linien dick, rundlich, in der Mitte dünner und in geraden Linien stehend, weil sie aus den parallelen ausgeschnitten sind. Eine ungeheure Arbeit.

Sie müssen gewisser noch als die Bienen eine Zeichensprache haben, die ihnen wie den vollkommneren Thieren und Menschen als Wortsprache dient. Wenn eine irgendwo in einem Hause, — wo sie nur um nachzuschauen, auszukundschaften, verirren thun sie sich nicht, hinkommen, — Zucker, Honig 2c. findet, so kehrt sie zurück und bald kommen sie zu Hunderten und Tausenden und zehren alles auf. Die erste kann nur durch den Geruch hingeleitet worden sein, die andern wurden durch die erste hingeführt. Auffallender bemerkt man dies noch bei ihren Kriegen. Stört Jemand ihre Haufen, so eilen einige augenblicklich hinein um Anzeige zu machen; schnell stürzt dann ein Heer heraus und noch schneller tragen andere die geliebten Puppen noch tiefer hinunter. Am deutlichsten kann dieses bei den Roßameisen gesehen werden, die ihren Bau in hohlen Bäumen haben. Sie benachrichtigen einander durch's Stoßen mit dem Kopfe und die Gestoßenen stoßen wieder andere so, doch nicht alle merken das Zeichen gleich schnell. Den Kampf führen nur die Arbeiter; die Männchen und Weibchen verbergen sich oder fliehen. Heimtücke kennen sie nicht, aller Angriff ist offenbar, jeder nimmt seinen Mann auf's Korn, wie in den alten Schlachten beim Handgemenge. Will man aber regelmäßige Kriege sehen, so muß man in die Wälder gehen, wo die rothbraunen Ameisen ihre Herrschaft über alle vorbeigehende Insekten behaupten und mit ihres Gleichen von verschiedenen Nestern Krieg führen, wie es im Mittelalter benachbarte Städte gethan haben. Manchmal rücken aus zwei Haufen, die über 100 Schritte von einander entfernt liegen, die Heere so zahlreich gegen einander, daß sie den ganzen Weg zwei Fuß breit bedecken und in der Mitte mit einander kämpfen. Tausende ringen da einzeln mit einander und suchen sich mit den Kiefern in die Gefangenschaft zu schleppen. Gegen Nacht ziehen sich beide Heere allmälig in ihre Städte zurück, indem sie die Todten liegen lassen, die Gefangenen aber mitnehmen, fangen aber den näch-

sten Morgen mit Sonnenaufgang noch viel wüthender ihren Kampf wieder an. Das Wunderbarste dabei ist, daß sich die Ameisen dabei gegenseitig zu kennen scheinen und die Freunde von den Feinden sehr genau zu unterscheiden wissen. Sie gehen zwar immer mit offenen Kiefern auf einander los, packen sich auch wohl manchmal an, lassen aber augenblicklich wieder los und streicheln sich mit den Fühlhörnern, wenn sie zu einem Stocke gehören.

Trotz dieser fürchterlichen Kriege der verschiedenen Arten findet man doch auch Haufen von gemischten Ameisen. Gewohnheit und Erziehung scheint bei ihnen viel zu wirken, wenn sie als Larven mit einander aufgewachsen sind. Sperrt man Puppen von grauschwarzen, blutrothen und röthlichen zusammen, so leben sie nachher, obgleich jede Gattung ihr eignes Naturell und ihr eigenes Verfahren beibehält und so seine Selbstständigkeit bewahrt, doch als wenn kein Unterschied zwischen ihnen wäre, während sie sich sonst als die grimmigsten Feinde verfolgen. Im Winter findet man in den Ameisenhaufen auch noch Vielfräße, Asseln, Ohrwürmer, Käferlarven rc., welche sich der größern Wärme im Neste wegen dahin zurückziehen. Sie haben keinen Nutzen für die Ameisen, werden von ihnen aber ruhig und unbeschwerdet geduldet, ja im Fall eines unverhofften Angriffes sogar vertheidigt und geflüchtet. Ein neuer Zug ihres Characters, den wir nicht übersehen dürfen.

Auch bei unsern Ameisen kommen Wanderungen vor, die Ursachen aber lassen sich angeben, denn sie wandern nur aus, wenn sie von feindlichen Nachbarn zu oft überfallen werden, oder wenn die Nässe des Bodens und der Schatten sich vermehrt. In den letzten Fällen ziehen sie nicht weit, oft nur ein Dutzend Schritte von der alten Wohnung und handeln auch hier wieder frei nach den Umständen. Ist der Bau vorgeschritten, so holen sie Maden, Puppen, selbst die Männchen und Weibchen herüber und ist der Neubau entfernt, so legen

sie unterwegs für die Träger Ruheörter, kleine Höhlen mit Stroh bedeckt, an. Auch Gedächtniß- und Erinnerungs- und Erkennungsvermögen selbst nach längerer Zeet tritt bei ihnen hervor, denn wenn man einen Theil der Bevölkerung eines Haufens wegnimmt, ihn einige Monate lang von dem andern Theile getrennt hält, sie aber dann wieder zusammenbringt, so kennen sie einander augenblicklich wieder und äußern mit den Fühlhörnern und durch andere Liebkosungen ihre Freude des Wiedersehens gar mannigfaltig.

Aber auch Gemeinde- oder Erbbegräbnisse sollen sie, nach Dupont, und zwar in einiger Entfernung von ihrer gewöhnlichen Wohnung haben, wohin die Todten von ihren überlebenden Mitbürgern gebracht und dort bestattet werden. Sie sind die ersten Thiere, die für ihre Angehörigen auch nach dem Tode sorgen und müssen, wenn auch die sterbende Ameise sich nicht schon vor ihrem Ende in die vielleicht selbst bereitete Begräbnißzelle begiebt, doch jedenfalls eine Ahnung des Todes und eine Kenntniß seiner Wirkungen haben.

Selbst zum Spielen und Scherzen scheinen sie Heiterkeit des Gemüths genug zu besitzen An schönen Tagen sitzen die braunrothen haufenweise auf ihrem Neste in einer allgemeinen Bewegung, wie siedendes Wasser, sie schwingen dann die Fühlhörner mit außerordentlicher Geschwindigkeit, streicheln mit den Vorderfüßen sanft den Kopf der andern, richten sich dann paarweise auf, ringen mit einander, fassen sich bald an den Kiefern, bald am Hals, oder am Hinterleibe, jedoch ohne Gift auszuspritzen und ohne sich etwas zu thun, dann lassen sie los, laufen auf eine andere zu und treiben mit ihr dasselbe Spiel. Also auch Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit dürfen wir ihnen zurechnen.

Die liebste Nahrung der Ameisen ist eine Art Honig, den die Blattläuse ausschwitzen und den sie mit großer Gier aufsuchen. Aber sie leben dabei nicht blos friedlich mit den

Blattläusen, sondern sie vertheidigen sie, tragen sie in Sicherheit und halten sich förmliche Kolonien von ihnen. In der Nähe eines Haufens der braunen Ameisen findet man bisweilen an einem Kraute, besonders an der Wolfsmilch eine Art Zelle von Erde, durch welche der Stiel geht und die ein Loch hat, woraus Ameisen kommen, untersucht man sie, so findet man sie voll Blattläuse. Zerstört man nun diese Zellen, so schleppen sie die Blattläuse sofort weg und einstweilen in ihr Nest, stellen aber die Zellen nach einigen Tagen wieder her, und bringen ihr Milchvieh wieder hinein.. Im Winter würde, da die Ameisen keine Vorräthe eintragen, Hungersnoth entstehen, wenn sie sich mit den Blattläusen nicht auch da zu helfen wüssten. Bekanntlich bringen die Blattläuse im Sommer lebendige Junge, legen aber im Herbste Eier. Untersucht man nun im November die Haufen der gelben Ameisen, so findet man in einem Zimmer einen Haufen kohlschwarzer, gelber, brauner, rother und weißer Eier, unter einander gemischt; Alle werden von den Ameisen gleich sorgfältig behandelt, im Munde herumgewälzt, befeuchtet und in Sicherheit gebracht. Die Ameiseneier sind weiß, werden durchsichtig und bekommen nie eine andere Farbe. Aus den andern aber kommen endlich wirklich Eichenblattläuse, welche, wenn man ihnen Zweige giebt, sofort zu saugen anfangen, und so wissen sich die Ameisen ihr Milchvieh aufzuziehen, um selbst im Winter Nahrung von demselben zu gewinnen.

Was wir hier von den europäischen Ameisen gesagt haben, gilt auch von den außereuropäischen Arten, die mit allen vorher erwähnten geistigen Eigenschaften noch ein heftigeres und hartnäckigeres Temperament zu verbinden scheinen. Die bemerkenswerthesten von ihnen sind die **Termiten** oder weißen Ameisen, denn was Bienen und Ameisen im kleinen und kleinsten Maaßstabe sind, machen und thun psychisch und materiell die Termiten im allergrößesten. Körperlich sind sie aber noch viel

kleiner als selbst die Ameisen, nur herrscht zwischen ihnen der bedeutende Unterschied, daß, wie diese eine republikanische Verfassung haben, die Termiten streng monarchisch gesinnt sind, und Gut und Blut, Leib und Leben für König und Königin — das einzige Männchen und Weibchen im ganzen Reiche, alle andern sind geschlechtslos — lassen.

Bei den Bienen, Wespen und Ameisen sind die Geschlechtslosen Soldaten und Arbeiter zugleich, wenn sie zu den Letzteren nicht Gefangene verwenden, bei den Termiten theilen sie sich dagegen in zwei völlig getrennte Stände, Arbeiter und Soldaten. Nach den neuern Beobachtungen sollen die Arbeiter die Larven, die Soldaten die Puppen sein, und psychologisch ist diese Hypothese wahrscheinlich. In irgend einer Art muß eine Puppe etwas psychisches leisten, bis hierher ist dieses noch nicht der Fall gewesen, später aber kann dieses Verhältniß nicht mehr auftreten, da mit ihnen der Uebergang durch den Puppenzustand verloren geht. Es giebt Larven, Männchen, Weibchen, mit einer Bedeutendes leistenden Psyche, es muß auch solche Puppen geben, die wir am sichersten in dem Kulminationspunkte der ganzen Gattung, der Termitenart, suchen dürfen. Die Natur strebt nach Mannigfaltigkeit, stellt Alles in seiner Art vollkommen her und schließt hier das ganze Verhältniß mit der Termitenpuppe.

Was die Lebensart dieser Thiere, ihre Wanderungen, Kämpfe und Räubereien betrifft, so ist alles so wunderbar, wie ihre Wohnungen. Sie sind bei ihren Arbeiten eben so vorsichtig, klug und emsig, wie die Ameisen, übertreffen aber Bienen, Wespen und Biber in der Baukunst eben so sehr, wie die Europäer die Wilden. Sie leben in Indien, Afrika und Südamerika, die Arbeiter sind nicht größer als unsere kleinen, schwarzen Ameisen, die Soldaten dagegen stehen dem vollkommenern Zustande näher, sind ½ Zoll lang, wohl 15 mal schwerer als die Arbeiter, von denen 100 gegen einen Solda-

ten angenommen werden müssen. Die Arbeiter führen ihre Wohnungen, große Gebäude in der Form konischer Hügel, von 8 bis 10, ja manchmal 20 Fuß Höhe auf, die sie aus einer Art rothen Lehm errichten, und die so fest sind, daß wohl ein Dutzend Menschen darauf stehen können. In der Mitte liegt das königliche Zimmer, länglich oval, wie ein Backofen, anfangs nicht einen Zoll, später aber, sowie die Königin an Größe zunimmt, wohl 8 Zoll lang. Die Wände bestehen rings aus Lehm, der Boden ist wagerecht, und gegen einen Zoll dick, die Bühne gewebt und fast ebenso dick, die Seitenwände aber dünner und darin sind einander gegenüber zwei Oeffnungen oder Thüren, aber so eng, daß nur die Arbeiter und die Soldaten, keineswegs aber der König und die Königin, welche zur Legezeit 1000 mal größer ist, als jene, heraus und hinein kann. Das königliche Zimmer ist bei einem großen Hügel stets mit einer unzähligen Menge anderer Zimmer von verschiedener Größe und Gestalt umgeben, die sich bald in einander öffnen, bald durch einen weiten Gang mit einander verbunden und zum Aufenthalte der Soldaten oder Arbeiter oder des Gesindes bestimmt sind, wovon immer eine große Zahl gegenwärtig sein muß, um die Befehle auf den Wink zu erfüllen. An diese Vor= oder Gesindezimmer stoßen die Vorrathskammern und Ammenstuben. Jene bestehen aus Thon und der Vorrath ist eine Art Gummi, die Kinderstuben aber sind von Holz und mit Gummi gut verkittet. Anfangs liegen sie dicht um das königliche Gemach, später aber, wenn die Königin mehr Eier zu legen anfängt, deßhalb mehr Diener braucht und die Zimmer zu eng werden, werden sie abgerissen und in einiger Entfernung größer gebaut, wobei auch das königliche Gemach größer gemacht wird. Spuren von solcher Nachhülfe kommen auch bei Bienen und Ameisen vor, und an den senkrechten Wänden sieht man nicht selten halbzollbreite Leisten wie eine Treppe, bisweilen sogar von einem Schwibbogen zum andern

gesprengte freischwebende Brücken, die bis 10 Zoll lang, $1/2$ Zoll breit und $1/4$ Zoll dick sind. Diese Kammern steigen bis $2/3$ oder $3/4$ des ganzen Gebäudes in die Höhe, so daß darüber ein leeres Gewölbe wie die Kuppel einer Kirche bleibt und auch ebenso durch Schwibbogen gestützt wird.

Weder Arbeiter noch Soldaten kommen je an die freie Luft, sondern arbeiten immer unter der Erde oder unter den Baumstämmen, welche sie zerstören, fort. Sie scheinen zu wissen, daß ihnen außen Gefahr droht und ihnen kleinere Vögel, Hühner, Eidechsen ꝛc. auflauern, und wagen sich deshalb auch nur im äußersten Nothfalle heraus. Sie ziehen, um dieß zu vermeiden, ihre Gänge mehrere Hundert Schritte weit unter der Erde fort und stoßen sie dabei auf einen Felsen, unter den sie nicht durchkommen, so bauen sie einen verdeckten Gang darüber hinweg. Zerstört man ihnen einen solchen Gang 5 bis 6 Schritte lang, so ist er dennoch am andern Morgen wieder hergestellt und mit Hin- und Hergehenden angefüllt.

Weil bei den andern Insekten kein eigener Soldatenstand vorkommt, so verdient derselbe bei den Termiten besondere Aufmerksamkeit. Selbst zu arbeiten halten sie unter ihrer Würde, sie überlassen dies den geringern Arbeitern, über die sie die Aufsicht zu führen und den Platz zu vertheidigen haben. Schlägt man mit einer Hacke oder einem Beil ein Loch in ihren Hügel, so erscheint nach wenigen Secunden ein Soldat, um zu sehen, was vorgeht, dem aber sofort mehrere und bald soviel, als nur die Bresche durchlassen will, folgen. In der Hitze und Wuth stürzen sie, ihres schweren Kopfes wegen, oft an der Seite des Hügels herunter, klimmen aber bald wieder hinauf und beißen, weil sie blind sind, in jedes Ding, an das sie rennen, wodurch ein lautes Geräusch, wie das Picken einer Taschenuhr entsteht Sie beißen sich so arg in die Beine des Menschen hinein, daß zollgroße Blutflecken entstehen und schlagen dabei ihre gekerbten Kiefern so tief ein, daß sie nicht los-

lassen, selbst wenn man sie entzwei reißt. Zieht man sich aber zurück und weicht ihnen aus, so ziehen auch sie sich nach ungefähr einer halben Stunde wieder in ihre Festung zurück und nun kommen die Arbeiter zu Tausenden mit einem Klumpen Mörtel im Maule hervor, um den Schaden wieder auszubessern und ungeachtet der anscheinenden Verwirrung sieht man in sehr kurzer Zeit einen Wall emporsteigen, der die Bresche ausfüllt. Unter 1000 Arbeitern sieht man dabei hier und da einen Soldaten herumschlendern, der sich aber nie um den Mörtel bekümmert. Er stellt sich dicht an den Wall, dreht sich gemächlich nach allen Seiten um, als wenn er die Aufsicht führen müßte und beißt alle zwei Minuten auf das Gebäude, wodurch ein Schall entsteht, der von den Arbeitern durch ein lautes Gezisch erwiedert wird. Sie verdoppeln dann ihre Schritte und arbeiten schneller als vorher. Sie müssen also eine Zeitrechnung in sich haben und wohl dürfte ihnen dabei, nach der Kürze ihres Lebens, die Minute eine Stunde sein.

Man hat mit großer Mühe und Kraftanstrengung schon mehrere Tausend Zimmer und Gänge blosgelegt, aber man muß dabei sehr rasch sein, weil sonst, während man untersucht, die Arbeiter so schnell alle Gänge verstopfen, daß man nur einen unförmlichen Lehmklumpen findet. Das königliche Gemach erkennt man theils aus seiner Lage in der Mitte, theils aus der Menge von Arbeitern und Soldaten, welche es umgeben und bis auf den Tod vertheidigen. Nimmt man das königliche Gemach ganz heraus und thut es in eine Glaskugel, so kann man die außerordentliche Anhänglichkeit, Aufmerksamkeit und Verehrung, die sie besonders der Königin Mutter beweisen, sehr genau beobachten. Der König kommt dabei selten zum Vorschein und wird wegen seiner Kleinheit fast immer von der Königin bedeckt. Zerstört man bei solchen Untersuchungen auch das ganze Gebäude bis auf die königlichen Gemächer und läßt in diesen das Königspaar darin, so wird sofort jeder Raum

zwischen den Gängen, wo der Regen eindringen könnte, wieder bedeckt, und in Jahr und Tag erreicht das Gebäude seine vorige Größe wieder.

Die Ameisen sind ein außerordentliches Volk und finden ihre Erklärung schon in früher Gesagtem; nun scheint es schwer, von den nachfolgenden Thieren ebenso Großes und Größeres zu berichten, wenn nämlich nicht bewußtloser Instinkt, sondern Verstand waltet, ihr Thun und Lassen, Erkennen, Nachdenken, Abwägen leitet. Wir sind mit ihnen am Ende der Insektenreihe und schwierig wird die Nachweisung sein, daß Fische und Lurche wirklich höher stehen, doch werden wir auch zwischen ihnen große Unterschiede finden. Der bisher nur technische Kunstsinn hört auf, wird aber durch Mehreres eben so Bedeutungsvolles ersetzt und eine mannigfaltigere Welt erschließt sich. Alles wird allmälig weiter, aber auch dem Scheine nach ungeregelter, da immer mehr Art und Individualverschiedenheiten aus dem tiefen unergründlichen Meere des Seins auftauchen.

Die **Fische** können uns auf den ersten Blick im Verhältniß zu der Vollkommenheit der vorhergehenden Klasse wirklich in Verlegenheit setzen. Sie sind durchweg als dumm verschrien und der Verstand wird bei ihnen wirklich weder durch Kunstsinn noch durch auffallende sogenannte Instinkte ersetzt. Sähen wir in den Fischen durchweg unvollkommenere Wesen als in den Insekten, so müßten wir sie unter oder aber zwischen jene stellen und doch zwingt uns gerade die Psychologie, sie über sie zu setzen, wenn wir auch zugeben müssen, daß sich nur in sehr wenigen Fischen viel Psyche zeige und nur die vollkommensten Fische mehr Psyche, als die vollkommensten Insekten haben, weshalb wir auch die ganze Klasse trotz ihres Umfangs — man kann gegen 5000 verschiedene Species annehmen — zusammenfassen und keine Unterklassen machen.

Der organische Bau der Fische ist vollkommener, als der irgend eines vorher beschriebenen Geschöpfes; es muß sich daher

alles frühere Wesentliche darthun, jede Eigenschaft der untern Seelen auch an den Fischen nachweisen, jeder bisher durch Thatsachen belegte Sinn und jede Unterscheidung des Gegebenen an ihnen wieder finden lassen. Dessenungeachtet aber dürfen und müssen die Formen und Aeußerungen derselben verschieden sein, weil das von ihnen bewohnte Element, der ihnen von der Natur angewiesene Aufenthaltsort ein anderer als derjenige der meisten Insekten ist, und deßwegen müssen die Fische in der Art der Aeußerungen ihres innern Lebens auch manchen Würmern ähneln, indessen bedingen Aehnlichkeiten noch keine Gleichheit.

Mit den Fischen treten wir in das Reich der höhern Thiere, treten wir plötzlich in eine ganz neue Welt. Wir begegnen hier zuerst Geschöpfen, welche mit uns in Gestalt, Bau und Mannigfaltigkeit der Organe Aehnlichkeit haben. Bei ihnen tritt zuerst das Knochensystem hervor, giebt ihnen Charakter und Bedeutung, wenn es auch gleichsam, als um das wahre Gesetz des Knochengebäudes zu finden, noch in Substanz, Gestalt und Zahl hin- und herschwankt und so diese wunderbaren, räthselhaften, alle Einbildungskraft überflügelnden Formen hervorbringt, wie sie früher und später keine andere Klasse uns zeigt. Mit ihr tritt das Gehirn auf, obwohl auch dieses noch kaum dicker als das Rückenmark und nur wenig in Kleines und Großes geschieden ist, die Hirnschaale nicht ausfüllt und gar keine Windungen hat. Alle Anfänge sind klein und schwach.

Zu unterst steht der Inger; er wurde früher selbst noch zu den Würmern gezählt und selbst Linné setzte ihn neben den Blutegel. Der Leib ist noch knorpelartig und löſ't sich, wie die Schnecken, noch ganz in Schleim auf; doch sind die Eingeweide wie bei den übrigen Fischen; er hat ein Herz mit den gewöhnlichen Kiemengefäßen, eine Hohl- und Pfortader, eine zweilappige Leber mit einer Gallenblase und einem geraden Darm, der sich weit hinten öffnet. Das Gehirn ist nicht größer,

als ein Pfefferkorn, das Rückenmark gleicht einem starken Nerven. Er ist der einzige Fisch, der ein in den Mund geöffnetes Nasenloch und keine Augen hat. Er setzt sich an die Dorsche, Wittlinge ꝛc. in den Netzen, beißt ein Loch hinein und saugt in kurzer Zeit alles Fleisch so gänzlich weg, daß nichts als Haut und Gräthen bleibt, und steht nicht viel höher, als die untersten Arten der vorhergehenden Klasse. Das Lebenselement der Fische ist das Wasser, doch können einzelne auch längere Zeit außer demselben leben, suchen sich sogar Nahrung auf dem Lande, wie der Aal, klettern nach Insekten auf die Bäume, wie der gemeine Kletterfisch auf Tranquebar, oder machen, wenn ihnen ihr Aufenthalt nicht mehr gefällt oder vertrocknet, Reisen über Land, um sich einen neuen zu suchen, wie der plattköpfige Hassar. Er muß eine Ahnung haben, daß es anderswo besser sein könnte, und einen sehr feinen Sinn, um sein Element auf so weite Ferne zu wittern. Jemand traf eine solche Heerde 3 Stunden weit von der Küste, auf ihrem Wege nach einem Arme des Flusses Pomeroon. Es waren ihrer so viele, daß die Neger mehrere Körbe voll mitnahmen.

Der Fisch kennt seine Feinde sehr gut, er weiß, wer ihm etwas anhaben will, und wendet List und Kraft an, um sich zu retten. Die fliegenden Fische erheben sich manchmal zu tausenden und sie schießen oft 300 Schritte weit in der Luft hin, um sich vor ihren Verfolgern zu retten. Der Igelfisch macht sich leicht und schwer, um von der Angel loszukommen. Er schießt bald zornig umher, bald stellt er sich todt, um seinen Gegner zu täuschen, Der gestreifte Kröpfer im Nil bläht sich zu einer runden Kugel auf, wenn er Verfolger in der Nähe ahnt. Die verfolgenden Raubfische treiben nun die Kugel auf dem Wasser umher, ohne sie fassen zu können und lassen auch bald davon ab, weil sie sich an den Spitzen stechen. Der amboinische Schlammspringer schießt, wenn er verfolgt wird, wie ein Pfeil auf dem nassen Schlamme hin und fährt hinen, um

sich zu verbergen. Der Stör bleibt ganz ruhig im Netze liegen, wenn er gefangen ist, der Barsch aber stellt sich todt und schwimmt auf dem Rücken. Der Giebel beißt in keine Angel, der kleinere Einhornfisch ebensowenig, und der Zebrafisch an den Südseeinseln weiß mit solcher Geschicklichkeit den Köder von der Angel zu ziehen, daß er sich nie verschnappt oder hängen bleibt, und deshalb auch Köderfresser genannt wird. Wenn das Netz droht, steckt der Karpfen den Kopf in den Schlamm, damit es über ihn hinzieht; ist der Boden zu hart, so thut er mannshohe Sprünge über das Netz hinweg. So machen es auch die Lachse, und hat einer den Durchweg gefunden, so folgen ihm alle nach. Der Stachelhai beißt die Angel ab und die Anthien sollen, wenn sie sehen, daß einer ihrer Kameraden an der Angel hängt, die Schnur mit ihren scharfgezähnten Rückenstrahlen abschneiden. Hier ist ein bestimmt ausgesprochenes Erkennen der drohenden Gefahr und kluge Benutzung der von der Natur gegebenen Hülfsmittel. Die Band-Makrele, der Spritzfisch und der Schützenfisch schießen sich ihr Wild von den Uferpflanzen herunter. Wenn sie am Ufer schwimmend ein Insekt auf einer Uferpflanze sitzen sehen, verlängern sie ihr Maul in eine Röhre und spritzen dann mit solcher Sicherheit Wasser auf das mehrere Fuß entfernte Insekt, daß sie es selten verfehlen. Viele Fische sind zu ihrer Vertheidigung mit Stacheln bewaffnet, und wissen sie ganz meisterhaft zu gebrauchen. Die Verwundung mit dieser Waffe wird oft gefährlich, da sie oft mit feinem Wiederhacken versehen ist. Das Petermännchen liegt gewöhnlich ganz ruhig im Sande vergraben und reckt nur die Schnauze hervor; wird es aber zufällig getreten, so schießt es schnell auf seinen Feind los und sticht mit seinen Stacheln so geschickt wie ein Hahn. Die Band-Makrele macht es ebenso. Die Raubfische, die sonst mit großer Gier auf alles losgehen, was sich ihrem Appetite darbietet, kennen diese Arten sehr wohl, und gehen, wenn sie ihnen nicht gelegentlich durch List

beikommen können, ihnen wohlweislich aus dem Wege. Der Barracuda beißt dem Doktorfische, dessen Schwanz voll scharfer Lanzetten sitzt, denselben erst ab und verzehrt ihn dann gemächlich. Der Hecht hält die Barbe nur am Kopfe fest, bis sie todt ist und ihm ihre Stacheln nicht mehr schaden, den Stichling aber läßt er ganz ungeschoren.

Die Fische begatten sich nicht, ein Zusammenhalten von Männchen und Weibchen kommt bei ihnen noch nicht vor, und Gatten- und Kinderliebe zeigen sich nur spärlich, obgleich in der Laichzeit die Brunst so stark ist, daß einzelne ganz dumm und unbeholfen, förmlich blind gegen alle Gefahr werden. Die Salmen graben zur Laichzeit Gruben in den Sand, wohinein sie ihre Eier legen, und mit vieler Geschicklichkeit wieder zudecken, damit das Wasser sie nicht wegschwemme. Bei den Flußgroppen oder Kaulköpfen hütet das Männchen vier Wochen lang die Eier, die sie in kleine Gruben zwischen Steinen, welche dazu mit dem Schwanze weggescharrt werden, legen. Der gemeine Stichling legt seine Eier gern in Mießmuscheln, kann er dies nicht, so hüthet er sie wochenlang. Bei den Nadelfischen brütet das Männchen die Eier förmlich aus, indem es sie in eine Art Beutel unter dem Bauche aufnimmt, und dort so lange verwahrt, bis sie auskriechen. Die schwarze Meergrundel lebt in dem Schlammgrunde der Lagunen bei Venedig, wo sie sich Gänge gräbt. Zur Laichzeit, wo alle Fische die Tiefe verlassen, zieht auch sie nach den mit Seegras überwachsenen Rändern der Lagunenkanäle und gräbt sich dort eine minder tiefe aber geräumige Wohnung, deren Gewölbe von den rauhen Wurzeln der Zostera gebildet wird, an welchen das Weibchen die Eier absetzen kann. Der Baumeister bewacht nun den Eingang seines Hauses mit seinen scharfen Zähnen, läßt ein Weibchen nach dem andern hinein, um die Eier abzusetzen, und bewacht dann 2 Monate lang das ihm anvertraute Gut, was er muthig gegen Feinde schützt. Ist der Besuch zu zahlreich,

so wird die Wohnung vergrößert und oft mit mehreren Ausgängen versehen, Während dieser Zeit magert er zusehends ab und ist der gänzlichen Erschöpfung nahe, wenn die heranwachsende Brut endlich das elterliche Haus verläßt, welches er nun auch aufgiebt, um anderswo Ruhe und Nahrung zu suchen. Sonderbar ist, daß bei den Fischen die Männchen mehr Fürsorge und Neigung für ihre Nachkommenschaft zeigen, als die Weibchen.

Ihre Verbreitung erstreckt sich über alle Gewässer der Welt, selbst aus den unterirdischen Seen der Vulkane kommt *eine* Art Wels zum Vorscheine, der sich dort ganz behaglich zu befinden scheint, aber sonderbar ist, daß im Gegensatze zu den andern Thierklassen die Zahl der Individuen der einzelnen Klassen im Norden so bedeutend stärker als im Süden ist. Mehrere Hundert Millionen Kabeljaus, Capellinen, Häringe rc. werden jährlich gefangen, ohne daß sie sich bis jetzt vermindert hätten. Die Züge oder Reisen der Fische zur Laichzeit sind seit uralten Zeiten bekannt. Auch sie haben Ortssinn, denn sie finden die alten Laichplätze wieder und suchen sie sogar auf. Ausgemacht ist dieses von den Fischen, die tiefer in unsere Flüsse hineinziehen, und wie die Lachse, die Schnäpel, die Stinte, die Störe rc. genauer beobachtet werden konnten. Auch bei ihren Zügen herrscht Ordnung; sie ziehen in regelmäßigen Reihen, der größte Rogner voran, dem etwa 2 Fuß entfernt die übrigen folgen. Die jüngere Generation macht den Schluß. Ueber den Zügen der Häringe liegt noch ein Dunkel doch sollen auch sie einen Anführer haben, den die Fischer den Häringskönig nennen und um keinen Preis wegfangen, weil sie meinen, daß sonst der ganze Zug sich zerstreut und verschwindet.

Auch Geselligkeit lieben die Fische. Die Schmerlen sieht man immer in großen Trupps mit einander scherzen. Die Meergrundel hält sich immer truppenweise zusammen, und

wenn ein Lärm sie zerstreut, so vereinigen sie sich bald wieder, um gemeinschaftlich zu fliehen. Treue Freundschaft ist ihnen nicht fremd. Von den Anthien erzählten wir das Abschneiden der Angelschnur schon vorher, aber auch der gemeine Papageifisch soll dem andern, wenn er im Netze steckt, heraushelfen. Der Gefangene soll dann den Kopf durch die Maschen stecken, worauf ein anderer ihm den Schwanz reicht, damit er hinein beißt und so herausgezogen werden kann.

Der Wels schwimmt immer mit einem Freunde, der furchtbare Hai ist immer von dem kleinen Lootsen begleitet, der ihm Weg und Steg zeigt, den er auch beim größten Hunger verschont, der furchtlos um ihn herumspielt. Ein ähnliches Verhältniß besteht zwischen dem Riesen- oder Hornrochen und seinem kleinem Begleiter, einem kleinen grauen Fische, den die Matrosen des Teufels Lootsen nennen, weil er seinen Herrn leitet, kneipt und führt, wenn er Fische bemerkt die zu dessen Nahrung dienen. Licht, Farbe und Ton haben großen Einfluß auf sie. Alle Völker an Meeren, Seen und Flüssen wissen, seit sie und die Fische existiren, daß man sie am leichtesten bei Nacht, bei Laternen und Fackelschein fängt. Der Lichtsinn der Flußgroppen ist stark, schon der Mondschein lockt sie. Die Lachse kehren um, wenn sie rothe Häuser und glänzende Dinge sehen, selbst Bretterflöße verscheuchen sie und das Geräusch der Sägemühlen, mehr noch aber Kanonenschüsse, was auch die Karpfen nicht leiden können, jagt sie zurück. Hausen und Bleie hören sehr gut, sie werden durch Geschrei oder mit Trommeln ins Netz gejagt. Die Alsen werden durch Schellen, die man an die Netze heftet, der Röthling durch das Zusammenschlagen mit hölzernen Scheiben angelockt. Gewitterluft wirkt ebenso heftig auf sie ein; der Wels kommt dann aus der Tiefe herauf, die Alsen fliehen und werden unruhig, die Schmerlen kommen schon 24 Stunden vorher auf die Oberfläche und der Schlammpeitzger, der häufig in Gläsern gehalten wird, ist der beste

6*

Wetterprophet. Auch Metalltöne erregen sie sympathetisch, wie die Electricität. Fünf und mehr electrische Fische sind bekannt, von denen die reizbarsten die Zitterale sind. Sie schlagen nur gereizt, können den Schlag aber willkührlich und mit jedem Theile des Körpers ertheilen. Das elektrische Organ liegt an den Seiten des langen Hinterleibes, nimmt fast die Hälfte desselben ein und wirkt wie eine Batterie, durch 5 Menschen, wenn sie sich an den Händen halten und der erste den Fisch, der letzte das Wasser berührt, mit gleicher Kraft. In Behältern leben sie übrigens ruhig, fressen alles Gegebene, werden ganz zahm, erkennen ihren Herrn und Fütterer und schlagen nie, wenn man sie nicht reizt. Sie sind demnach eine Art lebende, wollende, denkende, unterscheidende galvanische Säule.

Daß die Fische gezähmt und sehr leicht gezähmt werden können, wenn man sich mit ihnen abgiebt und sie dabei naturgemäß behandelt, unterliegt keinem Zweifel. Unsere kleinen Gold- und Silberfischchen werden so zahm, daß sie herangeschwommen kommen, wenn ihr Fütterer sich nähert und ihm das Futter aus den Händen nehmen, auch seine Person, wenn er mit mehreren zugleich herantritt, ganz genau unterscheiden, wie ich selbst erprobt habe. Ebenso der würfelige Kofferfisch, der in Ostindien in Teichen zum Vergnügen gehalten wird. Die Karpfen lernen sehr bald die Stimme ihres Herrn und den Ruf der Glocke kennen, kommen und folgen ihm. Sie können auch selbst Töne von sich geben, die, da sie keine Stimmritze haben, allerdings sehr inartikulirt, aber immerhin doch Töne sind. Der Petermann brummt, wenn er aus dem Wasser genommen wird, der gemeine Schalwels grunzt, der Knurrhahn sowie der große Seehahn knurren, die Meerleyer giebt einen pfeifenden Ton von sich, wenn sie ergriffen wird. Der Trommelfisch hat seinen Namen von seiner Kunst und trommelt am stärksten, wenn er mit vielen seiner Kameraden unter einem Schiffe durchzieht.

Auch der Schlaf tritt zuerst bei den Fischen auf, wenn er auch nur von einigen wenigen bestimmt nachzuweisen ist. Bei Nacht erschreckte Fische fahren wie aus dem Schlafe auf und den Delphin will man schon schnarchen gehört haben. Von dem Mondfische erzählt uns Brünniche, daß, wenn er schlafen wolle, er die eine Flosse anlege und dann auf die Seite falle. Er selbst habe zwischen Marseille und Genua einen angetroffen, der so fest geschlafen habe, daß er das Schiff nicht einmal bemerkte. Ein Matrose sey dann herausgesprungen und habe ihn gefangen. Der Schlaf ist aber eine wichtige Stufe, wo er auftritt muß die Psyche, das Princip des Wollens, in größerer Thätigkeit sein, als die Kräfte des Körpers gestatten, so daß dieser dann von Zeit zu Zeit Ruhe und Erholung bedarf, um jener wieder folgen zu können.

Die bisher aufgefundenen Sinne, Eigenschaften und besonderen von der Natur verliehenen Fähigkeiten der zwei vorhergehenden Klassen sind die Gabe Nahrung, Wohnort, Feinde und Freunde, Gatten und Kinder, Geschwister und Eltern, Vortheile und Gefahren, Formen, Farben, Zeiten und Töne zu unterscheiden, und die aus dieser Welt gezogenen Schlüsse, auch auf diese, wenn auch immerhin kleine Welt, praktisch anzuwenden.

Entschieden treten im Fischreiche Geschmack-, Gehör-, Geruch-, Farben- und Tonsinn auf, wie auch Geschick zu Erfahrungen und Gefahrenkenntniß, Schreck, Furcht und Angst, die ein inneres Empfindungsvermögen voraussetzen, sowie eine Willenskraft, die den Verstand zu ihrem Dienst benutzt. Entschieden tritt im Fische Selbstbewußtsein oder das Erkennen seines Ich und freie Selbstthätigkeit auf, aber eben deshalb leistet er auch mit Andern wenig oder nichts und scheint deshalb weniger zu sein, tiefer zu stehen. Der Fisch ist mehr als die Biene, Ameise und Termite, weil er selbstständiger, abgeschlossener, persönlicher als diese, und was er ist, mehr durch

und aus sich selbst, nicht blos etwas im Zusammenhange mit Andern ist. Am geistigsten unter den uns bekannten sind die Aale, Karpfen und Hechte. Ein Mensch, der mit ihnen zusammenlebte, müßte noch viel Größeres an ihnen entdecken, als wir jetzt noch geben können, ja sie beinahe wie Schlangen abzurichten im Stande sein. Und wirklich hat ein Italiener in neuester Zeit eine Anzahl von Fischen ganz verschiedener Art völlig gezähmt und abgerichtet. Auf sein Geheiß packt der raubgierige Hecht einen andern Fisch an und auf sein Geheiß läßt er ihn sogleich wieder friedliebend los oder apportirt ihm denselben. Alles wie der Fischmann will, und diese eine Thatsache schon stellt uns den Fisch auf die ihm bezeichnete Stufe.

Aber auch seine Züge und Wanderungen an die Ufer, in die Flüsse und in den Meeren, seine Empfindlichkeit für's Licht und Farben, den Metall- und Gewitterton, für Gewitterluft und Metallreiz überhaupt, seine sympathetischen und antipathetischen Empfindungs-Eigenheiten, sowie seine Anhänglichkeit, sei es an einen Lootsen oder den größten Rogner als Führer oder aber an einen Menschen, der sich zu ihm herabzulassen verstand, sprechen entschieden für eine größere innere Thätigkeit, als uns die vorhergehenden Klassen boten.

Wir gehen jetzt zu den **Lurchen** und **Amphibien** über, die im Wasser und auf dem Lande leben können und von denen man gegen 1500 verschiedene Arten annehmen kann. Daß schon ihr Aeußeres dem Menschen näher steht, ist sogleich ersichtlich, denn Kopf, Leib und Füße ähneln den unsrigen. Alle haben Eingeweide, alle kaltes, rothes Blut, alle Lungen oder etwas dieser Art, wenn die Fische nur Kiemen haben und sind daher nicht ganz stimmlos. Sie athmen durch die Nase in Lungen hinein. Ihre rothen Muskeln sind schon Muskeln, d. h. Bündel, sowie sie auch schon ein förmliches Skelet haben, das bei den Schlangen wunderschön ist, und große innerliche Naturbaukunst und ästhetischen, symmetrischen Sinn zeigt. Ihr

Hauptunterschied von den Fischen ist, daß sich die Nasenlöcher nach hinten in den Mund öffnen und sie durch diese athmen. Ihre Wiedererzeugungskraft ist außerordentlich groß, doch im Verhältniß zu den Fischen und den vorhergegangenen Klassen nur klein. Die meisten lieben dunkle, nasse Orte; für sie ist das Licht noch zu reizend, und nur die vollkommeneren Amphibien suchen die Sonne, jedoch nicht des Lichtes, sondern der Wärme wegen. Der Ruhe und Trägheit zugethan werden sie sehr alt, doch fliehen sie den Menschen noch, wie alle tieferen Thiere, die ihn erkennen können, sind aber in hohem Grade zähmbar. Ihr Betastungssinn ist sehr schwach, der Geruch schlecht, dafür ihr Gehör sehr gut. Viele halten noch Winterschlaf; der Schlaf ist also auch bei ihnen schon ausgebildet, aber noch in eine Jahreszeit verlegt.

Den Uebergang vom Fisch zum Lurch bilden die Molche. Sie stehen wie alle untern Klassen einer neuen Ordnung noch sehr tief, doch kommt auch bei ihnen neben der Gabe, Nahrung, Wohnort, Feinde und Freunde unterscheiden zu können, schon ein leicht erregbares Temperament und Mutterliebe in hohem Grade vor.

Es giebt unter ihnen welche, die 4 Füße und andere, die nur die beiden Vorderfüße haben, daher Armmolche heißen. Alle sind ganz nackt und leben theils im Wasser, theils auf dem Lande, lieben aber auch Dunkel und Feuchtigkeit. Ihre Größe ist sehr verschieden und wechselt von 3 Zoll bis 3 Fuß. Sie haben alle schon wirkliche Stimme, die sie besonders während der Paarungszeit, vielleicht aus Sehnsucht hören lassen. Ihre Fortpflanzung geschieht durch Eier und lebendige Junge, welche die Mutter zärtlich bewacht. Sie häuten sich sehr oft und wissen sich dabei sehr geschickt des alten Kleides zu entledigen, wobei ihnen, wenn es gar nicht gehen will, die andern helfen. So tief sie stehen, findet man bei ihnen also doch freundschaftlichen Beistand in der Zeit der Noth. In der Freiheit

sind sie flink und munter, lieben die Geselligkeit, spielen dann mit einander und schlagen sich dabei wie die Fische an die Schwänze. Wie gutmüthig sie auch sind, so kann man sie doch leicht zum Zorne reizen, so daß sie das Maul weit aufsperren und ihnen Schaum aus dem ganzen Leibe dringt.

Die **Ringeleidechsen** und **Zäcken** gehören ebenfalls noch zu den unvollkommensten Lurchen; ein wenig höher stehen die **Schildkröten**. Sie lieben schon die Sonne sehr, haben einen sehr großen Magen, sehr große Lungen, aber, zwar mehr als die Fische, doch ein sehr kleines Gehirn, welches bei der gemeinen Landschildkröte nicht größer als eine Bohne ist, auch können sie noch Monate lang ohne dasselbe fortleben. Es ist daher für sie noch kein Lebens-, Empfindungs- und Denkorgan, kein Vereinigungspunkt, und das mechanische Leben herrscht bei ihnen noch über das geistige. Nahrungstrieb, Lebenstrieb, Muth für ihr Dasein sind auch ihre hervorstechenden Eigenschaften, doch kann man die gemeine Sumpfschildkröte so zähmen, daß sie auf den Ruf kommt und das Futter aus der Hand nimmt. Sie hört also gut, erkennt die Stimme des Menschen, liebt sie und folgt ihr, sowie auch schon Spuren von Empfänglichkeit für Musik vorkommen, was sich sehr gut mit ihrem Sinn für Menschenstimmen reimt.

Zornig beißt sie aber so fest in den vorgehaltenen Stock, daß man sie daran aufheben kann; die europäische drei Fuß lange Meerschildkröte wehrt sich tüchtig, wenn sie angegriffen wird und die bissige Flußschildkröte in Nordamerika stellt sich dann gar auf die Hinterbeine und springt auf ihren Feind ein. Sie haben also auch Temperament.

Kröten und **Frösche** müssen noch eine Verwandlung bestehen, aber bei weitem keine insektenartige, in welcher sie einen Rückschritt machen würden, doch könneu sie in diesem ersten Zustande noch, wie die Larven der Insekten, aus einer Warze spinnen. Außer den Eigenschaften der Schildkröten, die bei

ihnen aber schärfer ausgebildet sind, haben sie auch Stimmen und quaken mit großer Lust alle durch einander. In Guinea hört man in der Nähe der Sümpfe die sogenannte Buckelkröte häufig ganz melodisch singen. Ihre Konzertstimme ist aber eine andere, als die, mit welcher sie ihre Weibchen locken, und diese können es mit einer andern Stimme erwiedern. Hier findet sich die erste Spur von Geschlechtsstimme und von Frage und Antwort.

Die Kröten sind kurz, plump, schmutzig, zahnlos, im Gehen und Springen schwerfällig; doch kann die Rohrkröte drei bis vier Fuß an einer senkrechten Mauer hinauf kriechen, und sie haben sehr schöne Augen, die mehr versprechen als halten. Sie fressen Insekten, aber nur lebende, die sie mit vieler Geschicklichkeit mit ihrer Zunge zu fangen wissen. Werden sie verfolgt, so spritzen sie ihren Harn oft drei bis vier Schuh weit von sich, der bei einzelnen Arten unerträglich stinkt. Unsere gewöhnliche Kröte, die sich häufig in Gefängnissen findet, ist schon oft von Gefangenen zur Zerstreuung ihrer Einsamkeit völlig gezähmt worden, so daß sie auf den Ruf aus ihrem Winkel hervorkroch, Brod, Fliegen u. s. w. aus der Hand nahm, nnd bestimmt ihren Wohlthäter erkannte. Ja selbst der Zeitsinn ist an ihr ausgebildet und man gewöhut sie leicht, zu einer bestimmten Stunde von selbst hervorzukommen und sich ihr Futter zu holen. Auge, Ohr, Sinn, Gedächtniß, Einbildungskraft und Verstand müssen aber schon in sehr reichem Maaße vorhanden sein, um so gezähmt werden zu können. Al. Brongniart erzählt uns von der Höhlenkröte, daß das Männchen dem Weibchen die Eierschnüre ganz bedächtig mit einem Fuße um dem andern zugreifend herausziehe, sich dann um die Hinterschenkel wickele, sie so auf dem Hinterleibe überall mit sich herum, und wenn die Jungen auskriechen wollen, ins Wasser trage. Bei der Wabenkröte in Surinam, die gegen 8 Zoll lang ist, streicht das Männchen dem Weibchen den

Laich auf den Rücken, worauf sich die Haut um die Eier erhebt und Zellen wie Waben entstehen, in denen die Jungen sich entwickeln und erst herausgehen, wenn sie den Schwanz verloren haben.

Die Frösche sind munterer, flinker, zierlicher, aber auch scheuer, furchtsamer, meist schön gefärbt und wohlgestaltet. Sie leben im süßen Wasser, sind nach 3 bis 4 Jahren, der Wasserfrosch erst nach 10 Jahren völlig ausgewachsen, sollen über 16 Jahre alt werden und fressen Insekten, die sie geschickter noch als die Kröten mit der Zunge fangen. Auf seine Beute lauert der Laubfrosch auf einem Neste sitzend, wie eine Katze auf die Maus, springt dann wohl einen Fuß hoch nach der vorbeischwärmenden Wasserjungfer und erhascht sie mit der Zunge. Unser Wasserfrosch ist so gefräßig, daß er nach jungen Sperlingen und Mäusen schnappt, wenn man sie ihm vorwirft, und der Ochsenfrosch in Nordamerika, mit den Hinterfüßen 1½ Fuß lang, dessen Geschrei in einiger Entfernung dem Brüllen eines Ochsen gleicht, übermeistert sogar junge Enten und Gänse.

Sie graben sich im Spätjahr in den Schlamm und halten Winterschlaf und dieß mag vielleicht auch die Ursache sein, daß man bisweilen Frösche, öfter noch Kröten in Sandsteinen eingeschlossen findet, welche davon hüpfen, wenn sie an die Luft kommen Ihr Leben ist wirklich außerordentlich zähe und die abgeschnittenen Schenkel bewegen sich noch stundenlang. Für Licht, Luft und überhaupt jede Witterungsveränderung sind sie sehr empfindlich, besonders der zierliche kleine Laubfrosch, den man wie den Schlammpeitzger häufig als Wetterprophet in den Zimmern hält. Sie lieben Licht, Sonne und Wärme, werden aber durch das erstere leicht überreizt, wie alle tieferen Thiere. Metallreiz hat eine sehr große Einwirkung auf sie, wie auch die ersten galvanischen Versuche an ihnen gemacht worden sind. Beim Leuchtfrosch glänzt sogar während des

Schreiens die aufgeblasene Kehle, so daß es wegen ihrer Bewegung aussieht, als wenn er Feuer spie.

Die **Schlangen** haben sonderbare Körper und werden deßhalb auch sonderbare Seelen haben. Glatt, kalt, fußlos, unhörbar daherschleichend, dabei schön geformt und schön gefärbt, mit außerordentlicher Muskelkraft, Bewegungsfähigkeit und Gewandheit ausgerüstet, sind sie die Heuchler unter den Thieren und könnten im Voraus unser Vorurtheil gegen sich erwecken. Wegen des eigenthümlichen Baues ihrer Wirbel können sie den Körper nur von einer Seite zur andern, nicht nach oben und unten bewegen und ihr Fortschleichen geschieht deshalb durch Seitenbiegungen, die aber sehr schnell ausgeglichen werden, indem die Bauchschuppen auf der Erde Widerstand thun. Sie sehen und hören gut, aber ihr Geschmack scheint nicht der beste zu sein, und ihre Zunge, die sich vorn in zwei spitzige Fäden theilt, mehr nur als Fühlorgan zu dienen. Ihr Knochensystem ist sehr einfach, besteht aus Wirbeln meist an 200, hinten mit einem kugelförmigen Gelenkknopf und daran eine Menge Rippen, die sich vorn nicht vereinigen und auch durch kein Brustbein verbunden sind. Allen fehlen die Vorderfüße gänzlich, doch sind bei Manchen einige Knöchel als Spuren von Hinterfüßen vorhanden, aber alle können durch eine eigene Einrichtung ihre Kinnladen sehr weit aufsperren, und so ein Thier ganz verschlingen, das einen viel größern Durchmesser als sie selbst hat. Ihre Größe ist höchst verschieden, es giebt spannenlange, aber auch welche, die selbst in unseren Menagerien 20, in ihrem Vaterlande, in der Freiheit ihrer Wälder aber 50 Fuß lang und 1½ Fuß dick werden. Aber auch in anderen Beziehungen sind ihre Verschiedenheiten groß. Sanft und schuldlos ist die Blindschleiche, zornmüthig die Brillenschlange, doch läßt auch sie sich zähmen, hat musikalisches Gehör und lernt sehr taktfest tanzen; vorsichtig untersucht die Riesenschlange, wenn sie eine Beute gefangen hat,

die ganze Gegend im Umkreise einer halben Stunde, ob sich nicht ein Feind, von denen sie die kleinen Termiten am meisten fürchtet, da aufhalte, der sich während der Verdauung, wo sie hilf- und regungslos ist, ihrer ungestraft bemeistern könnte. Viele sind lebhaft, viele träge, viele frech, viele furchtsam, die größten fürchten selbst Büffel, Löwen und Tiger nicht, manche aber, wie die unschädliche Ringelnatter, suchen selbst die Gesellschaft des Menschen auf, kommen in die Wohnhäuser und klettern in die Betten oder werden, wie die prächtige Edelsteinnatter und die zierliche Schooßnatter, noch lebend zum Schmuck, zur Kühlung von den Wilden um den Hals getragen. Viele sind verachtet, verabscheut und geflohen, andere werden von ganzen Völkern als Gottheiten (Fetische) angebetet, und jede Beleidigung derselben mit dem Tode bestraft. Bei vielen und den meisten ist der Biß tödtlich, indem durch einen mit einer Rinne versehenen Zahn Gift in die Wunde dringt, das Blut des Körpers so schnell zersetzt, daß oft schon in wenigen Minuten der Tod erfolgt. Das Gift selbst ist nichts anderes, als der Speichel dieser Thiere, der wie bei anderen aus der Ohrspeicheldrüse kommt.

Die Hauptfeinde der Schlangen, die auch von ihnen gefürchtet werden, sind das Ichneumon und — das Schwein. Doch haben auch gewisse Pflanzen eine eigenthümliche Wirkung auf sie. Sie gerathen durch das Berühren mit einem Aeschenzweige in die furchtbarste Angst, ohne jedoch die Kraft zu haben, entfliehen zu können.

Man sagt, daß die Klapperschlange ihre Beute vorher verzaubere und daß Menschen Schlangen verzaubern können. Gewiß ist, daß kein Thier sie fürchtet, daß Tauben, Enten u. s. w. ruhig bei ihnen bleiben und um sie herum spielen. Wird endlich eine von der Schlange, vielleicht erst nach einer halben Stunde und mehr ergriffen, so sucht sie nicht zu entkommen, so wehrt sie sich nicht, so flattert sie nicht; kaum wehren sich

Vierfüßler, z. B. junge Ziegen mit den Hinterbeinen ein wenig. Selbst in die Ferne soll dieser Zauber wirken und sie durch das Anstarren mit ihren feurigen, glühenden Augen, durch ihren bindenden, tödtenden Blick, die Thiere unmittelbar in ihre Nähe bannen. Es scheint übrigens dieser bezaubernde Blick allen Amphibien eigen zu sein und zeigt sich wirklich schon an den Fröschen, denn auch sie starren Würmer und Insekten eine Weile an, ehe sie ihre Zunge gegen sie schießen; auch sie erschrecken diese schon durch ihren Blick, daß sie sich unruhig hin und her bewegen. Für das Zweite geben uns die Schlangenbeschwörer (Psyllen) der ältesten und neuesten Zeiten Beweise, die eine magische unerklärliche Herrschaft über die Schlangen und die Amphibien überhaupt ausüben, zwischen denen und ihnen ein eigenthümlicher magnetischer Rapport stattfinden muß, ein Rapport, von dem sich unter den Bienen beinahe noch nichts, über den Krokodillen nur noch wenig äußert.

Die letzte Klasse der Amphibien sind für uns die **Eidechsen** oder **Echsen**, zu denen wir noch die Krokodille rechnen. Ihr Bau nähert sich dem der vollkommeneren Thiere immer mehr, sie haben vier Füße, legen aber noch Eier, doch entwickeln sich bei einigen die Jungen schon vor dem Legen. Ihre Größe ist eben so verschieden, wie bei den Schlangen. Die kleinsten sind nur gegen 4 Zoll lang, wovon der Schwanz noch meistens über die Hälfte wegnimmt, das Krokodill dagegen erlangt gewöhnlich eine Größe von 8 bis 12 Fuß, soll aber bis 30 Fuß lang werden können. Giftig ist keine.

Man hat früher viel über sie gefabelt, von Drachen und Basilisken erzählt, denen man ungefähr die Gestalt einer ungeheuren Eidechse gab, aber sie noch phantastisch aufputzte, ihnen eine Krone auf den Kopf, mächtige Flügel, funkelnde Augen, deren Blick schon tödtlich sei, Krallen und einen ungeheuren Schweif mit einem Widerhaken andichtete, sie Feuer und

Dampf aus den Nüstern blasen, ja ganze Länder verheeren und veröden ließ. Noch im Mittelalter stutzten Marktschreier junge Rochen nach der eingebildeten Gestalt zu, setzten ihnen Glasaugen in die Nasenlöcher und ließen sie vor dem Volke als junge Drachen für Geld sehen. Solche Thiere giebt es aber in der ganzen Natur keine. Unsere Eidechsen sind harmlose, gutmüthige Thiere, die Niemand etwas zu Leide thun.

Die kleinsten sind die sogenannten Mückenfänger auf den Antillen. Sie sind von prächtigem Aeußeren. Einige scheinen mit Gold, andere mit Silberstoff bedeckt zu sein und von noch prächtigeren Farben. Sie sind so zutraulich, daß sie keck in die Zimmer kommen, selbst auf die Tische steigen, wenn man ißt. Sie wollen im Zimmer nichts als Fliegen fangen, und dies thun sie mit einer Geschicklichkeit und Schnelligkeit, die dem besten Jäger Ehre machen würde. Sonderbare Thiere sind die Flattereidechsen, bei denen hinter den Vorderfüßen sechs durch die Haut verbundene Rippen, wie Fächerstäbe hervorstehen, mit denen sie wie mit Fittigen sich von Zweig zu Zweig schwingen können. Ob zwischen ihnen, den fliegenden Fischen und dem fliegenden Eichhörnchen, wohl eine gewisse Seelenverwandtschaft besteht? — Die Kammeidechsen, sonst sanftmüthig und dumm, vertheidigen ihre Weibchen aus allen Kräften, beißen sich tüchtig herum und lassen nicht eher los, bis man ihnen einen derben Schlag auf die Nase giebt. Sie scheinen das Pfeifen gern zu hören, kommen dann hervor, lassen sich zuhörend mit einer Gerte streicheln und bei der Gelegenheit die Schlinge um den Kopf werfen. Merken sie endlich den Betrug, so wehren sie sich tüchtig, sperren den Rachen, schnauben, blasen den Halskamm auf, aber vergeblich. In der Gefangenschaft sind sie anfangs wild und tückisch, werden jedoch bald zahm und zutraulich. Der gemeine Schwielenkopf lebt in Gesellschaft; haben sie sich zufällig zerstreut, so stößt der eine einen Schrei aus, den die andern wie ein Echo wiederholen, und sich dann sam=

meln. Ruf und Antwort, die sie gegenseitig verstehen müssen. Die Fechteidechse richtet, wenn sie merkt, daß sie beobachtet wird, die vom Nacken bis ins Kreuz gehenden Kammschuppen auf und stolziert herum, als wenn sie sich etwas darauf einbildete. Also schon selbstbewußte Eitelkeit. Die Mopseidechse ist lebhaft, hurtig und so zutraulich, daß sie auf den Tischen unter den Menschen herumläuft, alles genau ansieht, alles genau untersucht und gleichsam Acht giebt, was gesprochen wird. Mit ihres Gleichen lebt sie im ewigen Kriege; wo eine die andere bemerkt, geht sie hurtig darauf los, und diese verfehlt nie, ihr Rede zu stehen. Vor dem Kampfe machen sie noch allerhand sonderbare Gesten, indem sie den Kopf schnell auf und nieder bewegen, den Kropf ungeheuer aufblasen, sich funkelnde Blicke zuwerfen, und erst wenn sie sich so ausgesprochen haben, geht der Kampf los und jede sucht die andere zu überrumpeln. Vermuthlich gilt der Kampf von wegen der Weibchen, denn diese scheinen um die Kämpfenden herumzustehen und ruhig zuzuschauen. Die Ueberwundene flieht, wird sie erreicht, aufgefressen; entkommt sie jedoch, so verbirgt sie sich traurig und beschämt lange Zeit vor allen andern. — Eigenheiten, die hier zuerst auftreten und erst später sich wiederholen. Die Wüsteneidechse wird häufig gezähmt und von ägyptischen Gauklern sogar zu Kunststücken abgerichtet. Träg ist das schon im Alterthum berühmte Chamäleon, doch zum Zorne, als einer tief untenstehenden psychischen Eigenschaft, sehr aufgelegt und ändert dann die Farbe seines Körpers. Auch die Kieleidechsen ändern ihre Farbe nach den Gegenständen, die sie umgeben. Die auf den jungen Palmen sich aufhaltenden sind grün, die auf den Pomeranzenbäumen schon gelb, und man hat bemerkt, daß diejenigen, welche sich im Zimmer mit Betten von Schillertaft aufhielten, Junge von den verschiedensten Farben zur Welt brachten, wie wenn beim Zeugen ihr Auge und ihre Einbildungskraft besonders in's Spiel gekommen wäre.

Unmöglich wäre es nicht, wußte doch schon Jacob gefleckte Lämmer hervorzubringen.

Verbreitet finden sie sich hauptsächlich in den wärmeren Gegenden, wo sie dann auch keinen Winterschlaf zu halten brauchen, obwohl sie während der Zeit des dortigen Winters träger und einsiedlerischer werden. In Europa kommen nur einige Gattungen der Schildeidechse, ein und die andere Blättereidechse und ein Chamäleon vor.

Außer den Eigenschaften der vorhergehenden Klassen stellt sich bei ihnen das Zutraüen zu dem Menschen, Zahmheit und Zähmbarkeit vorzugsweise heraus, doch auch Muth, Kampflust, Zornfähigkeit, Eitelkeit, Schaam und einige andere höher stehende Eigenschaften sind bei ihnen vorhanden, von denen wir ihren musikalischen Sinn, dieses auch am Menschen unauflösbare Räthsel hervorheben. Der Stink vereint sich oft mit seinen Kameraden zu einem Konzerte. Der Kammeidechse pfeift man, sie hören es gern, kommen näher, lassen sich dann streicheln und die Schlinge umwerfen; auch die Kropfeidechse wird so gefangen und das Pfeifen macht sie so unachtsam, daß sie in das Netz hineinspringt. Konzerte, aber nur bei Nacht, geben auch die Mopseidechsen, und die Kieleidechse nimmt Theil daran.

Dem Menschen gefährlich sind von ihnen nur die furchtbaren Krokodille; doch auch sie können zahm gemacht werden, ja selbst Dankbarkeit ist ihnen nicht fremd, und eben an ihnen finden wir wieder ein eigenes Verhältniß, einen sonderbaren Rapport zwischen Thieren und Menschen, und auch sie scheinen einen Zauber auszuüben. Zwei der vollkommensten Thiere, Hunde und Pferde, sind nicht durch Erfahrung erst, sondern von Natur den Krokodillen abhold, und müssen sie in den Nil, so zittern sie angsthaft. Der Hund läuft immer am Ufer hin, und soll er hinein, muß man ihn hineinwerfen, das Pferd aber, wird es gezwungen, geht rückwärts und schlägt zuerst

mit dem Hufe ins Wasser. Thiere dagegen, die in gar keiner naturhistorischen Verwandtschaft mit ihnen stehen, wie der Ichneumon, der Regenpfeifer und andere halten sich immer in ihrer Nähe und gehen gefahrlos mit ihnen um.

Wir haben bis hierher nun die Pflanzenthiere, Weichthiere, Gliederthiere und die beiden untersten Klassen der Wirbelthiere durchgegangen und dabei das Streben der Erdpsyche, den organischen Bildungsplan der Wesen, nur stufenweise zu ändern, sowie die Einwirkung dieser Veränderung in der organischen Bildung auf die immer freier und selbstständiger sich entwickelnde Thätigkeit der Seele auf eine so evidente Weise dargethan, daß man ihn unmöglich verkennen kann. Wir kommen jetzt zu den beiden höchsten Klassen der Wirbelthiere, die uns noch sprechendere Beweise für unsere Behauptung liefern werden; es sind dies die Vögel und Säugethiere.

Um dem Wahne, daß die untersten Thierarten keine Seele haben, mit dem Ernste der Wahrheit entgegenzutreten, haben wir alle und jede an ihnen auffindbaren und uns bekannt gewordenen Geistesäußerungen genau herauszuheben versucht, und ist unsere Ansicht die richtige, daß die ganze Thierwelt nur eine Kette sei, deren Glieder sich in leisen Uebergängen bis zum Menschen erheben, so kann der Vogel nur eine Fortsetzung der Amphibien sein und muß als Fortsetzung zum Alten Neues fügen. Aber auch in den Vögeln und Säugern wollen noch sehr viele wenig Seele sehen, obwohl bei den ersteren schon Individualeigenheiten vorkommen und deswegen müssen wir auch diese genauer betrachten und auf Stufen stellen. Bei ihnen tritt der thierische Organismus dem menschlichen bedeutend näher, und das freie geistige Leben fängt an, sich unendlich vielfach zu zerspalten, aber auch gleich Alles zu heben und die Welt des Einzelnen zu vergrößern.

Obschon zwischen den Vögeln und Säugern eines und den Amphibien andern Theils die anatomischen Systeme gleich sind,

so ist doch ihr ganzer Bau und ihre Zusammenfügung und deßhalb auch ihre Gestalt völlig verschieden. Vögel und Säugethiere haben schon im Aeußern viele Aehnlichkeit mit dem Menschen, denn Kopf, Hals, Brust, Unterleib, Füße mit Zehen, und alles leicht unterscheidbar, haben auch sie. Des Menschen Arme sind des Säugethieres Vorderfüße, im Vogel sind sie Flügel geblieben, aber auch hier sind, wenn sie von Federn und Muskeln entblößt sind, die sie bildenden, langen, zusammengebundenen dünnen Knöchelcheln leicht als eine Art Finger zu erkennen.

Den Vögeln, von denen man jetzt ohngefähr 5000 verschiedene Arten kennt, sind die Federn allein völlig eigenthümlich, innerlich haben sie ebenfalls alle Menschentheile und wie der Mensch rothes, warmes Blut, das in ihnen, wie in uns circulirt. Alle ihre Sinne sind vollkommen ausgebildet und auch das Nervensystem erreicht bei ihnen erst seine Vollkommenheit. Sie sind nicht, wie die Amphibien fast ausschließlich an das wärmere Klima gebunden, sondern bevölkern wie die Fische die ganze Erde. Bei diesen ist ohne Zweifel die ziemlich überall gleiche Temperatur des Wassers, bei jenen die Federdecken und das warme Blut die Ursache. Ihre Lebensweise ist wie die menschliche, sie halten auch täglichen Schlaf, und Winterschlaf kommt bei ihnen so wenig als bei Menschen vor. Sie legen Eier, doch ist von Verwandlung keine Rede, denn sie kommen so auf die Welt, wie sie sein sollen, und dürfen nur noch wachsen. Alle haben eine Stimme zu einer Art Rede, die aber sehr verschieden tönt, und eigene Einrichtungen machen das Singen, dessen Wechsel, Stärke und Ausdauer möglich, doch singen im Gegensatz zum Menschen meist nur die Männchen. Jeder Vogel hat seine eigene Stimme, die bei vielen ziemlich schlecht klingt, wenn auch ihr Kleid noch so schön ist; andere in einem schlichten Bauernkittel singen wunderschön, einzelne über alle Beschreibung. Ihr Gesang ist ihre Seele, ihre Lust

und ihr Schmerz. Beinahe alle haben einigen technischen oder Bausinn und bauen sich Nester, ja mehrere machen sehr künstliche. Mann und Weib halten bei vielen fest zusammen und führen schon eigene Haushaltung. Sie lehren ihre Jungen gar mancherlei, und den Gelehrigen unter ihnen kann man auch allerlei lehren, und, wenn man sich zu ihnen herabstimmen kann, sie zu kleinen Kunststücken abrichten. Viele lernen schon aus der Erfahrung und zeigen uns dabei viel Verstand und Denkkraft, so wie ihr Gedächtniß, ihre Vorstellungs- und Einbildungskraft sehr groß ist. Manche lernen leicht, manche schwer, wie bei uns, noch andere lernen Neues singen und Worte nachsprechen, ja bis auf eine gewisse Höhe machen sie alles menschlich, sind sie ganz menschlich, dann aber steigt freilich der Mensch, sie verlassend, viel höher empor, obschon sein Körper nicht mit ihnen in die Luft hinauf kann.

Die Vögel theilen sich nach ihrem Aufenthalte in Land-, Sumpf- und Wasservögel, doch lebt kein Vogel im, alle nur auf dem Wasser, ein bedeutender Unterschied gegen die übrigen Wasserthiere. Diejenigen von ihnen, die in derselben Gegend bleiben, nennt man auch Standvögel, andere, die nur der Nahrung willen in andere Gegenden streichen, wie die Hänflinge, Distelfinken, Drosseln u. s. w. dagegen Strichvögel und diejenigen, welche aus Mangel an Wärme und Nahrung zu gewissen Zeiten in ganz entfernte Länder ziehen, Zugvögel. Ihre Größe, vom Kolibri bis zum Lämmergeier und Strauße, ist so verschieden wie ihre Nahrung. In der Gefangenschaft kann man beinahe alle, vielleicht gar alle, an jede mögliche Nahrung, wie sie der Mensch genießt, gewöhnen; zähmen kann man unbedingt alle, jedoch nicht alle zu Künsten abrichten. Alle Naturelle, alle Temperamente kommen bei ihnen in einer Mannigfaltigkeit, wie bei keiner tiefer stehenden Klasse vor.

Die unterste Klasse dürften die **Wasservögel** bilden, und wenn sie, denen die Erdpsyche das Element der Fische zum

Aufenthalte anwieß, mit diesen nur einigermaßen verwandt sind, so werden sie weniger Psyche, weniger Unterscheidungsgabe, als die Landvögel haben, dennoch aber nicht nur über den Fischen, sondern auch über den Lurchen stehen und statt des Gemeinsinnes der vollkommeneren Insekten viel Selbstgefühl, im Vergleich mit den Würmern aber doch schon eine sehr mannigfaltige und ausgebreitete Welt um sich haben. Wir unterscheiden dabei tiefere und höhere Schwimmvögel; letztere sind Enten, Gänse und Schwäne, doch ist die Lebensart aller sich ziemlich gleich. Ihre Nahrung sind Würmer, Schnecken, Fische und andere größere Thiere; sie sind dabei sehr gefräßig, verschlingen oft auch einmal so viel, daß sie es wieder ausspeien müssen, fangen dann aber doch wieder von Neuem zu fressen an. Wer aber den Leib so pflegt, dessen Geist kann auf keiner hohen Stufe stehen, kann nicht vorwärts schreiten. Ihre Eier legen sie nur auf den Boden und die Jungen der Wenigsten bedürfen einer Pflege, Erziehung oder Atzung, sondern gehen sogleich mit der Mutter ins Wasser, Nahrung zu suchen. Ihr Gang ist schlecht, desto besser schwimmen sie aber und tauchen sogar zu den Fischen unter. Gesellig leben sie in großen Gesellschaften, doch ist das Verhältniß der Geschlechter noch nicht so gehörig wie bei den vollkommeneren Vögeln ausgebildet, obgleich sie meist ehelich gut zusammenhalten und auch bei ihnen Elternsorge und Kindesliebe vorkommt. Viel Verstand ist ihnen nicht zuzuschreiben, doch sind sie für ihre Nahrung eben so gescheidt und für den Fang derselben eben so listig und verschlagen, als irgend ein Thier, vorsichtig, muthig in Vertheidigung ihrer Freiheit und ihrer Jungen, ja einzelne, wie die Seeraben und Pelikane, selbst zum Fischfange abzurichten.

Zu den untergeordneteren gehören die Sturmvögel, der Schrappvogel, die Möve, der Pelikan, der Taucher, die Meertaube, die Schafgans, die Scharbe, der Fregattvogel, die Alken.



Die Enten haben einen Schnabel, der mit einer empfindlichen Haut überzogen ist. Sie sondiren damit. Wie klar ist bei ihnen der Gefühls= oder Betastungssinn ausgesprochen und erst noch in den Mund gelegt. Während des Brütens der Reiherenten begeben sich die Männchen an die größeren Seen oder den Strand, und erst wenn die Jungen ausgekrochen und flügge sind, folgen ihnen die Weibchen mit der Brut nach. Sie wissen übrigens den Jäger auf eine sonderbare Weise von ihren Jungen abzulenken, indem sie sich stellen, als wenn sie nicht fliegen könnten oder verwundet wären und so die Aufmerksamkeit von den Jungen ab auf sich zu ziehen suchen; sehen sie aber die Jungen dadurch endlich gesichert, so fliegen sie rasch davon. Die Muschel= oder Bergente ist außerordentlich scheu und weiß die nöthigen Entfernungen sehr genau abzumessen, fliegt dann zu Hunderten auf, zerstreut sich aber so, daß immer nur kleine Trupps von 3 bis 4 zusammenbleiben. Die Eisente ist sehr kriegslustig, beißt sich stets mit ihres Gleichen herum, bemächtigt sich auch oft des Nestes der frommen Bergente, brütet aber dann die Eier derselben mit den ihrigen aus. Männchen und Weibchen haben eine Art nicht unmelodischen Gesanges von verschiedenen Tönen, der an den Singschwan erinnert und schon in weiter Ferne gehört wird. Auch die Pfeifente pfeift unaufhörlich, was sich, wenn viele beisammen sind, nicht ganz gut ausnimmt. Die Jungen der Krikente laufen wie die Mäuse und verstecken sich in Erdlöcher, wo sie von den Alten sorgfältig beschützt werden. Die Brandente gräbt sich selbst tiefe Gänge in den Sand der Dünen oder benutzt Kaninchenhöhlen, um darin zu nisten. Ja sie soll selbst den Fuchs aus seinem Baue vertreiben, indem sie in seiner Abwesenheit hineinkriecht und ihn dann durch ihren phosphorartigen Hauch zurückscheucht. Hier wird der Fuchs von der Ente geprellt. Die Sanneer oder Brautente, sowie die Bisamente nisten hoch oben in hohlen Bäumen, tragen dann die

flüggen Jungen an den Flügeln oder dem Halse auf den Boden und führen sie ins Wasser. Auch die wilde oder Rätschente thut dies bisweilen und wählt sich dann verlassene Elsternester zu ihrer Residenz. Die Jagd auf sie ist sehr schwer, sie ist durch die Nähe der Menschen und ihre Nachstellungen so gewitzigt worden, daß ihr nur noch mit großer List beizukommen ist, desto unvorsichtiger ist aber die Spießente in Sibirien, die noch blindlings in die Netze fliegt. Die Eiderente, von der die zarten, berühmten Dunen kommen, darf in Island nicht getödtet werden und ist deshalb dort so zahm geworden, daß sie dicht unter die Mauern der Häuser ihre Nester anlegt und sich von den Eiern, die zweimal nebst den Dunen genommen werden, abheben und wieder hinsetzen läßt. So wirkt der Umgang des Menschen auf das Thier, und es merkt die Schonung, die ihm zu Theil wird, sehr bald. Eigene Verhältnisse der Männchen zu den Weibchen und den Jungen, Zähmbarkeit, Täuschbarkeit, einiger Bausinn und etwelcher Tonsinn sind es, welche die Enten psychisch von den früher dargestellten Wasservögeln unterscheiden. Die Entriche sind viel zorniger als die Enten und ihr Biß, im Zorne gethan, kann selbst schlimme Folgen haben, da ihr Speichel in der Wunde dann wie Gift wirkt. Eigen ist noch der Zug der Enten, sie watscheln immer eine nach der andern und bilden immer nur eine Linie.

Die **Gänse** sind den Enten verwandt, die Nilgans vertheidigt ihre Jungen muthig gegen Katzen, Adler und Jäger, auch unsere wilde Gans vertheidigt sie wacker und unser zahmer Hausgänsrich fährt selbst beißend auf Freunde, die sein Gebiet betreten. Aber wer lehrt sie auf ihren langen gewaltigen Zügen aus dem Norden hoch über unsern Köpfen und Häusern ein Dreieck bilden und in den Lüften beibehalten? Wer sagt dem Gänserich, er soll voran fliegen, Heerführer sein und sagt es nur Einem? Die kleine Schneegans, die sich in Haufen zusammenhält und einen gemeinschaftlichen Lager- und Brut-

platz hat, soll ganz gewiß bei Nacht um diesen Wachen ausstellen und Jäger und Bauern ganz gut zu unterscheiden wissen. Die Schwanengans kann zu Gefechten gegen ihresgleichen abgerichtet werden und in der Gegend von Tula läßt man sie mit einander kämpfen. Hinter jedem Gänserich steht dann eine Gans, die ihm den Hals auf den Rücken legt und ihn durch ihre Stimme anzuspornen pflegt. Edel und stolz, mit zierlich erhobenen Flügeln, schwimmt, vom Zephir gewiegt, der Schwan daher, ein vollkommenes, die ganze große Klasse der Schwimmer verherrlichendes Thier, wie keine frühere es aufzuweisen hat. Berühmt ist er wegen seines zierlichen Schwimmens, seiner grandiosen Bewegungen und seines Muthes, der mit Füchsen und Adlern kämpft, wenn sie seine oder seiner Familie Ruhe und Sicherheit zu stören wagen, und diese Thiere mit mit unter das Wasser nimmt und ersäuft, am berühmtesten aber wegen seines Sterbegesanges, der in Schottland allgemein im Munde des Volkes ist. Er fliegt dann hoch in den Lüften und läßt seine Stimme in melancholischen, langgezogenen Tönen erklingen. Andere vergleichen seinen Gesang mit entferntem Glockengeläute, und sein Gesang soll, wenn er verwundet ist, vor dem Sterben wie eine Silberglocke tönen. Es muß etwas Edles, vielleicht gar schon die dunkle Ahnung von etwas Höherem auch in der Psyche des Schwanes sein, weil er so schön und zwar am schönsten im Sterben singt.

Süßen Gesang hebt an mit gemach absterbender Zunge
Selber der Schwan, wenn er trauert um eigenen Tod.

Willmann.

Die ganze Klasse der Schwimmvögel hat nicht so tief angefangen, wie im Verhältniß die Fische, die Molche und die Lurche, doch steigen sie auch nicht hoch und erscheinen uns noch dumm im Verhältniß zu den Landvögeln, zu denen wir jetzt übergehen.

Die **Schwalben** sind ein lustiges, harmloses, heiteres Völkchen, das sich schaarenweise hoch oben in der Luft im schnellsten sich häufig durchkreuzenden Fluge in großen Kreisen herumtummelt, dabei sein tägliches Brod an Insekten fängt. Sie können nicht singen, zwitschern aber desto vergnügter, sind Zugvögel, leben nur den Sommer über bei uns und pilgern mit dem Eintritte der kälteren Jahreszeit in ein anderes wärmeres Land. Man sieht sie ungern scheiden und ihre Rückkunft erfüllt jedes Menschenherz mit Freude, denn sie bringen den Frühling mit, sowie auch an Sommerabenden ihre heiteren, lustigen Spiele hoch oben in der Luft, schönes Wetter für den kommenden Tag verkünden. Kein Vogel findet nach einer Reise von Tausenden von Meilen sein Nest am Sims des kleinen Häuschens in der engen, stillen Gasse sicherer wieder, als sie, und ihr Ortsgedächtniß muß ganz außerordentlich sein. Ihre Nester machen sie aus Schlamm und mauern sie ordentlich an Dächer 2c. an, pflegen ihre Kindlein mit großer Zärtlichkeit, holen aus dem Neste auf die Straße gefallene eins nach dem andern wieder herauf, wobei das Kindlein sich recht gut an die Mutter zu halten weiß, sind gern bei Menschenwohnungen und Menschen, lieben diese mehr als irgend ein Thier der unteren Klassen. Albertus Magnus erzählt, sie hätten oft Streit mit dem Sperling und suchten ihn aus dem Neste zu wehren, wenn er bei ihrer Rückkehr Besitz davon genommen hätte; man habe zu Köln oft bemerkt, daß die Schwalbe, wenn der Sperling das Haus nicht räumte, viele andere durch Geschrei herbeigerufen habe, die dann mit dem größten Eifer Koth herbeigetragen und das Loch zugeschmiert hätten, so daß er erstickt sei, nachher hätten sie es wieder geöffnet und ihn herausgeworfen. Das wäre Richterspruch und Hülfe, wie wir sie von Menschen nur erwarten könnten. Die Uferschwalbe macht sich bisweilen 4 bis 5 Fuß tief gehende Gänge, und stürzt er ein, so macht sie einen andern. Die Falangane

trägt die zu dem Baue der berühmten eßbaren Nester nöthigen Materialien, die sie nur im Meere findet, oft 20 Stunden weit ins Land hinein. Findet sie keine, so richtet sie sich nach den Umständen und nimmt Sand und Holzsplitter; bauen muß sie. Ihre Wanderungen, ihre Munterkeit, ihr rascher Flug, ihre Spiellust in den Lüften, ihre Gattenliebe, ihr Nestbau, ihre Sorglichkeit für ihre Kinder und ihre Gesangproben setzen früheres in anderen Formen fort, sind aber in diesen neu.

Die Kolibri oder Fliegenvögel sind die kleinsten Vögel und die allerkleinsten sind nicht größer als Maikäfer. Sie sind schön und nichts anderes, als fliegende Gold- und Silber-, Purpur- und Azurblumen mit wahrem Metallglanze, Saphire, Rubinen, Regenbogen, Sonnenstrahlen, die herumflattern, schweben, schwimmen, schießen. Sie leben friedfertig in großen Gesellschaften, doch kämpfen sie um die Weibchen eifersüchtig mit großer Heftigkeit. Ein wenig mehr Technik im Baue der Nester und Gesang tritt bei ihnen auf, sonst sind sie den Schwalben nicht ganz ferne, und viel mehr als die Schönheit haben sie nicht vor diesen voraus.

Zu den Baumvögeln, wozu die Spechte, Kukuck rc. gehören, kommen wir jetzt und können nun stets auf Technik, Gesang und Zähmbarkeit, bei den vollkommneren Vögeln sodann auch auf freiere Selbstständigkeit, selbstständiges Auffassen und Behandeln der Umstände und Welt rechnen.

Die Vögel dieser Klasse sind gute Flieger, aber auch gute Kletterer. Die meisten bohren Bäume an, um Insekten herauszuholen und hacken mit ihrem Schnabel die Rinde auf. Sie bauen sehr hübsche Nester und mehrere brüten gemeinsam, so daß Männchen und Weibchen wechseln, wo dann das Brütende vom andern mit herzlicher Liebe gefüttert wird. Sänger sind sie noch nicht, und einzig der grüne Töpfervogel singt angenehm und mannigfaltig, aber so alles durcheinander, daß man ihn auch schon Spottvogel genannt hat. Er ahmt die Stimme

anderer Vögel nach, ein neuer großer Zug. Ein Thier spricht dem andern nach und eins wird so Lehrer, das andere Schüler. Er baut sein Nest halbkugelförmig, fast wie die Schwalben aus Schlamm, theilt es aber in 2 Zimmer, so daß Männchen und Weibchen jedes sein eigenes Appartement hat. Die Spechtmeise versteckt, wenn sie satt ist, Brod und andere Dinge auf den folgenden Tag, auf den kommenden Hunger, von dem sie also weiß, daß er wiederkommen wird. Der bunte Specht klemmt Eicheln und Nüsse in einen Baumspalt, um sie leichter aufknacken zu können. Häufig fällt die Nuß herunter, wird aber unverdrossen immer wieder heraufgeholt. Der Wiedehopf ist ein possirlicher Kerl, er macht immerwährend Verbeugungen, stößt bei jedem Schritte mit dem Schnabel auf die Erde, so daß es aussieht, als wenn er am Stocke ginge, und dabei nach der Elster der verständigste Vogel, der jeden Wink seines Herrn verstehen lernt. Raubvögel und die Gefahr, die ihm von denselben droht, kennt er sehr gut, legt sich, wenn er einen bemerkt, mit ausgebreiteten Flügeln und Schweif platt auf den Bauch und den Kopf mit emporgestrecktem Schnabel auf den Rücken. Ist die Gefahr vorüber, springt er mit Freudengeschrei auf. Die rothstirnige Kletterdrossel baut ihr Nest von halbfingerdickem Reisig, das durch Genist verbunden ist, läßt aber die Spitzen weit hervorstehen, so daß das Ding, wie ein ungeheurer mit Reisstroh umwickelter Igel aussieht. Sonderbar genug brütet er nur ein Jahr darin, baut sich das nächste Jahr ein neues darüber, so daß sie zuletzt 3 bis 4 Fuß hoch werden und überläßt das alte Dem, der dazu Lust trägt, was sich die Mäuse oft zu Nutze machen. Neidisch sucht unser Schwarzspecht jeden Kameraden, den er irgendwo an einem Baume hämmern hört, zu verjagen, kommt deshalb auch herbei, wenn der Jäger auf seinen Flintenkolben mit einem Messer schlägt, fliegt aber, sobald er merkt, was es geschlagen hat, sogleich wieder fort. Der Spechtkönig im wärmern Nordamerika

ist ein tüchtiger Bursch. Gefangen hackt er in kurzer Zeit den stärksten Käfich entzwei. Der Trieb nach Freiheit ist stark in ihm. Der braune Specht lebt in Familien, oft in Gesellschaften von 30 bis 40 zusammen, wo sie in friedlicher Eintracht sich gemeinsam Hütten bauen und dazu die Erde bald mit den Füßen, bald mit dem Schnabel aufgraben. Der Spint macht sich an abhängigen Stellen einen wagerechten Gang von 3½ Schuh tief. Seine Jungen sonnen sich gern, kriechen aber in ihre Höhle nie mit dem Kopfe voran, sondern immer rückwärts, und sind so daran gewöhnt. daß sie, aus dem Neste genommen, nicht vorwärts, sondern nur rückwärts laufen. Der Honigguckguck hat einen eigenen Instinkt, die Nester der Bienen zu entdecken. Der Honigdachs versteht es dann eben so gut, als die Hottentotten, Kaffern und kapischen Bauern, dem kleinen Vogel nachzugehen, der unter beständigem Geschrei langsam von Baum zu Baum fliegt und denjenigen, welcher ihm folgt und dann und wann mit einem leisen Pfeifen antwortet, bestimmt zu einem Bienenneste führt. Beim Neste angekommen, schwebt er einige Zeit über demselben, setzt sich dann auf den nächsten Baum und erwartet, was aus Dankbarkeit für seinen Antheil abfällt. Eigentlich ist es nichts weiter als Eigennutz, weshalb er die Bienennester verräth, da er wohl weiß, daß immer etwas dabei für ihn abfällt, nichts desto weniger setzt es eine Ueberlegung voraus, welche Bewunderung verdient. Einer Anomalie dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen. Unser gemeiner Guckguck — denn alle andern brüten selbst — und der Kuhfink sind die beiden einzigen Vögel, welche ihre Eier in die Nester anderer Vögel legen, von denen sie ausgebrütet und die jungen Vögel noch 14 Tage lang genährt werden. Man sagt, daß selbst andere Singvögel auf des Guckgucks Geschrei herbeikommen und ihm Nahrung brächten.

Zähmbar sind alle mehr wie eins der frühern Thiere; die Verschiedenheit ist schon größer, als bei irgend einer der vor-

hergehenden Klassen, aber Sprache, Kunst und Gelehrigkeit mangeln auch ihnen noch ganz.

Die **Tauben** sind die Lieblinge vieler Menschen, niedliche, schöne, sanfte, gutmüthige, stille, schicksalsergebene Thiere, angenehm durch ihre Reinlichkeit, geliebt wegen ihrer Freundlichkeit und unbedingten Ungeneigtheit und Unfähigkeit zur Vertheidigung, geschätzt, weil sie Niemand beleidigen, Niemand wehe thun wollen und hochgepriesen wegen ihrer vielgerühmten ehelichen Treue. Sie sind von Natur schüchtern, werden aber durch den Umgang mit Menschen zutraulich und sind die erste Thierklasse, die uns Gesellschaft ist und leisten kann. Ueberhaupt ist ein großer Hang zur Geselligkeit eine Haupteigenschaft der Taube und ihr da am wohlsten, wo sie die meiste Gesellschaft von ihres Gleichen findet, weshalb sich auch Einzelne stets den größeren Flügen anschließen. Unsere Poesie hat sie zum Symbol der Sanftmuth, der Unschuld, der ehelichen Treue gewählt und wirklich kann es kein reizenderes Bild zärtlicher Gatten- und Elternliebe geben, als sie uns bieten. Hat sich der Tauber einmal mit der Täubin in treuer Ehe verbunden, so kann nur der Tod ihrer Liebe ein Ziel setzen; sie fliegen zusammen, sie putzen sich gegenseitig mit den Schnäbeln, sie küssen sich, sie füttern sich mit den Leckerbißchen, welche sie in ihrem Kropfe gesammelt haben, sie wählen gemeinschaftlich den Platz zum Neste. Er trägt die Hälmchen herbei, während Sie sorglich den kunstlosen Bau vollführt. Sie brütet, Er fliegt währenddem eifrig nach Nahrung herum, füttert die Geliebte und erleichtert ihr auch dadurch ihr schweres Geschäft, daß er sie täglich gegen Mittag einige Stunden ablöſ't. Gemeinschaftlich besorgen sie dann die Erziehung und Ernährung der Kinder und führen und füttern sie auch außer dem Neste noch so lange bis sie sich ganz selbst zu erhalten im Stande sind.

Von Natur wehrlos, allen Nachstellungen der Menschen und Thiere ausgesetzt, ist die Taube sehr vorsichtig, kennt die

Gefahren, die ihr drohen, sehr genau, sucht vor gefährlichen Thieren sich durch schnelle Flucht zu retten, und zeigt, indem sie nicht gern im Innern der Häuser nistet, daß sie auch dem Menschen nicht ganz und nur nach längerer Bekanntschaft traut. Doch ist bei ihrer Arglosigkeii der Bund bald geschlossen und man kann sie leicht zahm machen und an einen bestimmten Ruf gewöhnen. Ihre Erinnerungskraft und ihr geographischer Sinn sind vortrefflich; sie finden Hunderte von Meilen hinweg getragen, ihren Schlag wieder ohne Fehl. Interessant ist es dabei, das Benehmen der Tauben zu beobachten, wenn sie von den Stationsorten losgelassen werden. Sie steigen dann gerade in die Höhe und beschreiben, wenn sie hoch oben sind, immer weitere Kreise, als wenn sie sich erst orientiren müßten und Merkmale suchten, wobei sie sich jedoch immer höher und oft so hoch erheben, daß ihnen das menschliche Auge nicht mehr folgen kann und sie entweder die Heimath erblicken oder sich wenigstens vollständig zurecht gefunden haben, worauf sie dann mit Blitzesschnelle forteilen. Sie können aber nicht singen, auch außer zum Brieftragen zu nichts abgerichtet werden und stehen hinsichtlich der Intelligenz hinter vielen Vögeln, dafür aber, wie manche Menschen, namentlich weibliche Wesen, desto weiter vorn im Betreff des Gemüths, das unter allen Vogelgemüthern das vorzüglichste ist und sich nur in den vorzüglichsten Vögeln einigermaßen wiederholt.

Die **Papageien** haben im Ganzen wenig Kunstsinn, denn ihr Nest ist höchst einfach gebaut, dagegen lieben sie die Geselligkeit, auch halten Mann und Weib treu zusammen und liebkosen einander gern. Bei ihnen ist schon Treue bis in den Tod und über ihn hinaus. Singen können sie gar nicht, ihre Stimme ist so widrig als möglich und doch kann man sie sprechen lehren; sie müssen deßhalb sehr genau hören, Selbstlaute und Mitlaute wohl unterscheiden können, ein Wohlgefallen an der Menschenstimme haben und sie gern nachahmen, was trotz

ihrer Singunfähigkeit auf musikalischen Sinn und Ton= und Wortgedächtniß deutet. Sie sind leicht zu zähmen, werden ganz zahm und gewöhnen sich so an den Menschen, daß sie, zufrieden mit unserer Sonne und der halb unfruchtbaren Natur nie mehr der alten Heimath und Freiheit zu gedenken scheinen. Ihr prächtiges, glänzendes Gefieder macht sie zu den Lieblingen der Damen und auch ihr Auge ist schön, hat etwas sehr Weiches und in vielen sogar etwas Melancholisches, doch sind sie lange nicht so liebenswürdig als die Tauben, stehen aber in ihren besseren Naturen, ihres größeren Verstandes und ihrer Sprechgeschicklichkeit wegen, doch über ihnen. Sie sehen sehr gut und unterscheiden um sich her sehr genau, lernen die Haus= und Stubengenossen sehr schnell kennen, doch wählen sie schon einzelne Menschen als Lieblinge und können andere gar nicht leiden. Eine neue Eigenheit, eine völlig gemüthliche Idiosynkrasie, Antipathie, nach dem Gesetze der Wahlverwandtschaft. Sie sind eitel und hören sich gern sprechen, und der Kakadu ist ganz verliebt in seinen Namen, doch können sie auch heftig zürnen und sind in hohem Grade eigensinnig.

Als Anhang zu ihnen müssen wir noch die Nashornvögel und Pfefferfraße erwähnen. Sie sind steifer und unbeholfener, hüpfen schief, mit ausgespreitzten Beinen, wie unsere Krähen, machen sich aus Früchten nicht viel und ziehen Mäuse, Vögel, selbst Aas vor. Ihre Nahrung werfen sie wie ein Taschenspieler in die Luft und fangen sie so lange, bis sie ihnen endlich zum Schlucken bequem kommt. Das Wiederholen deutet auf mehr Verstand und Willen, als das Werfen und sie müssen dabei eine bestimmte Vorstellung des Erfolges haben. Sie zeigen viel Neugier, lernen aber demohnerachtet wenig oder nichts, weil ihr Geist wahrscheinlich noch nicht das Neue mit dem Alten vergleichen und dazwischen einreihen kann.

Die **Eulen** sind Raubvögel, die aber, da sie das Tageslicht nicht vertragen, nur bei Nacht und Dämmerung auf die

Jagd ausgehen, und ihre Lebensweise, ihr ganzes Aussehen deutet auf eine düstere Seele hin. Die bei ihnen nach vorn gerichteten großen klugen Augen geben dem Gesichte einen eigenen, menschlichen Ausdruck, der aber, wenn man sie bei Tage sieht, fast ganz zur Fratze verzerrt ist, da ihre Lichtscheu sie zwingt, immermährend mit den Augen zu zwinkern und so beständig Grimassen zu schneiden. Ihr seidenweiches Gefieder, ihr leiser unhörbarer Flug, ihre Liebe zum Nachtleben, sowie ihre große Neigung zu Mäusen läßt auf etwas Katzenartiges schließen, und sie verrathen auch viel Verstand und Eigenheit, bedeutende Verschiedenheiten in Naturell und Temparament. Faul und langweilig thut der gelbe Kauz, habichtartig fährt die rasche Habichtseule durch die Luft, der Schneekauz will in der Gefangenschaft lieber sterben, als Nahrung zu sich nehmen, schlau und gutmüthig ist die kindliche Zwergeule. Von Geselligkeit wissen sie nicht viel, doch sucht etwa eine die andere, und nur die Höhleneule wohnt in ganzen Ansiedelungen beisammen. Zähmen kann man alle ziemlich leicht, aber immer noch zu nichts abrichten, als zu Lockvögeln. Musik und Technik ist ihnen wenig, doch sind sie keineswegs dumm, im Gegentheil sehr schlau, aber sie zeigen ihren Verstand nur bei Nacht ihren Feinden auf schlaue und gewaltthätige Weise. Der Uhu, der schlau und stark schon Hasen, Rehe und junge Hirsche, ja im Nothfalle selbst den Jäger anfällt, ist unläugbar der klügste.

Die **Hühner**, mit den zu ihnen gehörigen wilden Arten, sowie dem Truthahn, Pfau, Strauß, Kasuar rc., leben von Würmern, Insekten rc., können im Allgemeinen viel besser gehen als fliegen, haben wenig Kunstsinn und können nicht singen. Eine Art ist seit Menschengedenken zahm gemacht, ohne jedoch durch den Umgang mit Menschen viel gewonnen zu haben, doch sind Haus-, Kinder- und Frauenliebe, Stolz und Ehrgeiz, Tapferkeit und Muth schöne Eigenschaften von ihnen.

Wenig Unterschied bieten uns die anderen zu dieser Gattung gehörigen Arten, doch treten im Allgemeinen dieser Klasse eine Menge Eigenheiten auf, die wohl kund thun, daß sich immer Höheres, wenn auch Thörichteres, so doch Selbstständigeres vorbereite. Eingetheilt werden sie in Wasser- und Landhühner. Die ersteren sind scheu, lieben ihre Freiheit und sind durch die ewige Verfolgungslust der Menschen nach und nach so vertraut mit den ihnen drohenden Gefahren geworden, daß es jetzt Jägern und Hunden nicht mehr leicht wird, sie zu überlisten. Sie sind im Ganzen gutmüthig und friedfertig, und nur während der Paarungszeit kampflustig, lieben Geselligkeit und werden so zu sagen schon in der Wildniß zahm, sobald sie merken, daß man ihnen nichts zu Leide thut. Zu ihnen gehören das Wasserhuhn, das Sandhuhn, das Bläßhuhn, der Wachtelkönig, der Spornflügel, das Straußhuhn ꝛc.

Von den Landhühnern nehmen wir zuerst unser Haushuhn, das seit Jahrtausenden in der ganzen alten Welt gezähmt lebt, die neue aber erst seit ihrer Entdeckung bevölkert. Der Hahn ist wachsam, stolz, herrschsüchtig, tapfer, stark, eifersüchtig, aber ein guter Hausvater. Schon früh am Tage beginnt er sein Regiment und weckt seinen Haushalt durch lautes Krähen, das von allen Collegen der Nachbarschaft beantwortet wird. Ein eigener Zeitsinn muß in den Thieren wohnen, der so fest begründet ist, daß er sich nie irrt. Die Fuhrleute in den Steppen des schwarzen Meeres haben immer einen Hahn bei ihren Zügen; er ist für sie ein unumgänglich nothwendiges Erforderniß, sitzt von Allen gehätschelt auf dem vordersten Wagen; sie trauen seiner Zeitbestimmung mehr als der ihren, überlassen sich sorglos der Ruhe; er kommandirt die Abfahrt und erst wenn des Morgens sein Kikeriki erschallt, werden die Ochsen gerüstet und die Walke setzt sich in Bewegung.

Ist der Morgengruß vorüber, führt er seine Familie zum Tagewerke, und gewiß ein besserer Mann ist Niemand. Man

sieht ihn ja kaum selbst fressen, da er nur genießt, wenn er Einzelnes findet, zu dem er allerdings die Mehreren nicht rufen kann. Findet er aber Mehreres, so ruft er laut, ruft immer wieder, wartet bis sie kommen und rührt kein Körnchen selbst an. Wenn der gefundene Haufen groß ist, so dudert er seine Hennen ganz lustig an und ist uneigennützig, in ihrem Genusse seelenfroh. Von Seite seiner Frauen nimmt man jedoch wenig Dankbarkeit wahr, doch scheint ihn dies wenig zu kümmern. Er ist Herr auf seinem Hofe, leidet keinen Eingriff in sein Gebiet, weißt jeden anmaßenden Eindringling kräftig zurück. Wer hat nicht schon oft Hähne mit ihren Nachbarn streiten sehen, nicht schon oft gesehen, wie sie mit vor Zorne blutroth geschwollenem Kamme, mit wild funkelnden Augen an einander emporspringen, mit der Brust zusammen rennen, mit den Flügeln und Füßen schlagen, sich zerren, stoßen, die Federn ausreißen, blutig beißen und so lange kämpfen, bis endlich einer sich zurückzieht, aber langsam, oft anhaltend, und sich umwendend, als wenn es freiwillig geschähe, er nun nicht mehr streiten wolle, ihm an der Fortsetzung des Kampfes nichts mehr gelegen sei. Doch verbirgt er sich nachher aus Schaam und Aerger und läßt seine Flügel herunterhängen, während der Sieger nun noch stolzer geworden, auf ein Faß, eine Brunnensäule, eine Wagenleiter fliegt und dort seinen Sieg und seinen Ruhm mit lauter Stimme ausposaunt. Er hat verschiedene Stimmen, anders ist sie beim Morgengruß, anders wenn er seine Frauen ruft, um die gefundenen Schätze zu verzehren, anders im Kampfe und nach dem Siege, und es ist deshalb außer Zweifel, daß ihn die Brüder in der Nachbarschaft, die ein ebenso feines Gehör haben, verstehen und künftig mehr fürchten.

Um Fürsorge und Erziehung seiner Nachkommenschaft bekümmert dagegen der Hahn sich gar nicht, er hat wichtigeres zu thun und überläßt dies deshalb unbedingt der Mutter. Wie

seine Wachsamkeit, so ist die Mutterliebe der Glucke zum Sprichwort geworden. Bei ihr ist all ihr Verstand Mutterliebe und Mutterliebe hat all ihren Verstand in sich aufgenommen. Sie ist ein ächtes Weib. Mit welcher Emsigkeit sie ihren Jungen Futter sucht, wie sie jedes Körnchen, jedes Würmchen zerbeißt, die Jungen dann lockt und es ihnen mundrecht vor das Schnäbelchen legt; mit welcher Aufmerksamkeit sie stets auf sie Acht giebt, zwischen ihnen steht, um sie herumgeht, keines aus den Augen läßt, wie ängstlich sie sie unter ihre schützend ausgebreiteten Flügel ruft, wenn Gefahr droht, sich selbst zum sichernden Schild und Schirm macht, ihren eigenen Körper dem Stoße des Raubvogels Preis giebt, sich für sie selbst gegen Hunde und Menschen stellt. Sie kennt alle ihre Kinder ganz genau, aber auch die Jungen kennen sie, verstehen die Mutterstimme wohl, fühlen, daß Mutterliebe sie schützt. Wo mehrere Gluckhennen auf einem Hofe sind und die eine ruft, laufen gewiß nur die ihrigen, rufen mehrere auf verschiedenen Seiten, so eilen die Küchelchen, wenn sie gemischt waren, schnell auseinander und zu ihren Müttern hin. Zwei Hennen, die mit ihren Jungen zusammen in einem Stall waren, wehrten sich gegen einen eindringenden Marder so verzweifelt, daß er mit ausgehackten Augen, zerpickt und blutend sich kaum noch fortzuschleppen vermochte. Auch sie waren ein Opfer des Muthes, der Mutterliebe geworden, aber ihre Kinder waren gerettet.

Hahn und Henne haben uns ein freundliches, wohlthuendes Bild gegeben, und man sollte meinen, daß der stete Umgang mit dem Menschen sie gehoben, daß sie schon vom Menschen gelernt haben. Die nachfolgenden Waldhühner bieten uns weniger, doch sind sie keineswegs so dumm, als man sie ausschreit. Das Grashuhn, das Steinhuhn, das gescheckte Waldhuhn, das Schneehuhn, das Haselhuhn, das Birkhuhn, das Auerhuhn, das Baumhuhn, das Repphuhn, der Fasan ꝛc. sind scheu und vorsichtig, doch wohl es erst durch den Menschen geworden,

der ihnen immer Gefahr und Tod bringt, außerdem aber leicht zu zähmen und wenn sie merken, daß sie ihres Lebens sicher sind, werden sie bald zutraulich. Alle kann man während der Paarungszeit durch das Nachahmen ihres Geschreies leicht anlocken. Der überwiegend starke Naturtrieb läßt sie dann jede Vorsicht vergessen, die Leidenschaft macht sie blind, wie dies so oft auch bei den Menschen geschieht. Die Wachtel gehört auch noch zu ihnen, ist uns aber bekannter durch ihren Ruf, der wie „bück den Rück" lautet und womit sie während der Erndtezeit, wo er vorzugsweise erschallt, die Schnitter zu verhöhnen scheint. Sie wird häufig in Käfigen gehalten und außerordentlich zahm, doch wirkt auch in ihr noch etwas Allgemeines, und sie hat sich noch nicht höher gehoben.

Mehr Eigenheiten hat der **Truthahn**, doch sind auch bei ihm Eitelkeit, Hochmuth und Zornmüthigkeit zu groß, um auf eine höhere Stufe gestellt zu werden. Sonderbar ist sein Haß gegen die rothe Farbe. Er zeigt sich gern und wenn man ihn aufmerksam ansieht, schlägt er ein Rad, spreizt die Schwungfedern, streift damit auf den Boden und giebt kollernde Laute von sich. Außer der Paarungszeit leben die Männchen abgesondert und die Weibchen weichen ihnen sorgfältig aus, weil sie die Jungen gern todtpicken. Wenn man einem Truthahn den Kopf auf die Erde drückt und dann auf derselben einen breiten Strich quer über den Schnabel zieht, so bleibt er wohl eine Stunde lang regungslos liegen, guckt immer den Strich an und glaubt sich gebunden.

Der **Pfau** wird leicht zahm und häufig zur Zierde auf großen Höfen gehalten. Er ist prächtig schön, aber auch sehr eitel, läßt sich gern bewundern, schlägt ein Rad und stolzirt, ist aber verständiger als der Truthahn, da er nur eitel, nicht auch hochmüthig ist, und wenigstens vor Hochmuth nicht zornig wird. Dagegen ist er herrisch, muß immer zu oberst am Tische und Troge sein, und läßt das andere Geflügel nie eher heran,

als bis er gesättigt ist. Mit den Truthühnern und Gänsen kann er sich nicht vertragen, kommt dagegen mit dem kleinen Volke ganz gut zu rechte. Sein Ohr muß sehr unmusikalisch sein, auch seine Stimme klingt widrig schrillend, fast wie bei den Katzen, wenn man sie in den Schwanz kneipt. Das Alter macht ihn mürrisch und übellaunig, so daß er kaum mehr frei gehalten werden kann.

Die **Trappe** ist der größte europäische Vögel, gegen 4 Fuß lang, 20 bis 30 Pfund schwer. Er gehöet mit Kasuar und Strauß in eine Gattung, die in ihrem ganzen Baue, in der Lebensart, dem Betragen und der Zähmbarkeit sich den Säugethieren nähert, aber nicht soviel Verstand äußert, daß wir sie höher als hierher setzen dürften, und da sie im Ganzen noch der Zunft der Hühner entspricht, mag sie als Nachtrag zu diesen gelten. Der Aufenthalt der Trappen sind ebene Felder, wo sie in Truppen von 6 und mehr mit einander umhergehen, beständig den Kopf in die Höhe recken und sich umsehen. Sie sind sehr wachsam, erkennen den Jäger von Ferne, ergreifen dann sogleich die Flucht und er muß daher allerlei Künste anwenden, um einen zu erlegen oder in der Schlinge zu fangen. Im Allgemeinen ähneln sie den Truthühnern, doch haben sie mehr Muth und mehr Verstand als diese.

Der **Kasuar** ist noch größer, steht dem Strauß am nächsten, kann nicht fliegen, da seine Flügel nicht einmal Schwungfedern, sondern nur Kiele haben, aber dafür desto besser laufen. Der ganze Leib ist mit schwarzen Federn bedeckt, die von Ferne wie Roßhaare aussehen, weil die Fahnenblättchen kurz, steif und entfernt sind, und keine Seitenfahnen haben. Sein Geschmack muß sehr schlecht sein, denn er frißt alles mögliche und verschluckt selbst Steine und Eisen. Er wird leicht zahm, wehrt sich aber, wenn er angegriffen wird, mit dem Schnabel, der stärker als der des Straußes ist, sehr gut und versetzt auch mit den Füßen leichte Hiebe. Die rothe Farbe kann er so

wenig, als die vorhergehenden leiden. Es scheint dies eine der ganzen Gattung eigene Antipathie zu sein.

Der **Strauß** ist der größte von allen Vögeln, er wird 6 bis 8 Fuß hoch. Auch er kann nicht fliegen, aber dafür, mit Unterstützung seiner Flügel, so schnell laufen, daß man ihn nur selten und schwer zu Pferde einholt. Man hält ihn in der Regel für besonders dumm, aber mit Unrecht, da er alles leistet, was seiner Gattung zukommt. Er ist sehr vorsichtig, und ihm in offenem Felde nicht leicht beizukommen, weil er sehr weit sieht und sogleich die Flucht ergreift, weshalb sich auch die Quagga's instinktmäßig an sie anschließen und mit ihnen davon laufen, wenn sie auch nicht wissen warum. Besonders sorgfältig sucht er den Ort zu verheimlichen, wo das Nest liegt, geht nie gerade darauf zu, sondern immer in weitem Bogen, während sie zu den Quellen ganz gerade Wege, die wie Fußpfade aussehen, haben. Sie leben gewöhnlich in Heerden, in der Brütezeit aber familienweise, ein Hahn und 3 bis 4 Hennen zusammen. Die Hennen legen alle Eier in ein Nest und brüten gemeinschaftlich. Eier und Junge vertheidigen sie muthig und man findet oft Schakale, wilde Katzen und ähnliche Thiere durch Schläge mit den Füßen neben dem Neste erschlagen. Sobald sie merken, daß ein Mensch oder ein Thier die Lage der Eier verändert oder welche mitgenommen hat, so zertreten sie alle und legen anderswo. Zähmbar sind sie leicht und man sieht sie häufig in der Kapstadt auf den Straßen herumlaufen; sie lassen auch auf sich reiten, sind aber unlenkbar, da sie keinen Zügel oder Gebiß vertragen. Sie sind neugierig, aber auch ihnen geht noch die Fähigkeit ab, Neues dem Alten einzureihen.

Die **Krähen** sammt ihren Verwandten, den Dohlen, Raben, Elstern rc., sind ein lustiges fideles Volk, das eigentlich verrufener ist, als es dasselbe verdient. Sie lernen keinen Gesang, zeigen wenig Kunst, statt dessen aber Unreinlichkeit,

Freßsucht und Dieberei und stehen demnach in der Tugend weit unter den Tauben, aber in der Intelligenz viel höher, ja einzelne sehr hoch. Gebärden, Vorrathsammeln, Zusammenhalten, Zähmbarkeit, gesellschaftliches Leben, Sprechenlernen, Anhänglichkeit an Wohlthäter, Abneigung gegen Einzelne, gemeinsame Vertheidigung, Sammeln von unnützen Kleinodien, zur Lust als Spielzeug, Nachahmen der Stimmen wie Hunde und Katzen, das Suchen bequemer Gelegenheit zum Bauen, Vorsicht, List &c. sind lauter halb oder ganz menschliche Geisteskünste und Seelengeschicklichkeiten. Für den Mangel mancher Naturgeschicklichkeiten ist ihnen sonach viel Intelligenz gegeben. Sie haben schon eine ziemlich große Welt um sich her und erfassen sie, nur sind sie eine unbeugsame Nation, listige Gesellen, die Raben macht sogar der Glaube des Volks zu Galgenvögeln, Menschenfressern, deren Erscheinen begangene Verbrechen und die Rache der Nemesis bedeutet; aber auch sie kann man ganz anders machen und gezähmt lernen sie sogar einzelne Worte nachsprechen und bald die Gesellschaft der Menschen der ihrer Kameraden vorziehen. Doch sind sie schwer zu fangen; sie kennen die Listen der Menschen schon und wissen ihnen auszuweichen.

Sonderbar ist, daß sie noch nicht über 4 zählen können, was bei der Elster besonders bekannt ist, die sich sonst außerordentlich schwer zum Schusse bringen läßt. Verbergen sich vier vor ihren Augen und drei gehen nach und nach fort, so weiß sie, daß noch ein vierter lauert. Verbergen sich aber fünf und vier gehen nach und nach fort, so ist sie verloren, denn sie meint, daß alle fünfe schon heraus sind und wird sorglos. Vollkommnere Thierarten können weiter zählen, schon die Mäuse. Zählen ist ächt menschlich.

Die **Raubvögel**, Adler, Falken, Habichte, Sperber und Geier, können wir, obschon einer davon großen Verstand und größeren als bisher alle vorgekommenen äußert und trotz der Berühmtheit, die sie insgesammt genießen, nicht so hoch, als

viele See= und Sumpfvögel, die uns einzig noch übrig sind, stellen. Sie sind besonders wegen ihrer ins Große gehenden Jagd= und Raublust und der Schärfe ihres Gesichts, sowie wegen ihrer Wildheit und Unzähmbarkeit berühmt und verrufen, ja ihre Größe, ihre Kraft, ihre Klauen, ihr Schnabel, ihr Muth und ihre Schnelligkeit machen sie selbst den Menschen gefährlich, und nur unter ihnen sind in der großen Vogelordnung Menschenfeinde. Sie sind Tagvögel, schlafen wie wir bei Nacht und horsten auf den höchsten Bäumen oder Felsen, an kaum oder gar nicht zugänglichen Orten. Und doch kann auch sie der Mensch in seinen Dienst nehmen und zu seinen Knechten machen, indem er sie auf kleinere oder größere Thiere zu stoßen abrichten kann. Manche sind dazu sehr gelehrig, vor allen die Falken und Sperber. Baukunst und Musik finden wir in dieser Klasse nicht, oder nur sehr schwache Spuren, so wenig als sie die Geselligkeit lieben und nur beim Fraße eines Raubes auch andere um sich dulden, mit denen sie ihn dann im besten Frieden verzehren, obwohl man sich auch erzählt, daß Adler sich durch einen eigenen Ton zur Ueberwältigung eines Raubes zusammenrufen. Mann und Weib halten jedoch auch bei ihnen treulich zusammen, gehen miteinander auf die Jagd und vertheidigen ihre Jungen wüthend. Die ganze Klasse zeigt übrigens viel Mannigfaltigkeit im Naturell und Charakter, denn wir finden in ihr Traurige, Ernste, Muntere, Lebhafte, Schwer= und Leichtzähmbare, ja selbst die Gefangenschaft äußert verschiedene Einflüsse. Der Adler wird in ihr finster und bös, der Geier faul und träge, der Falke läßt sich so weit bringen, daß er den alten freien Zustand ganz vergißt und dem Menschen völlig unterthan wird. Zahmer als alle andern scheint der Condor werden zu können. ohne dabei seinen Muth, Charakter, Furchtlosigkeit und Eigensinn zu verlieren.

Alle erringen ihre Beute durch ihre Schnelligkeit oder ihre Kraft, nur der Schlangenadler am Kap, dessen Lieblingsspeise

die giftigen Schlangen jener Gegend sind, muß auch noch Vorsicht und List anwenden. Er kann nur schlecht fliegen, hat aber dagegen lange reiherartige Beine, die ihm zum Verfolgen und Ausweichen seiner Beute treffliche Dienste leisten, sowie seine kurzen Flügel mit knöchernen, stumpfen Hökern versehen sind, mit denen er seine Beute wie mit Keulen niederschlägt. Hat er nun eine Schlange eingeholt und diese stellt sich gegen ihn zur Wehr, so schlägt er einen Flügel wie einen Schild vor die Füße, den er der andringenden Schlange entgegen hält, dabei aber immer vor- und rückwärts hüpft und die sonderbarsten Sprünge macht, um ihr auszuweichen. Während nun die Schlange ihr Gift durch Bisse in den undurchdringlichen Schild erschöpft, schlägt er mit dem harten Höcker des andern so gewaltig auf sie los, daß sie bald betäubt in den Staub sich rollt; dann wirft er sie mit seinem Schnabel noch öfter in die Luft, bis sie vollends todt ist, zerbeißt ihr den Schädel und verzehrt sie ganz. Er ist im Ganzen sehr mißtrauisch und verschlagen. Um die Weibchen kämpfen sie heftig, das Nest, das jahrelang demselben Paare dient, baut er in die Mitte einer Hecke, und weiß die Zweige so geschickt auszubreiten, daß sie demselben zum Roste dienen; die übrigen treibt er dann empor, so daß sie rundum eine Laube bilden. Er hat Geschmack und will beim Beutegeschäft im Schatten sitzen.

Wir kommen jetzt zu der Klasse, der für den Ausdruck der verschiedensten Empfindungen eben so mannigfaltige Töne gegeben sind, zu den **Singvögeln**. Sie beleben Hain und Flur während dem größten Theile des Jahres durch ihr Concert, dem unser Ohr oft mit Entzücken lauscht. Doch nicht nur ihr Gesang allein macht sie uns lieb und werth, sie haben auch noch andere Eigenschaften, die sie uns angenehm und zu so lieben Gespielen machen, daß schon mancher Dichter ihren Tod besungen und manche Jungfrau ihnen nachgeweint hat.

Außer ihrem Gesange sind sie noch durch ihre Kleinheit, Zierlichkeit und sogar ihren Verstand ausgezeichnet, doch kommen fast alle auf einer sehr hülfsbedürftigen Stufe zur Welt, sind nackt und blos, dürfen oft erst nach Tagen ihre Aeuglein dem Lichte öffnen und müssen, wie die Menschenkinder, Alles, selbst essen, trinken, stehen, gehen, fliegen, singen, lernen. Deshalb müssen auch Vater und Mutter im Voraus schon für die Existenz ihrer Kindlein sorgfältig bedacht sein, ihnen warme, weiche Nester bereiten, sie ätzen und bei sich behalten, bis sie flügge und fähig sind, sich selbst fortzuhelfen, Alles wie bei den Menschen.

Liebe und Kunst ist auch unter Männchen und Weibchen, die in treuer Ehe und friedlicher Eintracht leben, gleich gut vertheilt. Das Männchen liebt besonders das Weibchen, das Weibchen besonders die Jungen und ist geschickt im Baue des Nestes, das es sorgfältiger, wärmer und zum Theil auch viel künstlicher als seine Vorgänger zu machen versteht, kann aber nicht singen, wogegen das Männchen singt. Sie haben meist ein vortreffliches Gehör und Lust zum Gesange. Sehnsucht nach der Gesellschaft oder der Gattin, Liebe, Lust und Schmerz, Freude und Traurigkeit werden von ihnen in eignen Tönen ausgedrückt, und wenn sie auch natürlich am allerschönsten in der Paarungszeit singen, so singen sie doch auch nachher bis sie fortwandern. Viele ahmen von selbst andere Sänger nach, lernen sogar vom Menschen ganz neues und ungewohntes singen und etliche auch Menschenworte nachsprechen. Sonderbar ist, daß sie das Singen gerade wie der Mensch das Sprechen lernen müssen, probiren, anfangs falsch singen, es besser lernen und am Ende es zur Vollkommenheit bringen.

Nicht minder interessant ist ihre Baukunst, sie wählen da je nach ihrem Bedürfniße die Bauplätze auf Bäumen und Sträuchern im Gras, an Thürmen und Felsenwänden, bauen und formen und flechten und füttern, aus Reisern, Blättern, Stroh

Grashalmen, Moos und sammeln jedes Federchen, Haar, jede Wollflocke, sorgfältig von Wiesen, Höfen und Dornen. Die Mannigfaltigkeit ist außerordentlich und ihre Geschicklichkeit bewundernswerth, da sie als Werkzeug nur ihren Schnabel haben.

Die meisten von ihnen sind sanguinischen Temperaments, immer unruhig und in Bewegung, immer beschäftigt und Beschäftigung suchend und sich machend, dabei aber scheu nnd furchtsam, die Gefahren welche ihnen drohen wohl kennend und sorgfältig vermeidend. Trotzdem sind dieselben leicht zu zähmen und gewöhnen sich bald ganz an den Menschen, entwickeln dann viel Gelehrigkeit, lernen sein Wort verstehen, werden ihm gehorsam, bleiben aber nicht ohne Laune und Eigensinn. Sie sind in ihrem Futter sehr wählerisch und gegen Witterungsveränderungen sehr empfindlich, können Kälte und rauhe Witterung gar nicht vertragen, und müssen in Bauern gehalten, besonders gegen Zugluft geschützt werden, da sie sonst nur zu bald die Gicht bekommen. Alle ihre 5 Sinne sind vollkommen gut ausgebildet, und sie äußern schon viel Verstand, doch einzelne ausgenommen, minder List und Schlauheit als frühere Thiere, dafür aber mehr Gutmüthigkeit, Vertrauen und Anhängkichkeit. Verstand zeigt ihr Aeuglein, ihre Haltung und Bewegung; ihr edles Köpfchen deutet ebenfalls darauf und man sieht ihm das Nachdenken schon deutlich an. Ihr Gedächtniß ist sehr gut, ihre Erinnerungkraft groß und an Einbildungskraft mangelt es ihnen ebenfalls nicht. Einige können schon träumen, was wir an tiefer stehenden Thieren nie wahrgenommen haben, ihr Denk-, Fühl- und Willensvermögen ist auf ihrer Stufe ganz menschlich, weßwegen mit ihnen schon eine Conversation in einem Grade wie mit keinem früheren Thiere möglich ist. Man kann sie deßhalb auch zu manchen Künsten abrichten und sie sind die ersten, denen man förmlich etwas verständiges lehren kann, denn wenn auch der Falke, der Sperber, der Habicht zum

Beitzen, der Hahn zum kämpfen sich abrichten ließen, so waren dies doch nur in der Natur und Lebensart derselben begründete Fähigkeiten, und Neigungeu die der Mensch für sich ausbildete, während hier kein sogenannter Instinkt, sondern nur ein gutes Auge, ein feines Gehör, das Verständniß des Wortes des Meisters, Verstand und eigner Wille, Anhänglichkeit und Liebe zum Herrn und noch manches andere Reinmenschliche helfen kann.

Am besten lernen aus dieser Klasse die Staare, dann die Amseln und die Drosseln überhaupt, sprechen, die Nachtigallen lernen es nur sehr schwer, sie singen lieber. Doch ist Singen auch eine Art sprechen, nur spricht im Singen das Gemüth, während dort der Verstand, die Noten — Worte — diktirt.

Am schönsten singt die Nachtigall. In ihrem Gesange drückt sich jedes Gefühl, das sie bewegt, drückt sich Sehnsucht Liebe, Wehmuth, Frohsinn, Zorn 2c. klar genug aus, und jeder lauscht ihren Tönen mit Entzücken. Jede Nachtigall hat dabei noch ihr Eigenthümliches und Bechstein hat 25 verschiedene Strophen unterschieden und dieselben durch Silben auszudrücken versucht, welche alle Vokale und die meisten Konsonanten enthalten. Sie ist die Königin der Sänger, aber sie weiß es auch, ist eitel darauf, dabei eifersüchtig und neidisch auf die Talente ihrer Brüder, will keinem den Vorrang lassen, und singt im Wettkampfe sich lieber zu Tode als daß sie schwiege. Aerger noch schmettert der Sproßer, aber seinem Gesange fehlt der Schmelz des Gefühls und der innere Zusammenhang.

Jubelnd steigt unsere Lerche, ihren einfachen Morgenpsalm singend zum Himmel empor, während ihre Verwandtin die Ring- oder Kalanderlerche, die in der Nähe des mittelländischen Meeres lebt, mit treuem Tongedächtniß die Stimmen vieler Vögel so täuschend nachahmt, daß selbst der Jäger sich irrt. Man erstaunt, wenn man im Sommer bei der glühendsten Sommerhitze, wo alle andern Vögel schweigen, auf einmal aus

hoher Luft die Wintergesänge der Rothbrüstchen, Hänflinge, Wiesenlerchen und vieler anderen Vögel herabschallen hört, die fast nur in der reinen Winterluft sich daselbst aufhalten. Der Fink lernt gut singen, wenn man ihn jung aus dem Neste nimmt, bekommt dann einen ordentlichen Schlag der nach und nach abwechselt und den man je nach den letzten 2 oder 3 Tönen, Bräutigam, Reiterzug, Weingesang genannt hat. Der Hänflingartige, getiegerte Bengalist liebt Geselligkeit, setzt sich mit 20 bis 30 zusammen in einer Reihe auf einen Ast. Sie unterhalten sich, aber immer singt nur einer, die andern hören zu, geben Acht, doch wechseln sie ab. Singen ist sprechen, er hält vielleicht Vortrag über ein interessantes Vogelthema. Der Dorndreher ist ein guter Sänger, ahmt die Stimme des Weidenzeisigs, der Grasmücke, der Lerche, des Stieglitzes &c. ja sogar der Nachtigall täuschend nach, hängt aber allemal ein spöttisches Aetsch hintenan, als wenn er sich freute, daß er die andern gefoppt hätte.

Der große graue Neuntödter macht den Uebergang zu den Raubvögeln und läßt sich sogar zur Jagd auf Lerchen und Wachteln abrichten. Männchen und Weibchen singen einige angenehme Strophen; wobei sie sonderbar genug die Kehle wie ein Laubfrosch aufblasen. Sie ahmen auch die Stimmen anderer Vögel nach, aber mit klugüberlegter Bosheit, nie deren Gesang, sondern nur den Lockton, um sie in ihre Nähe zu ziehen, und auf sie stoßen zu können. Wer hat sie hierzu abgerichtet, und ihnen Mittel und Wirkung kennen gelehrt? — Der große Battava hat einen sonderbaren Gesang. Er klingt wie wenn man eine Kugel auf einen Stein fallen läßt, von dem sie immer wieder abspringt, die Töne werden dabei immer tiefer und endigen mit einem tiefen Baßton. Der Flöter ahmt gern die Töne anderer Vögel, besonders das Krähen der Hähne, das Gackern der Hühner nach und lernt leicht Stückchen nachpfeifen. Der fliegende Ameisenvogel soll rührender und zärtlicher

noch als die Nachtigall schlagen, nachdem er vorher die Tonleiter einer Oktave von unten herauf als Einleitung gegeben hat. Manchmal pfeift er auch gerade wie ein Mensch, der den andern ruft, so daß er schon manchen vom rechten Wege und in die Irre gelockt hat. Leicht lernt die junge Steindrossel und die junge Steinamsel, werden aber leicht langweilig, wenn man ihnen nicht mehrere Lieder lehrt. Auch der Schwarzkopf oder Plattmönch ist ein vortrefflicher Sänger, flötet den ganzen Tag und lernt jung, den Gesang der Nachtigall oder des Kanarienvogels täuschend nachahmen. Unser Gimpel oder Blutfink lernt ihm auf einer kleinen Handorgel vorgespielte Stücke bald nachpfeifen, wird dabei sehr zahm, läßt sich gern liebkosen und aus dem Munde füttern. Am stärksten ist der Nachahmungstrieb in der Spottdrossel. Sie hat einen sehr schönen eigenen Gesang, und wird in ihrer Heimath selbst über die Nachtigall gesetzt. Sie fängt auch jedesmal mit einer eigenen Komposition an, mischt aber zum Schlusse die Töne von vielen andern Vögeln bei und vermengt und wiederholt dieselben so künstlich und angenehm, daß es ebensoviel Vergnügen als Bewunderung erregt Sie scheinen dabei aber auch von ihrem eigenen Gesange so bezaubert zu werden, daß sie ganz außer sich gerathen und die drolligsten Gebärden wie der beste Bajazzo machen. Sie recken die Glieder, erheben sich wie der Baumpieper, mit ausgebreiteten Flügeln von dem Platze wo sie stehen, fallen aber mit dem Kopfe auf dieselbe Stelle zurück, drehen sich mit ausgebreiteten Flügeln wie ein Kreisel herum und was des närrischen Zeuges mehr ist. Sie begnügt sich aber nicht mit dem Nachahmen der Vogelstimmen, sie will und kann auch alle anderen Töne hervorbringen. Sie miaut wie eine Katze, krächzt wie ein Rabe, bellt wie ein Hund, knarrt wie eine Thüre und macht sogar dem Nachbar Schmied sein Hämmern auf dem Ambos nach. Welche Beweglichkeit muß sie in ihrer Kehle und welch Vorstellungsvermögen in ihrer Seele haben, um

alle die verschiedenen Dinge aufzufassen und wiedergeben zu können. Kardinal und Pabst, die ebenfalls dort zu Hause sind, geben ihr im Gesange nichts nach, haben weniger Nachahmungs=talent und sind die vorzüglichsten Sänger der neuen Welt.

Der Zaunkönig, der kleinste europäische Vogel, singt nett, ist munter und lebhaft wird aber schon nach einigen Tagen so zahm, daß er aus der Hand frißt. Der Weidenzeisig ist immer lebhaft und lustig, aber so zänkisch und keck, daß er selbst Drosseln anfällt, aber bald zurück ins Gebüsch gejagt wird. Sein Weibchen dagegen flattert, wenn es beim Brüten beun=ruhigt wird, wie ohnmächtig an der Erde hin, schreit ängstlich und kann sich lange nicht erholen. Hat er sie durch sein Be=tragen schon im Voraus so in Angst gejagt? Der zirpende Rohrvogel hat einen sonderbaren Gesang, er klingt fast ganz wie das Schwirren der grünen Heuschrecke. Auch der Wiesen=pieper singt wie wenn man eine Sichel wetzt. Sie hätten wohl die Lust mehr zu leisten, aber nicht das Vermögen. Alle können nicht Alles. Der Zeisig wird bald zahm und ist im Bauer leicht abzurichten, sich Futter und Wasser herauf zuziehen. Die Gras=mücken, Rothkehlchen und Rothschwänzchen, Bachstelzen, Meisen, Hänflinge, Ammern, ꝛc. sind ein unruhiges, ewigbewegliches Volk, das nie still sitzt, Kopf und Schwanz immer schnellt, die theilweis noch recht hübsch singen, mit denen aber sonst nicht viel anzufangen ist. Wie Kinder auf der Wiese, jagen sich die Weisschwänzchen herum, aber noch artiger ist, daß sie mit den Bachstelzen dabei gemeine Sache machen. Ihr Sinn ist noch kindisch. Das Blaukehlchen dagegen leidet keine Kameraden um sich, jagt sie fort und will allein Herr sein. Die Staare aber treiben sich immer in ganzen Schwärmen herum, doch vergessen auch sie in der Gefangenschaft ihre früheren Gesellen und bei den Menschen wird es ihnen völlig wohl, gescheidter ist kein Gesangvogel, sie geben auf Mienen, Blick und Gebärden acht, Nur den Sperling kann man nichts singen, keine Künste lehren.

Er treibt sich immer herum, seine Seele geht auf ganz andere Dinge. Er ist der einzig unverbesserliche Thunichtgut der ganzen großen Gesellschaft.

Der Kanarienvogel ist ohne Zweifel der intelligibelste der ganzen Klasse, er versteht den Menschen am besten, äußert die größesten Fähigkeiten und die verschiedensten Gemüthseigenschaften, er wird am ehesten zu Künsten abgerichtet, und ist dem Menschen ein wahrer Gesellschafter. Ausgezeichnet sind seine 5 Sinne, seine Erinnerungskraft, seine Einbildungskraft, ausgezeichnet sein Tonsinn, doch hat auch er ebensoviel eigenen Sinn und eigenen Willen und sein Muth ist gleich dem der alten Numidier. Er lernt Futter und Wasser zu sich herauf ziehen, Kanönchen losschießen, sogar buchstabiren und aus ausgeschnittenen Buchstaben selbst die längsten Worte zusammen setzen, so wie Kartenspielen und arbeitet dabei mit Gedächtniß und Einbildungskraft, mit dem Gesichts- und Gehörsinn zugleich; aber er hat dabei auch ein Gemüth, denn er ist der Liebe und des Hasses fähig. Er gewöhnt sich an Menschen, seine Freunde, wird zutraulich gegen sie und giebt dieß ihnen durch allerlei Liebkosungen zu erkennen, während er andere trotz ihm bewiesener Freundlichkeit nicht mag und immer feindselig gegen sie bleibt. Er ist eitel auf seinen Gesang, er äußert heftige Begehrlichkeit und ist gegen seines gleichen am zänkischsten, minder gegen andere Klassenverwandte. Wie bei den Menschen geht ihr Stammort, ihr ursprüngliches Vaterland, der wilde, nordafrikanische Süden, nicht aus ihnen heraus. Vorstellungen mögen bei noch vollkommneren Thieren wirken, bei den Vögeln, wenigstens bei den Kanarienvögeln, wirken sie noch nichts, höchstens kann Milde und Weichheit im Tone des Wortes oder dessen Rauhheit und Härte ein Wenig auf sie wirken. Auch Dankbarkeit ist ihnen noch fremd, vielleicht ist dafür ihre Psyche noch zu klein, sowie ihre Versetzung in unsere Nähe, vielleicht auch unsere Erziehung, die ja so manches verkehrt, ebenso nach-

theilig auf das natürlichste Gefühl, die Mutterliebe, eingewirkt zu haben scheint, denn die Weibchen vernachlässigen ihre Jungen oft, doch ist dies nur Ausnahme von der Regel und Dupont erzählt uns eine interessante Beobachtung darüber, die er gemacht hat. Jemand hatte ein Paar Kanarienvögel in einen Käfig und ihnen darin ein kleines Körbchen mit einem Vorrath von Grasspitzen; Moos, Baumwolle, Wolle, Haaren ꝛc. als Materialien zum künftigen Baue aufgehangen. Ueberrascht von der Geburt, mußte aber das Kanarienweibchen ihr erstes Ei auf den Boden des Käfigs legen und wollte dasselbe nun nicht mehr verlassen. Das Männchen flog deshalb schnell auf das Körbchen, brachte den dortigen Vorrath eiligst herbei in großen Flocken und legte ihn um das Ei. Beide Vögel schoben nun mit großem Eifer Moos und Federn um das Ei und während der eine das Ei darauf schob, ordnete der andere zugleich die Unterlage, so daß bald ein neues Nest fertig war, in welches das Weibchen die weiteren Eier legte und alle zusammen ausbrütete. Hatte der Instinkt der Elternliebe sie angetrieben, ein Nest vorher zum Ausbrüten und Aufziehen der Jungen zu bauen, so war es der Verstand der sie nachdem das unbewegliche Ei da war, bewog ein neues Nest zu bauen und ihnen die Mittel dazu an die Hand gab. Wir kommen jetzt zu der obersten Klasse der Vögel, der Klasse, die dem Menschen an Gestalt, Stellung und Gange am ähnlichsten sind, den **Stelzenläufern.** Zu ihnen gehören die Schnepfen, die Rohrdommeln, die Kiebitze, die Flammingo, die Reiher, die Kraniche, die Störche. Wir werden manches, was wir in den vorigen Klassen fanden, vermissen, denn sie leisten nichts in der Kunst, zierliche Nester zu bauen, entzücken uns nicht durch ihren Gesang, überraschen uns nicht durch Sprachfertigkeit, sind für die kleinlichen Kunststücke zu ernst, ja manche von ihnen sind bei Tage träge, bei Nacht unruhig, so daß sie sogar weit zurück in der Ordnung der Vögel zu stehen scheinen,

und doch möchten wir sie an keine andere Stelle bringen. Auch sie fangen wieder tiefer an, als die vorige Klasse schloß, doch vermissen wir nichts sinnliches an ihnen, denn alle ihre Sinne sind gut, allen ohne Ausnahme kommt ein sehr ausgebildeter Ort-, Zeit-, Farben-, Ton- und Wortsinn zu, und wie der Mensch für den Mangel so schwacher thierischer Fertigkeiten durch seine höhere Geisteskraft entschädigt wird, so sind auch den Stelzenläufern für den Mangel jener Fertigkeiten ein schärferer Verstand und eine ungemeine Willenskraft und Selbstständigkeit zu Theil geworden, denen sich außerdem manche Gemüthseigenschaften zugesellen, die sie uns werth machen.

Die tiefsten sind die Strandreuter, doch findet sich auch bei ihnen treues, eheliches Zusammenhalten und Schutz des Weibchens durch das Männchen. Sie fliegen bei Gefahr unter beständigem Geschrei herum, stellen sich mit halbgebogenen Füßen und zitternden Flügeln, als wenn sie verwundet wären und man sie leicht fangen könnte, und suchen so den Jäger vom Neste wegzulocken. Förmliche listige Verstellung, das Thier sucht den Menschen zu betrügen. Der Kampfhahn balgt sich unter sonderbaren und lächerlichen Gebärden mit seinen Freunden, spreizt den Kragen schildförmig, daß er wie ein Rathsherr des vorigen Jahrhunderts aussieht, zittert mit dem Kopfe, hüpft in die Höhe und dies Alles nur zur Kurzweil, da man bei ihren Kämpfen keine Weibchen sieht. Die große Uferschnepfe macht, um den Jäger von ihrem Neste abzuleiten, dasselbe Kunststück, wie der Strandreuter, und wiehert dafür wie ein Fohlen. Der Regenvogel zeigt kommenden Regen durch ein besonderes Geschrei an. Die Brachschnepfe scheint gegen Gewitterluft empfindlich zu sein, wird aber im Gegensatz zu andern Thieren sehr lustig dabei und tummelt sich alsdann fröhlich mit einander in den Lüften herum, läßt sich aber mit einer Pfeife leicht anlocken und fangen. Der Austernsammler ist außerordentlich scheu, aber bei der Vertheidigung seiner Jungen ver-

gißt er sich und Alles um ihn her. Die Regenpfeifer entfernen sich bei Eintritt stürmischen Wetters mit ungeheurem Lärmen vom Strande und ziehen, als wenn sie es fürchteten und darüber schmälten, nach dem Lande.

Der geschäckte Strandpfeifer lebt immer paarweise, ruft sich wechselseitig und wird einer von beiden getödtet, so fliegt der andere mit demselben Geschrei um ihn herum. Ein Mitgefühl, was uns in diesen Thieren noch nicht vorgekommen ist. Der Kiebitz leistet seinem Weibchen beim Brüten Gesellschaft, tummelt sich immer um das Nest herum und macht allerlei sonderbare Schwenkungen. Droht dem Neste Gefahr, so verläßt es das Weibchen, läuft geduckt eine Strecke fort, kehrt aber sofort mit dem Männchen zurück, um den Feind mit Schnabelhieben zu vertreiben, wobei ihm die Nachbarn helfen. Größere Thiere und Menschen suchen sie durch dieselbe List wie der Strandreuter zu entfernen. Ist die List gelungen, so fangen sie an zu triumphiren und fliegen fröhlich zum Neste zurück; die Jungen führen sie in Binsen und legen ihnen dort Insekten vor, wie die Hühner. Des Abends kommen sie zum Wasser, um zu spielen und sich zu baden. Der Triel wendet auf seinen Wanderungen alle und oft ziemlich große Steine um, um zu sehen, ob nicht Insekten darunter sind. Seine Stimme ist schlecht, sie gleicht dem Geschrei der jungen Schweine. Der Trompetervogel wird so zahm, daß er in Amerika unter dem Hausgeflügel gehalten wird, ist aber zänkisch und greift Fremde gern an. Der Saviama, ein schönes Thier, mit abgemessenem Gange und stolzem Blicke, ist eben so zahm, streitet aber in der Paarungszeit heftig um die Weibchen. Sieht er in der Wildniß, daß er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann, so legt er sich ruhig nieder und läßt sich geduldig die Schlinge um den Hals legen. Die Sichler stehen beim Fressen und auch beim Wandern nach einem andern Sumpfe einer hinter dem andern in einer langen Linie. Aufgeschreckt erheben sie sich auch

so, bilden dann aber einen Kreis und schreien wie die Gänse. Der Wald-Mauchler, ein großer, ernster Vogel, steht gewöhnlich, als wenn er in tiefe Gedanken versunken wäre, mit zurückgezogenem Halse, den Schnabel auf der Brust. Die Rohrdommel kann man so erschrecken, daß sie Leib, Hals und Schnabel gerade in die Höhe streckt und dann erstarrt wie ein Pfahl dasteht. Ein Thier, das erschrecken kann, ist gescheidt, es muß die Gefahr kennen, denn das bloße Ahnen ängstigt nur, erschreckt nicht. Sie ist nur in der Jugend erziehbar, schießt aber trotzdem in ihrem Zornmuthe, zu dem sie leicht zu reizen ist, oft den Schnabel gegen den Menschen und Thiere. Ihr Wesen treibt sie vorzugsweise in der Nacht und läßt dann ein dumpfes, schauerliches Gebrüll hören, das man wohl eine halbe Stunde weit hört. Ein Trupp der mannshohen Flamingo's sieht in der Entfernung aus, wie ein Regiment Soldaten. Ihr Gang ist langsam und majestätisch, doch setzen sie dabei oft den Schnabel verkehrt auf den Boden. Bei ihren Ruheplätzen stellen sie in einiger Entfernung Schildwachen aus, die bei Gefahr einen Laut wie eine Trompete von sich geben, worauf die ganze Schaar davoneilt und wie die Schneegänse ein langes Dreieck bildet. Beim Brüten macht er es sich bequem und richtet das Nest ganz nach seinen langen Beinen ein, indem er vorher erst einen Haufen Erde, wohl 1½ Fuß hoch, aufwirft, darauf das Nest baut und sich dann mit ausgespreitzten Beinen darauf setzt. Die numidische Jungfer wird, jung gefangen, sehr zahm. Sie laufen dann in den Dörfern herum, begleiten die Menschen mit Piepen, um Futter zu bekommen, das sie aus der Hand annehmen, kündigen aber, wie der Hund, jeden Fremden an. Des Abends tanzen sie gern auf den Gassen, spielen und werfen allerhand in die Höhe, was sie geschickt wieder zu fangen wissen. Geht man dann vorbei, so legen sich die Weibchen mit ausgebreiteten Flügeln und vorgestrecktem Halse auf die Erde, während die Männchen

drohend den Schnabel entgegenstrecken. Die wilden in ihrer Freiheit tanzen gern mit einander und führen dort ordentliche Ballets auf, wobei sie mit ausgebreiteten Flügeln im Kreise herum hüpfen, wie Fechter auf einander stoßen und allerhand Spiele treiben.

Unser Reiher hat immer vieler Achtung genossen, vielleicht deshalb haben auch die großen Herren sich selbst ihn zur Jagd aufbehalten und schmücken ihre Frauen mit den schmalen, zierlichen Federn des Schwanzes. Doch kommt er im Kampfe mit dem Falken, wie er sich auch wehre und den spitzen Schnabel vorhalte, nicht zurecht, er muß unterliegen. Die ernsten Leute sind nicht immer die besten Fechter. Sein Gang, sein Flug sind gravitätisch, langsam, feierlich, wie der eines Rathsherrn, der zur Berathschlagung geht und die staunenden Bürger im Voraus von der Größe seiner Würde überzeugen muß. Groß fühlt er sich beim Schweben, er schwimmt nur in der Luft dahin, beim Fischen guckt er nur ernst und tiefsinnig ins Wasser, die Fische sammeln, sowie er ins Wasser tritt, sich von selbst um ihn, so daß er ganz bequem nur zuzugreifen braucht. Man sagt, sein Unrath locke sie, eher ließe sich die Ursache vielleicht in einem sympathetischen Verhältniß suchen. Es ist überhaupt in mehrfacher Beziehung etwas Eignes in ihm, denn auch bei Donnerschlägen erschrickt er gerade wie ein furchtsamer Mensch, und gezähmt steht er oft unbeweglich, wie erstaunt oder cataleptisch, ganz aufrecht mit ausgespreitzten Beinen.

Die **Kraniche** fliegen auf ihren Zügen hoch über den Wolken, so daß man nur von Zeit zu Zeit ihr Geschrei wahrnimmt, bilden dabei eine gerade Linie, welche sich hinten ganz wie eine Stimmgabel spaltet und nur bei stürmischem Wetter oder von einem Adler gestört, sammeln sie sich in einen Kreis. Ihr Zug besteht oft aus mehreren Hunderten und geht über die höchsten Gebirge. Setzt sich der Zug, um auszuruhen, zu fressen oder zu schlafen, so steht auf einem erhöhten Hügel eine

Schildwache, die in Gefahr ruft und weckt. Die Schildwache soll sogar aus Vorsicht einen Stein in den Zehen des aufgehobenen Fußes halten; um, wenn sie ja einschliefe, durch sein Niederfallen geweckt zu werden. Unter Tages machen sie gewöhnlich in einem einsamen Sumpfe Halt und plaudern da unaufhörlich mit einander. Von was hat noch Niemand errathen; ob von Essen und Trinken, von Reisen und Gefahren, von Frauen und Kindern oder von Land und Leuten? aber Mittheilungen machen sie sich einander gewiß. Ihr Gang ist gravitätisch und bedächtig, doch können sie trotz ihrer ernsten Gemüthsart manchmal recht lustig werden, werfen spielend allerhand Dinge in die Luft, als wenn sie sie auffangen wollten, und springen und tanzen ganz fröhlich herum. Zahmer wird kein Thier und gescheidter benimmt sich auch nicht leicht eines. Man kann sie in den Beziehungen den Hunden unter den Säugethieren gleichstellen und wir erzählen hier zur Bewahrheitung desselben den Lebenslauf eines Kranich-Männchens, das der Baron von Seyffertitz auf Wiederau, im Herzogthum Sachsen besaß.

Noch ganz jung mit einem eben so jungen Weibchen eingefangen, gewöhnten sie sich bald an anderes Futter, lernten ihren Fütterer schnell kennen und kamen auf seinen Ruf herbei. Größer geworden liefen sie im ganzen Dorfe herum, gingen in die Häuser, kamen, wo man ihnen etwas gegeben hatte, öfter wieder und fraßen selbst mit den Hunden. Auf Spaziergängen begleiteten sie ihren Herrn, erhoben sich zu dessen und eigner Freude in die Luft, tummelten sich herum, kamen dann aber wieder herunter und spazierten nebenher. Sie blieben auf ihren Streifereien manchmal einen halben Tag aus, stellten sich aber selbst während der Zugzeit, wo sie von andern Kranichen gerufen wurden, regelmäßig des Abends wieder ein, die Gesellschaft der Menschen war ihnen schon lieber geworden. Das Pärchen liebte sich sehr, trennte sich nie und war das Eine

zufällig abwesend, so schrie das Andere unaufhörlich, und nur das Futter konnte Uneinigkeit unter sie bringen. Das Männchen brach durch Zufall das Bein und während der ganzen Heilung verließ ihn das Weibchen nicht einmal, war immer zärtlich um ersteres beschäftigt, als wenn es gewußt hätte, wie wohlthuend Gesellschaft und Theilnahme dem leidenden Männchen sein mußte. Das Männchen vergalt ihm aber auch diese Liebe durch gleiche Treue und Anhänglichkeit, und als nach einiger Zeit das Weibchen von einem muthwilligen Knaben erschlagen wurde, gerieth es fast außer sich, durchsuchte schreiend alle Winkel des Hauses, entfernte sich endlich und wurde erst am dritten Tage einsam und traurig auf dem Felde stehend gefunden.

Später wählte er sich, wahrscheinlich durch seine Baßstimme angezogen, einen Bullochsen zum Freunde, besuchte ihn im Stalle, antwortete, wenn er brüllte, wehrte ihm die Fliegen, begleitete ihn mit der Heerde auf die Weide und tanzte oft zum Lachen um ihn herum. Bei der Rückkehr war er stets zwanzig Schritte voraus, kehrte sich jedoch oft um, machte dann jedesmal Verbeugungen und trieb dies zum Ergötzen der Einwohner durch das ganze Dorf so fort. Mit allen andern Hofthieren hatte er sich bald bekannt gemacht und spielte eine Art Aufseher über sie, litt unter dem Geflügel keinen Streit, hütete stundenlang die Heerden, von denen er kein Stück über die Grenzen, die er sich sehr gut gemerkt hatte, hinüber, aber auch kein Fremdes herüber ließ. Als einst zwei fremde Ochsen in den Garten kamen, lief er eilig hinzu, schrie und hieb auf sie los, trieb sie auch, obschon sie sich sehr widersetzten, doch endlich hinaus. Waren Pferde vor einen Wagen gespannt, so stellte er sich als Wache davor; wurden sie unruhig, so hob er die Flügel auf, richtete den Kopf in die Höhe und schrie aus vollem Halse; junges Vieh, das nicht nach Hause gekommen war, holte er des Abends ganz allein von der Weide und trieb es in den Stall; nur um die Schweine kümmerte er sich

nicht, es schien, als wenn er sie verachte; auch mit den Truthühnern mochte er nichts zu schaffen haben.

War er hungrig, so rief er vor dem Fenster, hörte Niemand auf ihn, so ging er ins Haus und endlich in die Küche, wo er durch ein vertrauliches Kurr andeutete, daß er etwas haben wollte. Backwerk, Zwetschen und Heuschrecken fraß er sehr gern, die letztern schnappte er im Sprunge weg. War ihm das Wasser in seinem Troge zu alt geworden, so warf er ihn um und schrie nach frischem.

Wer ihn einmal beleidigt hatte, dem konnte er es lange nicht vergessen, sowie er auch keinen Bettler auf dem Hofe litt. Die schwarze Farbe war ihm anfänglich unangenehm, deshalb ging er auch den Schornsteinfegern und schwarzen Hunden aus dem Wege, jedoch gewöhnte er sich allmälig daran. Wollte er Abends noch nicht in seinen Stall, so versteckte er sich vor der Magd, wenn sie ihn suchte, ließ sich aber, wenn sie ihn doch gefunden hatte, ruhig forttragen. Als später sein Stall weggerissen und ihm ein neuer gebaut wurde, war er nicht dahin zu bringen, diesen zu beziehen, sondern zog das Quartier neben seinem Freunde, dem Bullen, vor.

Im zweiten Frühjahre begrüßte er die wandernden Kameraden mit seiner trompetenartigen Stimme, blieb während 14 Tagen oft des Nachts bei ihnen in den Sümpfen, kam aber jeden Morgen wieder, brachte auch endlich ein Weibchen ganz nahe an den Hof, welches acht Tage bei ihm blieb, aber durch die beginnenden Feldarbeiten gestört, sich dann entfernte. Ein junges, jähriges Weibchen, das man ihm bald nachher brachte, nahm er sehr freundlich auf, führte es überall herum und lehrte es tanzen, wobei es aber Schnabelhiebe gab, wenn es sich ungeschickt benahm.

Es ward bald kränklich und starb noch im Laufe des Sommers, ohne daß er sich deshalb besonders gegrämt hätte. Vielleicht betrübte ihn diese zweite Erfahrung nicht so sehr, weil

es die zweite war, vielleicht hatte auch das Weibchen sein Herz nicht ganz gefesselt, oder war auch bei ihm die erste Liebe die stärkere und die folgende nur der Nachhall.

Der folgende Winter war so gelind, daß über ein Dutzend Kraniche in der Nähe blieben, die er häufig besuchte, dann aber oft blutig mit zerzaußten Federn zu Hause kam. Der Grund davon läßt sich nicht ganz enträthseln, ob er über sie herrschen wollte, wie über die Gänse auf dem Hofe, sie seine geistige Ueberlegenheit fühlen ließ, die ihnen nicht behagte, oder seine Künste lehren, die sie nicht begreifen wollten, oder ob sie ihn vielleicht für einen Abtrünnigen ansahen und deshalb durchprügelten, bleibt unentschieden. Doch scheint, als wenn er sich nur sehr schwer von ihnen gemüthlich habe losreißen können, da er während der kommenden Zugzeit oft noch ganze Tage bei ihnen blieb.

Oft ging er eine halbe Stunde weit spazieren, bemerkte er dann seinen Herrn, so suchte er sich zu verstecken, lief aber auf Umwegen eiligst zu Hause. Wurde er nun zu Hause über seine Abwesenheit gescholten, so senkte er den Kopf zur Erde, oder verbarg ihn unter die Federn und blieb wie ein Büßender stehen. Kam er zufällig vor einem Spiegel vorbei, so machte er die drolligsten Sprünge und freute sich, daß sein Kamerad so hübsch Alles nachahmte. Als ein todtgeschossener Kranich im Hofe mit einem Messer von Blute gereinigt wurde, gerieth er in den äußersten Zorn, versetzte tüchtige Schnabelhiebe und war von der Zeit an nie wieder dahin zu bringen, von der Stelle sein Futter zu nehmen. Wurde ihm später je wieder ein Messer vorgehalten, so lief er allemal so schnell er konnte, davon. Er merkte gewiß etwas vom Tödten und fühlte sich in seinem Verwandten verletzt.

Der Riesenstorch, von dem die prächtigen Marabufedern kommen, ist ein ungeheurer Kerl, mißt aufrechtstehend 6 bis 7 Fuß, aber dabei sehr gutmüthig und wird in Ostindien,

wo er viele Schlangen wegfängt, sehr geschätzt, ja auf den Höfen gehalten. Sie marschiren wie Soldaten gravitätisch vor ihrem Herrn her, stellen sich beim Essen hinter den Stuhl, lassen sich etwas zureichen und nehmen sich wohl selbst ein Stück vom Teller. Der afrikanische Storch ist ein Poltron, stellt sich drohend, als wenn er sich wehren wollte, sperrt den Schnabel weit auf, brüllt dabei wie ein Tieger, aber ein Kind jagt ihn mit einer Gerte in die Flucht. Der ostindische Storch wird in Indien fast eben so heilig gehalten, als ehemals der Ibis in Aegypten und ihre Gastfreiheit steht gewissermaßen unter öffentlichem Schutze. Sie spazieren frei in den Straßen von Kalkutta herum, gehen in die Häuser und die Polizei hat bei schwerer Strafe verboten, einen zu tödten. Sie gehen zu bestimmten Stunden an die Orte, wo sie Futter zu finden hoffen, und theilen ihren Gegnern so scharfe Schnabelhiebe aus, daß kein Vogel, selbst die Hunde und die Geier sich nicht eher heranwagen, als bis sie sich entfernt haben.

Am höchsten in dieser Klasse steht der **Storch**, den, haben wir den Kranich mit dem Hunde verglichen, wir den Elephanten der Vögel nennen möchten. Auch er ist ein Zugvogel, der nur den Sommer bei uns zubringt, aber schon Ende März ankommt. Männchen und Weibchen leben in förmlicher Ehe, trennen sich für das Leben nicht, so wenig, als sie ihren einmal gewählten Aufenthaltsort verwechseln. In trockenen Gegenden können sie sich nicht halten, da ihre Nahrung nur in Schlangen, Fröschen und anderm Ungeziefer besteht. Sie bedürfen deßhalb eines großen Umkreises für die Beschaffung ihrer Nahrung, leiden aus dem Grunde kein zweites Paar in ihrer Nähe. Ihr scharfes Auge beherrscht die ganze Gegend und so gesellig sie sonst mit ihren Brüdern und Schwestern leben und so friedlich sie sich mit allen anderen Thieren ihres Wohnortes vertragen, darf doch kein zweites Paar sich auf das Haus setzen, oder sich überhaupt in der Gegend niederlassen.

Er kennt sein Land, sein Dorf, seinen Kirchthurm, sein altes Nest genau und findet es immer wieder. Zuerst kommt das Männchen allein, untersucht das alte Nest, und findet er es noch, so reist er wieder ab und holt sein Weibchen nach. Ihre Ankunft ist überall eine erfreuliche Erscheinung, sie bringen den Frühling mit und Niemand thut ihnen deshalb ein Leides, ja häufig wird ihnen, da sie als halbe Hausthiere betrachtet werden, ein altes Wagenrad zum bessern Fundamente ihres Nestes auf die Firste des Daches gelegt. Emsig wird nach der Ankunft das Nest, das von den Winterstürmen viel gelitten hat und überhaupt nur höchst einfach, eine rohe Lage von Reisern ist, ausgebessert und für die Aufnahme der Familie in Stand gesetzt. Mann und Weib brüten gemeinschaftlich; immer bleibt eins zu Hause, Vater oder Mutter, entweder bei den Kindern, oder wenn sie noch keine haben, das Haus zu wahren.

Sein Kopf ist sonderbar geformt, seine Stirn hoch, sein Auge nicht ganz ohne Schlauheit, immer putzt er sich und ist ein großer Freund der Reinlichkeit, was bei seinem weißem Kleide auch um so nöthiger ist, als da jeder Schmutz um so widriger absticht. Sein Gang ist ernst und gravitätisch, sein ganzes Thun still, feierlich, abgemessen, überdacht. Sein Flug ist schön, nicht minder feierlich, doch rasch; es ist, als ob er durch die Luft schwimme. Schön entschwebt er dem Neste, schön kehrt er zurück. Er liebt den Kreisflug, denn der Kreis ist die schönste Linie und zieht besonders während der Paarungszeit mit seinem Weibchen weite Kreise in der Luft. Auch wenn er von der Erde aufsteigt, erhebt er sich nur in Spirallinien. Seine Stimme ist nur ein Klappern mit dem Schnabel, aber doch ist es gewiß eine Sprache, mit der er sich seinen Genossen verständlich machen kann und auch sicherlich von ihnen verstanden wird. Oft klappern Mann und Weib und Junge, plaudern und unterhalten sich mit einander, besonders klappern letztere, wenn ihnen Nahrung gebracht wird, die ihnen die Alten

im Schlunde zutragen, und zerstückt jedem seine Portion vorlegen. Wunderbar sind ihre Kriege und Gerichte. Manchmal sieht man alle Störche einer großen weiten Gegend sich plötzlich gegen die einer andern zu einem blutigen Kriege erheben, der nur mit der völligen Niederlage, dem Tode oder dem Abzuge der einen oder der andern Partei endigt. Auch Ameisen und Bienen führen schon Kriege mit einander, aber es sind keine Volkskriege, wie bei den Störchen. Bei den ersteren ziehen nur Räuberschaaren aus, um den andern Stamm zu plündern, zu brandschatzen, um Beute und Gefangene, Sklaven zu machen, bei den Störchen muß, obgleich der Grund noch nicht enträthselt ist, es etwas höheres gelten, wenn auch Eingriffe in das Besitzthum, Störungen in der Nahrungsgerechtsame der einen Partei oder die Entführung einer Helena oft Schuld sein mögen. Bei solchen Gelegenheiten wird die ganze Gegend unruhig, alles geräth in Aufruhr und nimmt mit Eifer Theil an der großen Sache. Es ergeht ein Aufgebot an alle stimm- und waffenfähige Mannschaft, die sich dann auf einem Felde zu einer großen Rathsversammlung einfindet. Dort werden von den Aeltesten, während die Jüngeren ehrerbietig schweigen, lange Reden gehalten, vielleicht der Grund der Beschwerde, die Ursache des Streites vorgetragen, dann wird darüber debattirt, Gründe für und wider abgewogen, viel hin und her gestritten, und sie müssen sich in ihrer Sprache, die uns ein bloßes mechanisches Klappern zu sein scheint, doch verstehen, sie müssen sich durch Auseinandersetzungen der Gründe von der Rechtmäßigkeit und dem Gewichte der Beschwerde überzeugen können, denn der Krieg wird beschlossen. Jetzt erhebt sich das ganze Volk und segelt in geschlossenen Reihen durch die Lüfte, um den gemeinschaftlichen Feind anzugreifen, der den Angriff schon erwartet hat, sich nun auch erhebt und ihnen entgegenfliegt. Der Kampf wird in hoher Luft, mit der größten Erbitterung geführt und mit der Waffe, dem langen

spitzigen Schnabel, wie mit eingelegter Lanze fürchterlich auf einander losgestochen. Zerzaußt, zerstochen, aus schweren Wunden blutend, ergreift endlich die eine Partei die Flucht, wird aber von der andern hitzig verfolgt, ganz aus der Gegend vertrieben und alle Nester der Geflohenen zerstört. Erst später, wenn der Zorn verraucht ist, die Erbitterung sich gelegt hat, vielleicht Vermittler die Sache ausgeglichen haben, dürfen sie, aber nur allmälig, ihre alten Wohnplätze wieder einnehmen und ihre zerstörten Burgen neu aufbauen.

Nicht minder wunderbar sind ihre Gerichte. Man hat schon oft wahrgenommen, daß sie vor der Abreise nach dem Süden noch große Versammlungen halten, dabei einen Kreis bilden, in dessen Mitte einer steht, auf den alle, nachdem vorher eben wieder viel geklappert, viel hin und her gestritten, viel räsonnirt worden ist, vereint losstürtzen und ihn mit ihren Schnäbeln durchbohren. Man will vermuthen, daß es jedesmal ein Weibchen sei, das wegen begangener Untreue gestraft werde, eine Ansicht, die sich bei der innigen Anhänglichkeit der Männchen und Weibchen, bei ihrem unverbrüchlich treuen Zusammenhalten wohl hören läßt. Andere sagen dagegen, daß ein solches Gericht immer nur nach einem großen Kampfe stattfinde und wahrscheinlich einem Feigling oder einem Verräther an der guten Sache, vielleicht auch dem gefangenen Urheber des Krieges gelte, der dann nach Kriegsrecht sofort abgethan werde, was nach dem vorher Erzählten wohl möglich wäre. Dritte meinen wieder, daß sie bei diesen Versammlungen blos nach dem Gesetze Lykurgs handelten, sich dabei über einen Schwächling, der allerdings öfter weiblich wie männlich sein wird, berathen und ihn tödten, weil sie glauben, daß er die weite Reise nicht mitmachen kann und sie unterwegs nur mit ihm geplagt sein würden. Die Sache selbst ist seit uralten Zeiten bekannt, aber leider noch nicht aufgeklärt, daß sie jedoch dabei etwas Außerordentliches thun, ist außer Zweifel.

Sie werden sehr leicht zahm, und werden bald so zutraulich, daß sie auf dem Hofe unter anderm Geflügel herumlaufen. In den südlicheren Seestädten ziehen sie wie Menschen zwischen den Leuten auf den Straßen herum, stolziren hin und her und fordern von Jedem der ihnen in den Weg tritt, das Ausweichen. Sie mißbrauchen in der Gefangenschaft nie ihren Schnabel gegen ihren Herrn, lassen sich von ihm die Flügel ausbreiten und alles mit sich machen. Mit Kindern befreunden sie sich fast noch leichter, spielen mit ihnen selbst wie Kinder und necken sich gern mit ihnen herum. Sie spielen ordentlich Haschens mit ihnen, fahren den laufenden mit ausgebreiteten Flügeln nach, packen eines mit dem Schnabel lose am Rock oder am Aermel, lassen aber sogleich wieder los, wenden sich um und laufen davon, sehen sich dabei aber immer um, ob ihnen auch die Kinder wieder nachlaufen. Geschieht dieß so lassen sie sich ebenfalls am Rock, oder Aermel, dem Flügel, fassen, stehen sogleich still und laufen dann wieder den Kindern nach. Aber eben so sehr als die Störche überhaupt Kinder lieben, lieben auch die Alten ihre Jungen, hegen, pflegen und füttern sie mit großer Sorgfalt, und wenn ein Haus auf dem sie nisten, in Brand geräth, so tragen sie die Jungen wenn sie noch nicht fliegen können, auf dem Rücken fort.

Der Storch hat schon eine große Welt um sich. Seine Kriege, seine Gerichte, seine menschliche Art zu sein und zu handeln, beweisen uns viel Erkenntniß des Sinnlichen, und der Verhältnisse, viel Denk-, Gefühls- und Willenskraft. Man nennt ihn wegen seiner Ruhe und Besonnenheit den Philosophen unter den Vögeln und gewiß steht keiner über ihm.

Er ist eine meisterhafte Vorbereitung zu den noch vollkommneren Thieren zu denen wir jetzt übergehen, den **Säugethieren.**

Die Säugethiere, die man auch Augenthiere nennen könnte, da bei ihnen erst das Auge sich in seiner größten Vollständig-

keit entwickelt, bei ihnen erst vollkommen beweglich und es somit möglich wird mit beiden Augen einen Gegenstand zu sehen, stehen nach ihrer innern und äußern Organisation auf der höchsten Entwickelungsstufe im Thierreiche und mithin in der ganzen Natur. Ihre Seele hat, da alle ihre Werkzeuge, die Sinne, im vollkommensten Zustande vorhanden sind, auch die größte Fähigkeit äußere Eindrücke auf das leichteste und vollkommenste in sich aufzunehmen, wodurch sie im Gegensatze wieder aufgeregt wird, ihr geistiges Vermögen nach Außen zu entwickeln, und auf die verschiedenste Art zu äußern. Bei ihnen zerspaltet sich dadurch schon alles immer mehr und mehr, es fehlte nicht viel, daß fast in jeder Art eine auffallend verschiedene Seele vorkäme, so wie wirklich in den höheren Arten Individual-Eigenschaften schon auftreten und wie wir die Würmer in wenige große Klassen, die Insekten in mehrere, die Fische, wegen ihrer Gleichförmigkeit im Allgemeinen nur in eine, die Amphibien wieder in mehrere, die Vögel aber in, viele Klassen eingetheilt haben, so werden wir das Reich der Säugethiere in noch viel mehrere eintheilen müssen.

Im Reiche der Säugethiere wiederholen sich, sonderbar genug fast alle vorhergehenden Arten, als wenn sie alle nach der Vollkommenheit der Sänger gestrebt und sie nur bei ihnen hätten finden können. Wir lernen dabei Säugethiere kennen, die im Wasser fast so wie die Fische leben, und nur durchs Athmen mit der Luft in unmittelbarer Berührung stehen, es giebt andere die mit einem Vogelschnabel und vogelähnlichen Innern in der Erde und an der Luft, andere wieder die im Wasser und auf dem Lande leben, und vollkommene Säugethiere des Landes und der Luft. Es giebt also Fisch-, Vögel-, Amphibien- und Menschensäugethiere. Die ersteren sind als Säugethiere noch sehr unvollkommen geblieben, zwar besteht wie die jetzige Chemie lehrt, das Wasser nur aus zwei Luftarten, aber eben diese Vermischung bedingt ein schwerfälligeres Ele-

ment, und ist darum vielleicht auch die Ursache der schwerfälligern Thätigkeit der Seele. Die zweiten sind halbvollkommenere geworden, die Dritten sind vollkommen, aber erst die vierten sind so vollkommen, als Thiere auf dieser unserer Erde, in der Luft, diesem unseren Elemente über der Erde, nur werden können.

Die unterste Klasse wären demnach die Fischsäugethiere, die wir unter einem Gesammtnamen **Wallfische** nennen. Es sind dieß die großen und so viel bis jetzt bekannt größesten Thiere des Erdballs, stehen aber, wie dieß bei allen früheren Gesammtklassen der Fall auch war, in psychischer Hinsicht weit niedriger als die höchsten Vögel, doch nach dem gleichen Gesetze nicht so tief unten als die Schwimmvögel, auch sind nicht alle Wallfischarten sich psychisch gleich und der Unterschied ist nicht gering.

Der gemeine Wallfisch wird 60 bis 70 Fuß lang und fast ein Drittheil so dick, so wie auch der Kopf fast ein Drittheil der Länge ausmacht. Mitten auf dem Kopfe befinden sich zwei Luftröhren, die ihm wie die Nase zum Athemholen dienen. Aus denselben bläßt er auch das durch den Rachen eingesogene Wasser, mit so gewaltigem Brausen hoch in die Luft, daß man es wohl eine Meile weit hört und da sie gern in größeren Gesellschaften zusammenschwimmen, gewähren diese Wassersäulen von fern einen unbeschreiblich prächtigen Anblick. Ihre Ohrgänge sind so klein daß sie kaum den kleinen Finger einlassen, und daher für das Wasser verschlossen. Geräusch oder Geschrei in der Luft vernimmt er deßhalb auch nicht, doch bemerkt er das leiseste Plätschern im Wasser, wird aufmerksam und entflieht. Die Augen stehen seitwärts hinter den Mundwinkeln, sind kaum größer als Ochsenaugen, mit Lid und Wimpern versehen, aber ohne Nickhaut. Er sieht damit sehr scharf bemerkt andere Wallfische in klarem Wasser schon in sehr weiter Entfernung und steuert auf sie zu, doch kann er in die Luft

heraus, nur in sehr mäßiger Weite noch Gegenstände genau erkennen. Bei ruhigem Wasser oder im Eise findet man sie auch manchmal schlafend, doch scheint ihr Schlaf nicht regelmäßig zu sein, was wahrscheinlich bei keinem Wasserthiere der Fall ist. Sie schwimmen gern gesellig miteinander, treiben sich dann spielend auf der Oberfläche des Wassers herum, steigen zu Zeiten weit über das Wasser heraus, stellen sich auf den Kopf und schlagen mit dem Schwanze das Wasser zu Dunst und trotz des plumpen Körpers sind die Bewegungen keineswegs ungeschickt und langsam, doch sind sie auch anderen Affekten, dem Zorne, der Furcht, dem Schrecken, der Gatten- und Kinderliebe empfänglich und äußern sie auf mannigfache Weise. Sie leben in Monogamie, Mann und Weib sind einander sehr anhänglich, lieben ihre Jungen, die als Säuglinge schon 10 bis 14 Fuß lang sind, außerordentlich, behalten sie lange bei sich, erziehen sie mit großer Sorgfalt, und vertheidigen sie mit Aufopferung ihrer selbst. Ist das Junge in Gefahr, so kommt die Mutter ihm sogleich zur Hülfe, steigt mit ihm an die Oberfläche um zu athmen, treibt es an fortzuschwimmen, sucht ihm bei der Flucht behülflich zu sein, indem sie es unter ihre Flossen nimmt, und verläßt es selten so lange es lebt. Dann ist es aber gefährlich sich ihr zu nähern, denn aus Angst für die Erhaltung ihres Kindes setzt sie alle Rücksichten bei Seite, fährt mitten durch ihre Feinde, und bleibt bei ihrem Jungen selbst wenn sie schon von mehreren Harpunen durchbohrt ist.

Trotz ihrer ungeheuren Größe, ist ihre Speiseröhre doch kaum 2½ Zoll weit, und sie müssen sich deßhalb nur von den kleinsten Insekten und Schnecken nähren, doch gestattet ihnen ihr ungeheurer Rachen einige Tonnen Wasser auf einmal ins Maul zu nehmen, und die beiden Reihen von zerfaserten Fischbein bilden eine Art Filtrirmaschine, durch die sie alle im Wasser enthaltenen Körper, wären sie auch nur so groß wie ein Nadelknopf, aussondern können. Er geht nicht tief und

seine gewöhnliche Bewegung beträgt in der Stunde selten mehr als 2 Wegstunden, ist er aber verwundet so schießt er wie ein Pfeil fort, und ist in 5 bis 6 Sekunden schon außer dem Bereich seiner Verfolger. Gewöhnlich schießt er dann in die Tiefe, aber mit so rasender Geschwindigkeit, daß die Seile, an denen die Harpune befestigt ist, sich zu entzünden anfangen, und ihm bisweilen die ungeheuren Kinnladen durch das Aufstoßen auf den Boden zerbrechen. Die Bewegung vorwärts geschieht durch Schläge mit dem Schwanze während die beiden Brustfinnen wagrecht ausgestreckt den Leib nur im Gleichgewicht halten, weshalb auch in dem Augenblicke wo das Thier stirbt, es auf die Seite oder gar auf den Rücken fällt. Bei der Verwundung beträgt er sich überhaupt sehr verkehrt, denn bliebe er auf der Oberfläche und ginge schleunigst in gerader Richtung fort, oder erwartete er den Angriff seiner Feinde, und triebe sie mit gehörigen Schlägen seines furchtbaren Schwanzes zurück, so würde er jedesmal siegreich aus dem Kampfe gegen den Menschen hervorgehen, dessen Größe und Stärke kaum den neunhundertsten Theil der seinigen beträgt.

Der Pottfisch, der vorzugsweisr nur des Wallraths und Ambers wegen, gefangen wird, giebt ihm am Größe nichts nach. Sein Aufenthalt ist das hohe Meer in der Davisstraße wo er sich selten den Küsten nähert. Während der gemeine Wallfisch nur Fischbeinbarten im Maule hat, ist der ungeheure Rachen des Pottwals mit furchtbaren Zähnen gespickt und sein Schlund so groß, daß er 12 Fuß lange Hayfische, die seine Lieblingsspeise sind, verschlingen kann. Der Hayfisch fürchtet ihn aber dafür auch so, daß er vor Angst auf den Strand läuft und zu Grunde, ja er wagt es nicht einmal einen todten Pottwal anzugreifen, obwohl er sonst die anderen Wale sehr gern frißt.

Mann und Weib halten auch bei ihnen zusammen und erkennen sich sehr genau wo sie sich im Meere begegnen. Sie

lieben überhaupt Geselligkeit, ziehen, mit einem Anführer an der Spitze der die nöthigen Zeichen giebt, in großen Schaaren herum, und machen gemeinsame Angriffe und Rückzüge. Obwohl sie sonst friedlich zusammen leben, so kämpfen sie doch um die Weibchen mit einer beispiellosen Wuth und man hört dabei Töne des Schmerzes, des Zornes, der Liebe und aller Leidenschaften beider Geschlechter. Nach dem Kampfe begiebt sich jedes Paar an die Küste, und die Mutter vertheidigt später ihr Kind mit gleicher Wuth und Rücksichtslosigkeit gegen Gefahren.

Das Narwal wird kaum 20 Fuß lang, und zeichnet sich durch zwei lange aus der obern Kinnlade durch die Oberlippe gerade hervorstehende Zähne aus, die bei einigen die Länge von 10 bis 12 Fuß erreichen. Gewöhnlich ist der eine Zahn verkümmert, und da man nun die meisten nur mit einem solchen Zahne fand, gab man ihnen auch den unpassenden Namen Einhorn. Sie haben im Allgemeinen die Lebensart der gemeinen Wallfische in deren Nähe sie sich auch gewöhnlich aufhalten, sind muntere harmlose Thiere, die in größeren Gesellschaften leben und wenn einer angegriffen wird, alle zur Vertheidigung herbeieilen. Ein schöner Zug der sie hoch über die vorhergehenden stellt.

Der Delphin ist kleiner, hört aber sehr fein, liebt auch Musik besonders Blasinstrumente, und wird dadurch besänftigt und zutraulich gemacht, eine Eigenschaft die seine Psyche bedeutend höher als die seiner Brüder stellt. Er hat auch etwas Stimme die aber nur einem Kreischen oder Aechzen ähnelt, weil die Zunge angewachsen ist, und die Lippen unbeweglich sind. Sie fürchten sich nicht vor dem Menschen, kommen in Schaaren zu den Schiffen, umringen sie, tanzen um sie, springen lustig über's Wasser und sind schon aus Muthwillen ins Boot gesprungen, ja man will sogar eine auffallende Anhänglichkeit an die Menschen wahrnehmen. Sie sind dabei ungemein neugierig und stecken von Zeit zu Zeit den Kopf aus dem

Wasser um den Menschen anzusehen. Mann und Weib halten fest zusammen, vertheidigen einander und wehren sich für die Jungen gewandt und kräftig. Die Mutter läßt sie nie allein, sorgt treulich für sie bis sie es selbst thun können, und spielt und scherzt mit ihnen. Sonderbar daß das Junge nach der Geburt nicht schwimmen zu können scheint, und es erst durch die Mutter darin unterrichtet werden muß. Er läßt sich zähmen, nimmt dann das Futter aus der Hand und soll an der Küste von Montpellier zum Fischen abgerichtet werden. Sie scheinen den Sturm schon vorher zu ahnen, und toben dann mehrere Tage vorher unbändig im Wasser herum. Der Delphin bedarf des Wassers zum Athmen nicht, und bildet deßhalb den Uebergang zwischen den Wallfischen und Robben.

Das **Schnabelthier** ist eine der abentheuerlichsten Bildungen der Natur. Es hat die Größe und Form einer Fischotter, aber dabei einen vollkommenen an den Seitenrändern gezähnten Entenschnabel, auch entenartige Schwimmfüße an denen bei dem Männchen wieder, wie bei dem Haushahn hinten ein Sporn, der jedoch hohl und zum Auslassen einer Flüssigkeit geeignet ist, die man für giftig hält. Dieser Sporn ist zugleich der bis jetzt einzig aufgefundene Unterschied der Geschlechter. Seine Nahrung sucht es sich, wie die Enten im Schlamme, wirft jedoch lebendige Junge und lebt in Höhlen, die es sich oft 50 Fuß tief in die Ufer gräbt. Es sieht und hört gut, ist sehr furchtsam aber sonst sehr lebhaft wobei die kleinen Augen funkeln und die Ohröffnungen sich schnell erweitern und verengern, jedoch von gutmüthigem Temperamente und läßt sich gern streicheln, wobei es wie die Hunde einen knurrenden Ton von sich giebt. Bisweilen spielen sie wie junge Hunde mit einander, fassen sich mit den Kiefern und heben die Pfoten gegen einander auf. Sie lassen sich zähmen, und gewöhnen sich in der Gefangenschaft selbst an menschliche Nahrung. Sie klettern sehr geschickt auf Schränke, indem sie den Rücken an die Wand

stemmen, und mit den Hautmuskeln die bei ihnen von besonderer Stärke sind und den Klauen sich empor arbeiten. Sie sind dabei weder ausschließlich Tage- noch Nachtthiere indem sie zu allen Zeiten herumlaufen, und schlafen, und dabei viel schlafen. Ein eigentliches Urtheil läßt sich, da sie noch wenig bekannt sind, nicht geben, doch stehen sie jedenfalls höher als die Wale.

Das **Faulthier** kann durch den sonderbaren Bau seiner Beine wodurch es gezwungen wird, sie im Kreise zu bewegen, auf der Erde nicht, oder doch nur sehr langsam fortkommen, und lebt deßhalb immer auf den Bäumen, deren Früchte und Laub es frißt. Allerdings ist es von der Natur sehr vernachlässigt, aber man hat seine Langsamkeit, die nicht in seinem Temperamente, sondern in seinem Baue begründet ist, gar sehr übertrieben. Es klettert sehr gut, rüttelt die Zweige, wenn Verfolger ihm nahen, bis diese herunter fallen, hat dabei ein sehr zähes Leben und kann lange hungern, auch halten Mutter und Kind, das von der erstern auf dem Rücken getragen wird, herzlich zusammen. Auffallend ist die Muskelstärke seiner Füße und Krallen, die ihm das Klettern und den Aufenthalt auf den Bäumen, auf denen es sogar hängend schläft, erleichtert, und so bedeutend ist, daß ein Thier, welches es einmal erfaßt hat, sich nicht wieder losmachen kann. Da das Faulthier es nie wieder losläßt, so muß ein solches Thier, und wäre es ein Jaguar, in seinen Armen verhungern. Es ist unter den Landsäugethieren das unterste und zeigt uns außer etwas Kunst im Klettern, Sinn für die Seinigen und etwas Klugheit im Entblättern der Bäume, die es, da das Heraufklettern etwas schneller geht als das Herunterklettern, jedesmal vom Wipfel abwärts zu entblättern anfängt, fast nichts.

Das **Beutelmurmelthier** oder Wombat, ist fast so groß als unser Fuchs, wird sehr zahm, scheint aber mehr aus Gewohnheit Menschen um sich zu sehen, die ihm nichts thun, als daß es sie besonders kennen lernte und Zuneigung zu ihnen

faßte. Sie scheinen sich wenig um das zu kümmern, was um sie vorgeht, lassen sich ohne Widerstand forttragen, und zeigen selbst nach Schlägen weder Furcht noch Zorn. Alle ihre Bewegungen sind sehr langsam, und es steht nicht viel höher als sein Vorgänger. Auf derselben Stufe mögen auch der Beuteldachs, der Beutelbär, der Beutelmarder, die Beutelratte und das Beutelwiesel stehen, die theilweise fleischfressende Thiere sind.

Die höchste Stelle unter den Beutelthieren nimmt das **Känguruh** ein, von denen es drei verschiedene Arten giebt, deren größte so groß als ein Schaaf und aufrecht stehend, mannshoch ist. Sie sind blos Pflanzen fressend, sehr sanft und friedliebend, werden deshalb auch leicht zahm und gewöhnen sich bald an Menschen, die sie wohl unterscheiden lernen. Die Jungen trägt das Weibchen lange Zeit in einem am Unterleibe befindlichen Beutel, und sorgt mit großer Zärtlichkeit für sie, verläßt, selbst schwer verwundet sie nicht eher, bis sie todtmüd ist und fast kein Blut mehr hat. Dann erst machen sie Halt, setzen sich auf die Hinterfüße, helfen ihnen mit den Vorderfüßen aus dem Beutel, geben ihnen gewissermaßen den Weg an auf dem sie entfliehen können, und verfolgen nun erst ihre Flucht, so schnell als ihre erschöpften Kräfte es erlauben. Läßt aber die Verfolgung nach, so kehren sie augenblicklich zu ihren Jungen zurück, rufen sie mit einem eigenthümlichen Grunzen, liebkosen sie, um ihre Angst zu vertreiben, lassen sie wieder in den Beutel kriechen und suchen einen neuen sichern Versteck.

Das Känguruh ist auch gar nicht so vertheidigungslos als die vorhergehenden, er wehrt sich mit seinen Klauen und Zähnen, und hat in seinen Hinterbeinen und seinem Schwanze eine solche Muskelkraft, daß es damit einem Menschen das Bein zerschlagen kann. Mit nur einem Hunde ist das Känguruh nicht leicht zu fangen, da es ihn, so wie er sich naht, wie ein Bär umarmt, und mit den scharfen Klauen seiner Hinterfüße den Bauch aufschlitzt. Ist ein Fluß oder Teich in der Nähe so kann

man sicher sein, daß das Känguruh, wenn mehrere Hunde auf dasselbe eindrängen, seine Zuflucht dahin nimmt, und ein solcher Kampf giebt dann ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Die große Länge der Hinterbeine und des Schwanzes macht es dem Känguruh leicht noch mitten im Wasser auf festem Boden zu stehen, wenn seine Feinde schon schwimmen müssen. Ganz ernsthaft steht dann das Känguruh in der Mitte seiner rings= um plätschernden Feinde, blickt fortwährend aufmerksam um sich und hält seine Vorderpfoten bereit, jedem, der sich ihm naht, unterzutauchen. Das Sprudeln und Strampeln des Gegners ist ihm dabei ganz gleichgültig und hat auch gewöhn= lich bald ein Ende, wenn nicht ein muthiger Kamerad dem Unter= getauchten zu Hülfe kommt und dadurch das Känguruh nöthigt, jenen fahren zu lassen. Der Befreite aber eilt dann so schnell als möglich ans Ufer, prustet, schüttelt die Ohren und ist durch kein Halloh zu bewegen, den verrätherischen Kampf zum zwei= tenmale zu wagen. Das Känguruh, das nur in Neuholland lebt, wo es vor der Ansiedelung der Europäer keine Hunde gab, hat also von diesen schon Zeit und Ort recht practisch benutzen lernen.

Die **Stachelschweine** bilden eine eigene kleine Klasse, die sich aber von ganz nahe stehenden bedeutend unterscheidet und eine sonderbare Vermischung von Maus, Eichhorn und Schwein, obgleich zahmer ist, als sich nach einer solchen Vermischung er= warten ließe. Alle leben von Wurzeln, Früchten und Pflanzen, können theils recht gut klettern, theils graben sie sich Erdlöcher. Die Kletternden haben einen Wickelschwanz, mit dem sie sich, da sie nicht springen können, beim Heruntersteigen von den Bäumen ängstlich anhalten. Sie durchschlafen fast den ganzen Tag, sind in ihren Bewegungen noch sehr langsam, aber sonst ganz friedlichen Temperaments, werden leicht zahm und laufen ihrem Herrn, den sie bald kennen lernen, nach. Sie sind dabei sehr furchtsam und erschrecken vor selbst unbedeutenden Dingen,

wie Mäuse, Vögel u. s. w., wenn sie ihnen plötzlich aufstoßen, weichen aber dann nicht aus, sondern rollen sich zusammen und zeigen ihre Stacheln, die wie bei dem Igel so künstlich verschränkt sind, daß sie keinen Angriff zulassen. Die Stacheln sind hohl und die jungen wachsen so in die alten hinein, daß diese ganz locker daran hängen bleiben und bei plötzlichem, schreckhaftem Sträuben weggeschleudert werden, wodurch die Sage entstanden sein mag, daß sie ihre Stacheln absichtlich gegen ihre Feinde schleudern könnten.

Die **Springer** bilden wieder eine eigene Klasse, die eine Mischung von Maus, Katze und Haase sind, von denen die kleinsten die Größe der Spitzmaus, die größesten die des Haasen haben. Sie leben in Gruben, die sie sich theilweise mit vieler Kunst bauen und mit Wintervorräthen versehen, einige halten auch noch Winterschlaf. Der indische schneidet die Aehren von Gerste und Waitzen, die seine Nahrung sind, trägt sie ganz nach Hause, legt sich dort in geräumigen Gruben einen beträchtlichen Vorrath ein, den er aber nicht eher berührt, als bis er auf den Feldern nichts mehr findet. Der kanadische, obwohl nur 2 Zoll groß, macht Sätze von 4 bis 5 Fuß. Er hält Winterschlaf, rollt sich zusammen, wickelt den Schwanz um den Leib und liegt in einem runden Balle von Lehm, den er sich ebenfalls selbst zurecht macht. Der ägyptische lebt paarweise, jedoch viele auf einem kleinen Raume. Sie sind nicht scheu, aber sehr unruhig, doch ist ihr Naturell Ruhe und Sanftmuth, denn weder in der Freiheit noch in der Gefangenschaft streiten sie sich, selbst nicht ums Fressen. Uebrigens bezeugen sie aber auch weder Freude noch Furcht, noch Erkenntlichkeit, und ihre Sanftmuth ist daher weder liebenswürdig noch interessant und scheint blos die Wirkung einer kalten und völligen Gleichgültigkeit zu sein. Der Pferdspringer fällt, von einer Höhe herabgeworfen, katzenartig immer auf die Beine, hat auch dieselbe Neigung, sich immer zu putzen. Bei Gefahr flieht er nicht gerade nach

seiner Höhle, sondern sucht durch Kreuz- und Quersprünge vorher seinen Feind zu ermüden und schlüpft dann erst in dieselbe hinein. Der Springhaase durchkreuzt seine Gänge so vielfach und bildet dadurch ein so vollkommenes Netz, daß es unmöglich ist, ihm die Auswege abzuschneiden, der chilesische Wollhaase ist mit dem Kaninchen verwandt. Er minirt förmlich und sein unterirdischer Pallast hat zwei Stockwerke, die durch eine Wendeltreppe verbunden sind. In dem oberen wohnt er, und geht nicht anders als bei Nacht heraus, in dem untern birgt er seine Vorräthe. Er ist dadurch den Termiten ähnlich, doch was das untere Thier im dunklen Verstande thut und trübe sieht, thut das vollkommenere mit klaren, und sieht es hell und unverwirrt mit Selbstbewußtsein. Sein Temperament ist ruhig und sanft, doch verräth er bei jedem ungewohnten Geräusch große Unruhe und springt in seine Höhle. Der paraguaysche gräbt sich mit vieler Kunst in den Anhöhen der Felder seine Höhlen, die in verschiedene Gemächer getheilt sind, worin dann mehrere Familien wohnen. Sie haben die Eigenheit, Alles, was sie auf ihrem Wege finden, Knochen, Genist, Holzsplitter u. s. w. nach Hause zu schleppen und vor ihrer Höhle aufzustapeln. Hat man etwas in der Gegend verloren, so kann man sicher sein, es in einem solchen Haufen wieder zu finden. Zu welchem Zwecke dies geschieht, weiß man nicht, jedenfalls müssen sie aber einen damit verbinden, denn das practische Thier thut nichts ohnedem. Des Abends sitzen sie vor ihren Löchern, spielen mit einander und lassen dabei einen grunzenden Ton hören, überrascht laufen sie mit einem durchdringenden Geschrei davon, in ihren Löchern aber geben sie vor Furcht einen dumpfen knurrenden Ton von sich, doch sollen sie in Zeit der Gefahr sich selbst gegen Beutelthiere herzhaft vertheidigen. Der Pfeifhaase giebt einen Laut von sich, wie wenn Jemand pfeift, die Jungen des Bellhaasen pipen wie junge Vögel, während die Alten sich Abends sehr laut mit

einem förmlichen Wachtelschlage zusammenrufen. Welch sonderbares Gemisch von Seelenäußerungen in so nah' verwandten Thieren, aber alle diese Thierarten reichen entschieden noch nicht einmal an die Krähenarten, noch weniger an die höherstehenden Vögel, und es wird noch eine lange Reihe durchweg vervollkommneter Thiere auftreten, die als Säugethiere psychisch ebenfalls noch nicht hoch stehen.

Der **Maulwurf** gräbt mit seinen schaufelförmigen Händen lange, ganz wagerechte Gänge mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit, doch liegt sein eigentlicher Pallast immer ziemlich entfernt, im Innern eines Hügels, in einer Tiefe von 4 bis 5 Fuß. Die Wohnung, worinn er mit seinem Weibchen allein lebt und kein anderes lebendiges Wesen leidet, ist ein rundes Gewölbe, das bis anderthalb Fuß im Durchmesser hat, dessen Wände und Decken sehr fest zusammengedrückt und geglättet sind und das mit Moos, Stroh, Laub, Gras und zarten Wurzeln ganz wohnlich, weich und behaglich ausgepolstert ist, auch durch viele Gänge, die wieder durch Quergänge vereinigt sind, mit der Oberfläche in Verbindung steht. Er ist ein arger, unersättlicher Räuber, der alles Lebendige, was ihm auf seinen Wanderungen aufstößt und er überwältigen kann, verzehrt, der täglich so viel Nahrung bedarf, als er schwer ist und sehr bald dem Hunger unterliegt. Er leidet deshalb auch keinen andern in seinem Revier und sie führen immerwährend unterirdische Kriege um des Grund und Bodens willen miteinander. Im Streiten zerbeißen sie sich die Kinnladen und den Rüssel, und der Ueberwundene wird, wenn er nicht schnell sich sichern kann, aufgefressen, doch gehen meistens beide Theile nach einem solchen Kampfe zu Grunde.

Die **Spitzmäuse** sind kleine, muntere, lustige Thierchen, in denen der Heißhunger ihres Vorgängers in ewige Unruhe übergegangen ist. Sie graben sich mit Rüssel und Pfoten lange Gänge, verstecken sich aber auch gelegentlich in Steinhaufen,

Moos u. s. w., die Wasserspitzmäuse benutzen dazu ausgeschwemmte Höhlen am Ufer, die sie nach ihrer Bequemlichkeit erweitern und einrichten. Alle haben einen unangenehmen Bisam- oder Zibethgeruch und werden deßhalb von den Katzen zwar todtgebissen, aber nicht gefressen. Rauhe Behandlung können sie ihres zarten Baues wegen nicht ertragen und sterben sehr bald in der Gefangenschaft, doch gewöhnen sich die in den Häusern sich aufhaltenden bald an den Menschen. Die Wasserspitzmäuse können gut schwimmen, die russischen selbst tauchen. Sie lieben die Geselligkeit, vertreiben sich Morgens und Abends gern die Zeit durch Spielen, indem sie sich zu einer Höhle hinein, zur andern herausjagen. Wo die Wasserspitzmäuse keine Störungen von Menschen zu befürchten haben, da rudern sie oft, besonders in den warmen Mittagsstunden, über das Wasser und die ganze Gesellschaft kommt an einem gewissen Orte, wohl eine Viertelmeile weit entfernt, zusammen, um sich da, unter beständigem Zischen, durch Hin- und Herschwimmen und durch Necken und Jagen aus einer Uferkluft in die andere zu erlustiren. In ihnen ist der Geselligkeitssinn schon vollkommen ausgebildet.

Der **Igel** ist ein unschuldiges Thier, welches verfolgt sich zu verstecken sucht, überrascht sich aber in eine stachlichte Kugel zusammenrollt, die der Neuling mehr für ein Werk der Kunst als der Natur halten muß. Er ist ebenfalls ein Raubthier, jagt mit der Katze Mäuse und Maulwürfe und theilt mit dem Storche Frösche und Schlangen, verschmäht aber auch Würmer und Insekten nicht. Er hält noch Winterschlaf und gräbt sich dazu ein tiefes und warmes Lager. Er scheint keine besonders scharfen Sinne zu besitzen und der schärfste der Geruch zu sein, den er aber auch fleißig anwendet und alle Gegenstände unter beständigem Nasenrümpfen beschnuppert. Er hat auch kein lebhaftes Naturell, keine Behendigkeit, keine List und nur Muth in Vertheidigung seiner Jungen, die er übrigens in der Ge-

fangenschaft manchmal auffrißt. Ein Naturforscher meint aus Zorn, Mutterliebe aber kennt keinen Zorn, und eher ist anzunehmen, daß die Gefangenschaft schnell ihre Natur verwandelt, wie dies bei vielen Thieren der Fall ist. Er scheint giftfest zu sein, denn giftige Schlangenbisse schaden ihm nicht, und selbst Opium, Sublimat, Blausäure, Arsenik u. s. w. tödtet ihn nicht. Interessant sind seine Kämpfe mit Hamstern und Kreuzottern, über die er stets Meister wird, sie auffrißt und seine Stacheln trefflich als Angriffswaffe zu brauchen weiß. Er wird bald und sehr zahm.

Die **Fledermäuse**, halb Maus, halb Vogel, sind sie nach ihrer Zusammensetzung keines von beiden ganz und haben daher viel Eigenes. Sie sind Nachtthiere, halten sich am Tage in finsteren Schlupfwinkeln auf, gehen nur bei Nacht oder in der Dämmerung ihrem Raube, den sie im Fluge mit großer Sicherheit fangen, nach und sind auch von der Natur durch ihren außerordentlich feinen Gefühlssinn, der ihnen selbst das Auge entbehrlich macht, dazu besonders ausgestattet. Sie halten auch noch Winterschlaf. In der Freiheit leben sie gesellig, scherzen und spielen unter einander, leiden aber auch da schon keine fremde Gattung unter sich; in der Gefangenschaft ändert sich dies schnell, sie werden bös, beißen in alles Vorgehaltene voll Zorn, packen einander selbst an, zerbeißen sich Arm- und Fußknochen und man kann, mehrere in einen Behälter gethan, sie in einem Klumpen in die Höhe ziehen. Sie bauen kein Nest und die Mutter trägt ihre zwei Jungen an den Zitzen mit sich herum. Sonderbar ist, daß die Weibchen nach der Paarung sich von den Männchen absondern und oft 60 bis 80 zusammen in hohle Bäume verkriechen. Sonderbare Körperformen lassen immer auf sonderbare Seelen schließen, nur sind letztere oft schwer aufzufinden und zu erklären. Listig sind sie, böser Art, zu zähmen ist keine, in der Gefangenschaft fressen manche gar nichts, sterben lieber vor Hunger, als daß sie nachgeben und

sich dem Menschen unterwerfen. Sie zeigen viel Selbstständigkeit, aber auch unbegrenzten Starrsinn, Eigenwillen und Zornwuth.

Die **Ameisenfresser** bilden wieder eine kleine Gattung. Der Ameisenigel in Neuholland, wo fast alle Thiere uns sonderbar geformt erscheinen, hat ebenfalls einen fast zwei Zoll langen, röhrenförmigen, vorn zugespitzten Schnabel, und wie unser Igel, nur kürzere Stacheln. In der Gefangenschaft wollte einer jedes Hinderniß in seinem Wege bei Seite schaffen und nahm nicht eher eine andere Richtung, als bis er die Unmöglichkeit bemerkte, vielleicht eine Folge seines Erdwühlens, sowie auch seine Gewohnheit, beim Herumstreifen immer denselben Weg zu wählen und nie den selbstgewählten zu überschreiten. Er wählte einen dunklen Winkel zum Schlafen, einen andern um den Unrath abzulegen, und schämte sich vor den Augen der Menschen, zu harnen. Sein Naturell war mild und zutraulich und er ließ sich gern streicheln, war aber sehr furchtsam und kugelte sich beim geringsten Geräusch wie ein Igel zusammen; hörte das Geräusch auf, so streckte er sich langsam wieder aus. Beunruhigt grunzte er ein wenig. Der Ameisenbär, von dem es drei verschiedene Arten giebt, ist kräftiger und kecker. Der große, dessen Größe ohne seinen drittehalb Fuß langen Schwanz gegen 5 Fuß beträgt, ist ein tüchtiger Kämpfer, mit dem es kein Hund aufnimmt und der kein Thier mehr aus seinen Krallen losläßt, bis es todt ist. Gegen das Junge ist die Mutter sehr zärtlich, trägt es immer auf dem Rücken herum und selbst wenn es schon gehen kann, folgt es ihr noch ein ganzes Jahr. Sein bester Sinn soll der Geruch, minder gut das Gehör, der schlechteste das Gesicht sein. Er läßt sich zähmen und zeigt mehr Verstand, als man sonst bei dergleichen Thieren bemerkt. Er verträgt sich dann auch mit allen Hausthieren und läßt sich selbst Neckereien von ihnen gefallen. Ein gezähmter war, ohne die Menschen von

einander zu unterscheiden oder besondere Anhänglichkeit an einen zu zeigen, doch gern um sie, suchte sie auf, kletterte besonders gern auf den Schooß und forderte dann zu Liebkosungen auf. Folgsam war er übrigens nicht, folgte selten dem Rufe, obwohl man an den Bewegungen seines Kopfes deutlich sah, daß er denselben recht gut verstanden hatte. Dumm war er also nicht, aber er hatte noch zu viel Eigensinn, um seinen Willen unter den Befehl eines Andern zu beugen.

Das **Schuppenthier** hat Kopf, Rücken, Seite und Schwanz mit beweglichen, wie Ziegel aufeinander liegenden Schuppen bedeckt, die im Grunde nichts als gegen 2 Zoll lange, stark gedrückte, bewegliche Stacheln sind, und lebt ebenfalls von Ameisen und Termiten. Es ist sehr friedfertig und sanft, greift Niemand an und will nur leben. Wird es bedroht, so gebraucht es denselben Kunstgriff wie der Igel, kugelt sich zusammen und man kann es dann so lange herumrollen, als man will, es giebt keine Blöse.

Die **Gürtelthiere** leben in Brasilien in höchstens 8 Fuß langen Höhlen und sind harmlose Geschöpfe, die sich bei dem geringsten Geräusch in ihre Wohnungen verkriechen, wo sie sich so fest zu halten wissen, daß man ihnen leichter den Schwanz ausreißen, als sie herausziehen kann. Um bequemer zu den Ameisen und Termiten, seiner Lieblingsspeise zu kommen, untergräbt das Gürtelthier ihre Hügel, und wo es dies einmal gethan hat, findet man bald nichts mehr von diesen Insekten. Besonders klug sind die Gürtelthiere nicht, unterscheiden kaum den Menschen von den Thieren, laufen auch über Alles weg. Sie wechseln sehr oft ihre Wohnung und graben sich eine neue, weil sie entweder die alte nicht wieder finden, oder auch vielleicht den Termitenhaufen nachziehen und zu träg zu weiteren Wanderungen sind. Werden sie auf einem Hügel, selbst an einem Abgrunde angegriffen, so kugeln sie sich zusammen, rollen ohne Schaden hinunter und entfliehen. Auf

der Ebene hilft ihnen diese List jedoch nichts, weil sie der Jäger leicht zwingen kann, sich wieder auszustrecken.

Die **Robben** spielen schon eine bessere Figur. Ein dicker glatter Kopf ohne äußere Ohren, mit einem aufgeworfenen Maule, dem Kopfe des kurzschnautzigen Wasserhundes nicht unähnlich, hat ihm nebst der, heiserm Hundgebell gleichenden Stimme auch den Namen Seehund verschafft. Aus diesem Kopfe, mit einer charakteristischen Nackengrube, blitzen eine Paar große, schwarze Luchsaugen feurig hervor, und ein starker Bart um das Maul, das Organ des Tastsinns, giebt ihm eine trotzige Miene und deutet auf Mannheit, Kraft und Muth. Ein zwar dicker, doch dehnbarer Hals verbindet diesen Trotzkopf mit einer schönen, breiten Brust und so spielt die Robbe, von vorn angesehen, eine gar nicht üble Figur. Neugierde ist ein weiterer hervorstechender Zug ihres Naturells, denn in der Nähe der Schiffe stecken sie oft naseweis ihren Kopf empor, um das schwimmende Kunstgebäude mit seinen Bewohnern zu beäugeln, so wie sie nicht selten die Lust anwandelt, das Ufer zu betrachten. Sie leben gesellig, spielen mit einander und mehrere machen noch große Wanderungen, weil sie nur in bestimmten Gegenden gebären und säugen wollen. Der grönländische Seehund stellt sich, wenn er angegriffen wird, zur Wehr, beißt um sich und spritzt dem Angreifer seinen gelben Unrath entgegen, verfolgt sogar den Menschen, während die anderen, mit halbem Leibe aus dem Wasser ragend, neugierig zugucken, was da vorgeht. Die Rüsselrobbe in der Gegend von Neuholland wirft am Lande, und die Mutter muß während der ersten 8 Wochen bei dem Jungen am Lande bleiben und es säugen. Das Männchen giebt genau acht, daß die Mutter nicht ins Meer geht, und kein Glied der Familie frißt in dieser ganzen Zeit etwas. In der Paarungszeit giebt es wüthende Kämpfe zwischen ihnen, wobei dann und wann Augen und Zähne verloren gehen, doch bleibt selten einer auf dem Platze und die

Wunden heilen unbegreiflich schnell. Die Weibchen stehen blos gleichgültig dabei und gucken zu, fallen aber dann alle dem kühnen Sieger anheim. Außer der Zeit leben sie friedlich in großen Gesellschaften. Sie schlafen entweder ausgestreckt auf dem Sande oder schwimmend im Wasser, stellen in ersterem Falle aber Wachen aus, die bei Gefahr Lärm machen, worauf sich alle ins Wasser stürzen. Sie scheinen übrigens nicht gut zu sehen und zu hören, doch sind sie gutmüthig und lassen sich leicht zähmen, so daß sie dem Rufe folgen. Oft tauchen sie mit blutenden Wunden schnell aus dem Meere empor, was aber für Ungeheuer in der Tiefe des Wassers sie anpacken mögen, ist nicht einmal anzudeuten. Das Wallroß ist das wüthendste und ungezähmteste von allen. Tollkühn wehrt es sich, wenn es angegriffen wird, wirft schnell die Jungen ins Meer und kehrt vereint zurück, um sich zu rächen. Die Schaar hält fest zusammen, versucht die Boote umzuwerfen, oder, indem sie in Masse unten durchschwimmen, sie zu überstürzen. Hier ist das erste Zusammenschaaren von Thieren gegen den Menschen, zum nicht noch gebundenen, wie bei den Termiten, sondern freien Kampfe. Das Weibchen vertheidigt seine Jungen aus allen Kräften, opfert, wie die Wallfischmutter lieber sich selbst. Steller erzählt uns, daß das Weibchen der Bärenrobbe um ein verlorenes Kind Thränen vergieße, und daß das Männchen, dann das Weibchen, wenn dieses an dem Verluste Schuld sei, wüthend ergreife und herumschlage. Bei ihnen tritt auch die erste Spur der Anhänglichkeit der Jungen gegen die Mutter auf, denn ist diese getödtet, so bleibt es dennoch bei ihr und wird leicht gefangen.

Das **Flußpferd** steht nicht viel höher; auch es gehört noch zu den Landwasserthieren und ist mit eines der plumpsten aller bekannten Geschöpfe, doch hat es schon mehrere körperliche Geschicklichkeiten, an denen im gewissen Grade die Seele immer Antheil nimmt. Es kann schnell laufen, außer-

ordentlich gut schwimmen, vortrefflich tauchen und geht selbst auf dem Grunde unter dem Wasser fort. Von Natur ist das Flußpferd sanft, greift, außer in der Brunstzeit, nicht leicht Jemand an, doch gereizt wird es fürchterlich und die Einwohner halten es immer für ein lebensgefährliches Abentheuer, einem zu begegnen. Sie sind, jung gefangen, sogar bis auf einen gewissen Grad zähmbar.

Der **Tapir** sieht und hört gut, schläft am Tage und streicht des Nachts herum, um seine Nahrung zu suchen. Er ist friedliebend und so furchtsam, daß er bei dem geringsten Geräusch untertaucht, haben sie aber Junge, so vertheidigen sie dieselben muthvoll und beißen tüchtig um sich herum. Sie sind leicht zu zähmen und jung gefangen werden sie schon am ersten Tage zutraulich, gehen nicht mehr fort, lassen sich selbst nicht vertreiben, doch ohne einen Unterschied in der Person zu machen, und für irgend Jemand eine besondere Anhänglichkeit zu zeigen.

Das **Nashorn** ist nicht zierlicher als das Flußpferd. Es ist, so lange man ihm aus dem Wege geht, in soweit ruhig und friedlich wie jenes, als es den Menschen nicht aufsucht, um ihn anzugreifen, gereizt aber oder selbst angegriffen ist seine Wuth furchtbar und es scheint sogar periodischen Anfällen derselben zu unterliegen. Sein Geruch und sein Gehör sind äußerst fein und ersetzen ihm einigermaßen sein kurzes Gesicht, mit dem er, weil die äußere Haut mehrere zirkelförmige Falten und dadurch eine Art Röhre bildet, die einige Zoll lang ist, nur Gegenstände sehen kann, die in gerader Linie vor ihm sind. Jung gefangen kann es so weit gezähmt werden, daß es das Futter aus der Hand nimmt, aber es zu irgend etwas abzurichten oder brauchbar zu machen, es zu vermögen, daß es seinen Willen einem fremden unterordnet, seine natürliche Unbeugsamkeit zu mildern ist noch nicht gelungen. Wird es gezüchtigt, wird es nur noch wüthender. Wenn es dabei auch wenig List und Verschlagenheit verräth, so ist es doch nicht dumm zu

nennen. Es horcht mit einer tiefen, langangestrengten Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch, und mag es fressen, liegen oder sonst ein dringendes Bedürfniß der Natur verrichten, so hebt es doch den Kopf in die Höhe und horcht so lange, bis Alles wieder ganz ruhig ist. Nicht minder interessant ist die List, mit der es sich von seinem Hauptfeinde, einer großen Fliegenart, befreit, die dort die Thiere oft so blutig sticht und plagt, daß sie zu Grunde gehen. Wenn nämlich die Fliege bei Nacht ruht, wälzt sich das Nashorn so lange in dem tiefen Schlamme, in den der ganze schwarze Boden verwandelt ist, daß sein Körper eine dichte Decke bekommt, die am andern Morgen, wo die Fliege wieder ausfliegt, trocken, aber von den Runzeln der Haut festgehalten, dem Feinde den Zutritt verwehrt und so das Thier schützt. Hierin ist Verstand, ist Ueberlegung, ist Kenntniß von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck.

Das **wilde Schwein** gehört aber auch in die wilde, störrische, unbeugsame Klasse der Thiere, greift jedoch ungereizt nicht leicht den Menschen an, liebt sogar Geselligkeit und lebt in Rudeln von 30 bis 40 Stück, bis auf einzelne kleine Zänkereien ganz friedlich, ja sie gehen sogar, angegriffen, gemeinsam auf den Feind los. Sonderbar ist die Verschiedenheit des Betragens während dem Kampfe mit einem Feinde zwischen Männchen und Weibchen. Der Grimm eines gereizten und angeschossenen Keulers hat seines Gleichen nicht, denn schnell und wüthend, blind gegen jede Gefahr und jede Vorsichtsmaßregel verachtend, fährt er auf seinen Gegner los, versetzt ihm mit seinen starken Hauzähnen einen furchtbaren, oft tödtlichen Hieb, geht dann aber weiter. Die Bache dagegen sucht ihren Feind gewöhnlich zu Boden zu werfen, tritt auf ihn, reißt und beißt ihren Feind bis er todt ist und frißt ihn wohl gar. Während der Paarungszeit giebt es fürchterliche Kämpfe unter den Männchen. Die alten Keuler, die sonst einsam leben, suchen

dann die Heerde der Bachen mit den Jungen auf, jagen diese fort, die es sich natürlich nicht gutwillig gefallen lassen. Vernarbte Wunden findet man viele an alten Keulern und sie haben eine eigene Methode sie zu heilen, indem sie dieselben an Fichten oder Kiefern reiben, damit das Harz sie verklebe. Die Bache vertheidigt ihre Jungen mit fürchterlicher Wuth, geht nie weit vom Lager weg und giebt ihnen, sowie sie Gefahr wittert, durch Schnauben und Grunzen ein Zeichen, auf das die Jungen sich sofort unter dichte Gesträuche, Gras oder alte Laubmassen verbergen und dort so lange ganz still liegen, bis die Alte wieder ruhig ist. Wilder noch und unbändiger, als unsere Wildschweine, scheint das äthiopische zu sein. Ein altes in einer Menagerie am Kap mußte an Ketten gelegt werden. Auf der Flucht nimmt jedes, wie Sparrmann uns erzählt, ein Ferkel in den Rachen und läuft damit davon. Der Hirscheber ist weniger wild und läßt sich, jung gefangen, so weit zähmen, daß er seinen Pfleger kennen lernen und seine Dankbarkeit durch Schütteln des Kopfes und Schwanzes zu erkennen giebt. Sonderbar sind ihre Reisen, bei denen sie oft Meerengen oder Flußmündungen von 3 bis 4 Meilen Breite überschwimmen und dieß immer in so eng geschlossenen Reihen thun, daß das nachfolgende seine Schnauze auf das vorherschwimmende legt. Die Wilden lauern ihnen bei dieser Gelegenheit, wo sie sich am wenigsten wehren können, auf, erstechen so viel, als sich erreichen lassen, da keines der Thiere, trotz dem Getümmel, seinen Platz verläßt und jede Lücke sofort wieder ausgefüllt wird. Wer lehrte diese Thiere das Bilden einer Schlachtordnung als Schutz gegen die Gefahr des Angriffs in ihrer hülflosen Lage und gab ihnen Kraft, Ruhe und Ausdauer zum Festhalten derselben im gefährlichen Augenblicke? —

Das zahmste von allen ist das Pekari, das, jung gefangen, sich an Menschen gewöhnt und in Häusern und Höfen

frei gehalten werden kann. Gereizt wird aber auch dies boshaft und tückisch.

Auf das **Schaaf** hat die Nähe des Menschen keine vortheilhafte Einwirkung gehabt. Das wilde Schaaf, auf das wir uns hier beschränken, selbst das verwilderte, ist lebendiger und intelligenter, als unser zahmes. Der Mufflon lebt in Heerden von oft 100 Stück, denen allemal ein alter muthiger Widder vorausgeht. Sie sind scheue, furchtsame Thiere, welche sehr gut hören und riechen, bei der geringsten Gefahr fliehen, und wie man sagt von den Felsenspitzen sich auf die Hörner herunterstürzen. Zur Laufzeit trennen sie sich in kleine Rudel, wobei es aber ernsthafte Kämpfe giebt. Der Argali ist größer, kräftiger, fast wie eine kleine Hirschkuh, aber auch wilder, kühner und gleicht mehr dem Steinbocke. Während der Brunstzeit kämpfen sie so wüthend um die Weibchen, daß sie sich manchmal in die Abgründe herunterstürzen. In beiden ist wenig von unserm Schaafe, aber selbst das halbverwilderte schottische Schaaf hat schon wieder sein Naturell geändert und ist zur Natur zurückgekehrt. Dort, wo sie frei herumschweifen und sich selten auf die Hülfe des Schäfers verlassen können, halten sie sich nicht in dichten Heerden, sondern zerstreuen sich in Trupps von 12 bis 14 Stück, weil die Gefahr sie gelehrt hat, sich so vor räuberischen Angriffen sicherer zu halten. Aber auch dem Menschen mißtrauen sie noch, fürchten einen listigen Angriff auf ihre Freiheit und stellen deshalb stets eine Wache auf einer Felsenspitze aus. Nähert sich etwas Verdächtiges, so giebt ein lautes Zischen oder Pfeifen das Zeichen zum Rückzuge und die ganze Schaar flieht augenblicklich in die unzugänglichsten Theile des Gebirges. Hier greift ein einzelner Bock oder ein Mutterschaaf allein oft kühn einen Hund an und geht nicht selten siegreich aus dem Kampfe. Bei solchen Gelegenheiten bilden sie auch einen dichtgedrängten Haufen, nehmen die Mütter mit ihren Jungen in die Mitte, während die Böcke die bewaffnete Front

abgeben und fest und unerschrocken die Annäherung des Feindes erwarten, den sie dann mit solcher Heftigkeit angreifen, daß sie ihn, wenn er sich nicht durch eilige Flucht rettet, bald todt niederstrecken. Von diesem Muthe, dieser Selbstständigkeit, diesem Selbstbewußtsein, findet sich in unserm Hausschaafe allerdings nichts.

Alle Rindvieharten haben im Naturell Aehnlichkeit mit dem Flußpferd und Nashorn, doch stehen sie etwas höher, lassen sich durch Güte und Strenge zähmen, gewöhnen sich an den Menschen und lernen ihn kennen Doch ist ihnen nicht viel zu trauen, und wenn sie im wilden Zustande auch nicht gerade den Menschen aufsuchen, um ihn anzugreifen, so sind sie gereizt um desto wüthender und geben sich nicht eher zufrieden, bis sie ihren Feind völlig zertrampelt haben. Eigenthümlich ist bei allen der Widerwille gegen die rothe Farbe, die sie in Wuth versetzt und sich auch bei vielen früheren Thieren findet. Der Bisam-Ochse läßt weder Thier noch Mensch sich der Heerde nähern und klettert, trotz seiner plumpen Gestalt, leicht wie die Ziegen, die steilsten Berge empor. Der kapische Büffel ist wild ein gefährliches Thier, verschont, gereizt, nichts, verfolgt seinen Feind durch Feuer und Wasser, bis er sich gerächt hat. Er ist auch nicht zufrieden seinen Feind getödtet zu haben, sondern zertritt ihn noch mit den Füßen, zerreißt ihn mit den Hörnern, geht eine Strecke fort, um es zu wiederholen. Man hat hin und wieder Versuche gemacht, sie zu zähmen, was aber bei ihrer Unbändigkeit noch nie gelungen ist. Der indische Büffel giebt ihm an Wildheit nicht viel nach, doch wird er gezähmt, läßt sich aber nur mittelst eines Nasenringes leiten. Eine noch größere Art, der Arni, ist eben so stark, kühn und wild, wird jedoch gezähmt und als Hausthier gebraucht. Der Gyall, ebenfalls in Ostindien heimisch, ist wohl sehr muthig und wehrt sich tüchtig gegen Raubthiere, ist aber dem Menschen nicht gefährlich und am leichtesten zähmbar. Er kommt von der Weide selbst nach Hause

und wandern die Cucis aus, so müssen sie ihre Hütten verbrennen, weil er sonst immer wieder dahin zieht. Der amerikanische Büffel ist scheu, ergreift leicht die Flucht, wenn er Menschen wittert, verfolgt verwundet aber den Jäger und ist besonders im Winter gefährlich wo die Stiere wüthend mit einander kämpfen und sich oft tödten. Der Auerochs ist gegenwärtig nur noch auf den Bialowiczer Forst in Lithauen beschränkt. Sie haben einen sehr feinen Geruch und Gehör, lassen mit dem Winde den Feind nicht über 500 Schritte nahe kommen, stellen sich aber nicht wie andere Rinderarten im Kreise zusammen, sondern fliehen und werden deßhalb oft von Raubthieren überwältigt. Auffallend ist der Abscheu, den die Pferde gegen den Auerochsen haben. Sie wittern denselben schon in einer Entfernung von 300 Schritten, zeigen Aengstlichkeit, bäumen sich dann vor einem am Wege stehenden, oder legen sich gar vor Schrecken auf den Bauch. Ein ähnlicher gegenseitiger Abscheu findet auch zwischen dem zahmen und dem Auerochsen statt.

Die **Gazelle** ist der Liebling der orientalischen Poesie. Ihre Zierlichkeit, Schlankheit, die Anmuth und Leichtigkeit ihrer Bewegungen und das sanfte Schmachten ihrer schönen, großen, klaren Augen geben den Dichtern eine Menge Bilder zur Verherrlichung der Schönheit ihrer Frauen. Sie sind scheue, gutmüthige, friedliche und gesellige Thiere, die oft in ungeheuren Heerden wandern, aber Niemand etwas zu Leide thun. Jung aufgezogen werden sie sehr zahm und nehmen das Brod aus der Hand, ohne jedoch sich besonders an den Menschen anzuschließen, der auch, wenn er etwas über sie vermögen will, sie mit Güte behandeln muß. Es giebt mehrere Arten unter ihnen, die jedoch im Naturell keine große Verschiedenheit zeigen und nur, wie alle Frauen, mit denen sie immer verglichen werden, dann und wann Launen haben, die sie aber bald wieder zu bereuen scheinen.

Die **Antilope** ist größer und kräftiger auch kecker und kühner, außerdem aber friedliebend und ruhig, wehrt sich auch nur wenn sie angegriffen wird. Sie ist aber vorsichtiger und stellt Schildwachen aus, damit man sie nicht so leicht überraschen kann. Bei der Vertheidigung fallen sie alle auf die Knie nieder, um mit ihren gebogenen Hörnern besser von unten auf stoßen zu können. Bei ihnen ist also die Stellung der friedlichen Ruhe, der Unterwürfigkeit ein Zeichen des Streites. Die größte und keckste ist das Gnu, fast so groß als ein Pferd aber im Naturell nicht wesentlich unterschieden. Zu zähmen sind alle, aber noch immer zu nichts abzurichten. Vermuthlich wirkt die Gefangenschaft auf sie viel tiefer als auf viele andere Thiere, weil sie vorzugsweise große Gesellschaft und die Freiheit in unendlichen Weiten und Ebenen lieben.

Das **Kameel** mit nur einem Höcker, oder das Dromedar, das Schiff der Wüste, wie es die Araber sehr bezeichnend nennen, ist das sanfteste und geduldigste Thier unter allem bisher vorgeführten Säugern. Es läßt sich leicht zu allem abrichten, was seine Seele zu fassen vermag, und arbeitet unter den härtesten Entbehrungen unverdrossen fort. Schon von der zartesten Jugend an, wird es zu Entbehrungen und zum Dienste gewöhnt. Kaum einen Monat alt, wird es schon von seiner Mutter getrennt, bald darauf beugt man ihm die Beine unter den Leib, bedeckt es mit Decken, die man so befestigt, daß zwar der Kopf frei bleibt, aber es sich nicht aufrichten kann, und läßt es längere Zeit in dieser Stellung. Später erlaubt man ihm wieder aufzustehen und in eigenen Hürden herumzugehen, wo sie durch die Kinder der Mauren täglich zweimal Futter erhalten. Sie lernen ihre jungen Wärter bald kennen, und versammeln sich beim Eintritte schnell um sie herum. Aber diese in der einen Hand eine Schaale sehr mit Wasser verdünnter Kameelmilch, in der andern eine Ruthe haltend, schlagen die jungen Kameele vor die Knie und diese verständig genug diesem Zeichen sofort

zu gehorchen, kauern schnell nieder und empfangen nur erst in dieser Stellung ihr spärliches Futter. Eben so gewöhnt man sie nach und nach zum Lasttragen, die man allmälich vermehrt. Bei seiner Arbeit bedarf es weder der Peitsche noch des Sporns zum Antreiben, noch des Zügels zum Lenken, und nur allein der Gesang des Kameeltreibers ermuntert, der Ton seiner Stimme, lenkt es. Es liebt die Musik außerordentlich geht förmlich nach dem Takte, und trabt freudiger bei rascherem Gesange. Entschieden tritt hier bei ihm Takt- und Tonsinn auf. So leicht es durch Sanftmuth und Milde zu lenken ist, so störrisch wird es durch Härte und Mißhandlungen. Gequält von seinem Reiter oder Treiber, beißt es nach diesem, und soll, nach der Versicherung der Araber zugefügte Beleidigungen oder harte Behandlung lange nicht vergessen und stets zu rächen suchen. Ueberladen ist es nicht zum Aufstehen zu bewegen, bis ihm die Last vermindert ist, geschlagen sieht es seinen Peiniger wehmüthig bittend an und bleibt liegen, ja es sind selbst Beispiele vorhanden daß überladene Kameele, die man gewaltsam zum Aufstehen zwingen wollte, selbst nach Abnahme der Last liegen blieben, und geschlachtet werden mußten. Alle seine Sinne sind übrigens sehr fein und Wasser kann es auf eine Stunde weit riechen, was den Karavanen in den wasserlosen Sandwüsten, oft von großem Nutzen ist. Nur in der Brunstzeit erwachen seine Leidenschaften, es ist während der Zeit wild, unlenksam und schwer mit ihm auszukommen, und die Männchen kämpfen sogar mit einander, aber auf eine lächerliche Art, indem sie sich in den Höcker beißen, und mit den Vorderfüßen niederzuwerfen suchen. Pferde haben einen sonderbaren Widerwillen gegen sie und müssen an sie gewöhnt werden.

Das Trampelthier oder das Kameel mit zwei Höckern, unterscheidet sich im Allgemeinen nicht von dem vorhergehenden, ist aber weniger sanftmüthig und beißt gern, vielleicht weil es von den Tataren, Kalmücken und Kirgisen, wo es vor-

züglich vorkommt, schon in der ersten Jugend roh behandelt und so verdorben wird. Die ersten Eindrücke der Jugend dauern durchs ganze Leben und wirken im spätesten Alter noch nach.

Kleiner sind das Llama und das Vicunna, aber im Naturell dem Dromedar ähnlich. Durch Güte und Sanftmuth ist alles mit ihnen auszurichten, der Härte und Mißhandlung widersetzen sie sich nicht, aber geben auch nicht nach und stellen ihnen einen stillen Trotz entgegen. Ihre Physiognomie ist nicht gleichgültig in ihr Schicksal ergeben, wie bei dem Dromedar, sondern mehr kühn, mit einem scharfen aber doch sanften Blicke.

Die **Mäuse** sind ein heiteres, lustiges, gewandtes, munteres, aber dabei listiges und verschlagenes Volk. Sie haben sehr feine Sinne, sind zierlich und wohlgebildet gebaut, zwar furchtsam in der Gefahr, aber muthig in der Noth und treue Gatten und sorgsame Eltern. Sie spielen viel mit einander, quiken dabei beständig, setzen sich oft auf die Hinterfüße, spitzen die Ohren und geben auf alles Acht. Ihre Intelligenz, in Verbindung mit dem, was ihnen die Natur zur Anwendung derselben gegeben hat, ist geneigt Gänge zu graben, und stellt sich in der Kunst der Art der Gänge und Wohnungen als recht eigentliche Unterscheidungsgabe dar, indem sie dabei immer die Umstände sehr genau zu benutzen wissen. In Fallen gehen alle nur eine Weile, dann werden sie durch den Schaden anderer klug. Junge fängt man dabei mehr als alte, die Jungen sind noch zu unvorsichtig zu unklug, müssen erst lernen. Sonderbar ist dabei daß man oft nur den Schwanz oder Fuß einer Maus in der Falle findet, und daher annehmen darf, daß sich entweder das Thierchen um sich zu retten, denselben in der Verzweiflung selbst abgebissen hat, oder ihm dieser schmerzhafte Liebesdienst von seinen Gefährten erwiesen worden ist. Eine Thatsache die sich später auch an andern muthigen Thieren wiederholt. Sie sind übrigens große Liebhaber der Musik, ziehen sich nicht nur an solche Orte hin, wo öfter musizirt wird, son-

dern laufen auch vom Vergnügen förmlich berauscht, am hellen Tage dabei herum und vergessen alle Furcht. Schon das Pfeifen zieht sie an, sie lassen sich damit anlocken und leicht so kirre machen, daß sie auf den Tisch kommen, auf den Hinterbeinen tanzen und allerlei possirliche Sprünge machen. Sie fürchten Igel und Katze mehr als den Menschen, zu dem sie, so bald sie merken, daß ihnen von ihm keine Gefahr droht, bald Zutrauen, ja sogar Anhänglichkeit, fassen. Der bekannte Baron von Trenck, machte in seinem Gefängnisse eine Maus zahm, die auf seinen Ruf jedesmal herbei kam und dann auf seine Schultern sprang. Ein Offizier nahm sie ihm weg, aber sie entwischte, kauerte sich in eine Ecke vor der Gefängnißthür und huschte hinein so wie sie wieder geöffnet wurde. Der Offizier holte sie zum zweitenmale, steckte sie in einen schönen Käfig, allein die Maus war treuer, als mancher Mensch, sie wollte fern von ihrem Freunde keine Nahrung nehmen und starb schon am dritten Tage.

Die Mausmutter kennt die Zahl ihrer Jungen genau und kann zählen, weiter zählen als die Elster, ja als ein kleines Menschenkind. Ein Nest mit neun Jungen wurde beim Wegräumen einer Holzschicht gefunden, aus dem die Mutter zwar entsprang aber mit großer Angst und Hast hin und herrannte. Man legte die Jungen in eine Mütze, an der die Alte, ohne jedoch hineinsehen zu können, furchtlos empor sprang. Von der Liebe der Mutter bewegt nahm man eins auf die Hand und hielt es ihr vor, was sie schnell wegnahm, es unter das Holz in Sicherheit brachte, aber sogleich wieder kam. Man hielt ihr das zweite vor, sie nahm, verbarg es und kam wieder, nahm das dritte, vierte, fünfte und so wurden sie nach und nach alle neun, eines nach dem andern heruntergereicht. Als sie das neunte empfangen hatte, kam sie nicht mehr hervor, nicht einmal auf den Fall, daß sie sich geirrt haben könnte, begnügte sich nicht mit 7 oder 8, wollte alle und wußte genau wie viel sie hatte und ihr gehörten. Wir stehen demnach hier höher als wir bei

den Elstern standen, die nur bis 4 zählen können, obwohl auch die vielen guten und bösen Gelegenheiten und die Gefahren in der Nähe des Menschen zu dieser Steigerung der Intelligenz nicht wenig beigetragen haben mögen.

Die **Hausratte** ist ein zorniges, bissiges, wildes, polterndes, freches, unverschämtes Thier, das alle Klimate aushält, sich dem Menschen zum Häusthiere aufgedrängt hat, und mit ihm über die ganze Erde gewandert ist. Sie ist stark und muthvoll, setzt sich selbst gegen den Menschen und vor ihrer Raubsucht ist nichts sicher. Doch auch sie lassen sich trotz ihres wilden Naturells zähmen und sind schon oft die treuen Freunde einsamer Gefangener geworden. Selbst zu Künsten sind sie abgerichtet, und mehrfach auf Märkten gezeigt worden. Gatten und Kinderliebe sind ihnen ebenfalls nicht fremd und eine andere, vielleicht ihre vorzüglichste Eigenschaft ist die Dankbarkeit, mit der sie für die Alten, Blinden sorgen, sie aus den Löchern an die Sonne führen, und wenn Gefahr ihnen droht, mit Hintansetzung ihrer eigenen Sicherheit zu retten suchen. Eine sonderbare Erscheinung sind die sogenannten Rattenkönige. die man manchmal beim Abbrechen alter Küchenheerde findet, und die wahrscheinlich dadurch entstehen, daß die jungen Ratten, wenn sie in einem engen Loche recht dicht beisammen sitzen, ihre etwas gekrümmten. klebrigten Schwänzchen nach der Mitte in einander häkeln, die sich dann verwickeln und bald wie ein Weichselzopf unauflöslich zusammenwachsen. Solch ein Knäuel kann sich nicht helfen, und muß von den Alten gefüttert werden was auch unläugbar geschieht.

Die Wanderratte stammt aus Persien und hat sich nach und nach über den ganzen Kontinent verbreitet. Bei uns kennt man sie seit ungefähr 70 Jahren, sie sind wilder und bissiger als die vorhergehenden und haben so starke Zähne daß sie damit selbst Eisen zernagen können. Sie sind dabei Feinde der Hausratten und vertreiben diese, greifen aber auch Fische,

Wasservögel, junge Hühner, und Gänse an und tödten selbst Lämmer in den Ställen.

Am merkwürdigsten unter diesen Wanderthieren ist unstreitig der Lemming, der sich im höchsten Norden Europas besonders in Norwegen und Lappland findet. Sie sind keineswegs furchtsam, bellen, wenn man ihnen im Vorbeigehen zu nahe kommt, wie junge Hunde, beißen sogar in den Stock, den man ihnen hinhält und fliehen nicht leicht. Keines der vollkommneren Thiere vermehrt sich in dem Grade als der Lemming und diese Ueberfüllung mag Ursache der Wanderungen sein, die sie in unbestimmten Zeiten, alle zehn bis zwanzig Jahre anstellen, wo sie in unzählbaren Schaaren vom Gebirge herunter kommen, und sowohl westlich als östlich gegen das Nordmeer oder nach dem bothnischen Meerbusen ziehen. Sie ziehen dabei in regelmäßigen Kolonnen, die eine bis zwei Spannen breit sind und einander parallel gehen. Die Richtung ihres Laufes, die immer schnurgerade fortgeht, ändert nichts. Kommen sie an einen Heuschober so fressen sie sich unten durch, kommen sie an einen Felsen so versuchen sie ihn zu durchnagen und erst wenn sie die Unmöglichkeit einsehen, bequemen sie sich ihn zu umgehen, nehmen aber, auf der andern Seite angekommen, sofort die alte Richtung wieder an, Flüße und Seen hindern sie nicht, sie schwimmen hinüber, begegnet ihnen dabei ein Nachen, so klettern sie auf der einen Seite hinein und springen auf der andern wieder heraus, selbst vor einem brausenden Strome scheuen sie sich nicht, sie stürtzen hinein und sollten alle untergehen. — Was regt sie, in so unbestimmten Zeiträumen zu diesen Wanderungen an, wer ruft sie auf, warum ziehen sie nach den Meeren, und in sie hinein? Was bedeutet ihre Idiosinkrasie für das Meer, oder will die Natur sich durch diesen widersprechenden Trieb ihrer nur entledigen. Bei ihnen herrscht offenbar ein anderes Gesetz als bei den Vögeln die nach dem Süden ziehen.

Ein anderes Wanderthier ist die kleine sibirische Wurzelmaus,

bei der ein drittes Wanderungsgesetz auftritt. Sie bauen sich Wohnungen, die aus mehreren bei einen Fuß im Durchmesser haltenden Kammern bestehen, von denen die eine ihr Logis ist, die anderen zu Vorrathsspeichern benutzt werden, und oft an dreißig Ausgänge haben. Wunderbar ist wie diese kleine Maus die nur gegen 3 Zoll lang ist, und von der jedesmal nur ein Paar eine solche Wohnung benutzt, einen solchen Bau zu Stande bringt. Dabei tragen sie viel Vorrath ein und man findet oft 8 bis 10 Pfund Wurzeln in einer Kammer, deren sie 3 bis 4 bei einem Neste haben, nur kommen ihnen diese Vorräthe selten zu Gute sondern werden von den Tungusen ausgegraben und während des Winters gegessen. Noch wunderbarer aber sind ihre Wanderungen. Im Frühjahre sammeln sich große Haufen von ihnen und ziehen westlich immer gerade fort, übersteigen Berge und stürzen sich in Flüsse und Seen. Am andern Ufer angekommen fallen sie wie todt nieder, ruhen haufenweise beisammen aus, und sonnen und trocknen sich, woran sie auch Niemand stört. Endlich am Penschinskischen Meerbusen angekommen, umgehen sie diesen, wenden sich nun nach Süden, und kommen im Juli im Gebiete Ochotzk, an den Flüssen Ochota und Indoman an, nachdem sie, nur vom Penschinskischen Meerbusen an, einen Weg von 150 deutschen Meilen gemacht haben. Zu Anfang Oktobers sammeln sie sich wieder, treten den Rückweg in die Heimath an, wo sie gegen Neujahr ankommen, und der Kamtschadale, der so vielen Vortheil von ihnen hat, sich ihrer Ankunft freut, die armen Ermatteten trocknet, sonnt, pflegt und sie in's Leben zurückzurufen sucht. Wer zeigt den kleinen Wanderern den Weg, wer sagt ihnen, daß der Penschinskische Meerbusen nicht auch ein Fluß oder ein See ist, den sie durchschwimmen können und sie sich nun nach Süden wenden müssen, wer lehrt sie den Rückweg nach der weit entfernten Heimath finden. Der Zugvogel schwebt in den Lüften, übersieht meilenweit die Gegend, kann sich daher leicht zurechtfinden.

In dem nur zollhohen Thierchen muß noch ein anderer Geist wohnen.

Unsere kleine Feldmaus baut sich ebenfalls ein ganz wohnliches Haus, hat darin ihr eigenes Magazin, eine andere Abtheilung, die sie mit zerbissenen Halmen weich ausfüttert zum schlafen und sogar einen eigenen Abtritt. Dieß darf uns nicht wundern, denn alle Mäuse sind sehr reinlich, putzen und schniegeln sich immer. Der Hamster, diese große, schöne Maus, gräbt sich seine Wohnung bis 5, im Winter bis 10 Fuß tief ein, macht zwei Ausgänge, legt mehrere Vorrathskammern an, in die er in seinen Backentaschen tüchtig einträgt und vergißt auch den Abtritt nicht. Er ist ein ernstes, etwas träges, dabei aber muthiges, tapferes Thier, wiewohl immer tückisch und gefährlich. Wenn zwei sich begegnen, fallen sie einander an, geben auch den Kampf nicht eher auf, als bis einer auf dem Platze bleibt, den dann der Sieger als Festmahl verzehrt. Wer ihm nicht ausweicht, den packt er in seinem Zornmuthe mit den Zähnen, und hat er sich irgendwo festgebissen, so muß man ihn erst todtschlagen, wenn er loslassen soll. Selbst im eignen Hause treibt er's nicht besser, Männchen und Weibchen halten nur während der Paarungszeit zärtlich zusammen, indessen dauert die Freude nicht lange, beide gerathen bald in Zank und Streit, trennen sich und wenn sie sich später einander begegnen, machen sie es wie die Menschen und thun, als ob sie einander immer fremd und feind gewesen wären. Die Kletterratten klettern sehr geschickt auf Bäume und sind überhaupt ein munteres Volk, stemmen sich oft wie die Känguruhs auf die Hinterfüße und den Schwanz, packen sich dabei an den Achseln und schieben sich stundenlang so herum, jedoch ohne sich etwas Leides zu thun. Sie scheinen am Abend munterer als am Tage zu sein, sind sehr neugierig und beschnuppern mit gerümpfter Nase alle Gegenstände, die ihnen neu scheinen. Ihre Nahrung fassen sie oft mit einer einzigen Pfote, müssen ihre

Glieder also sehr gewandt gebrauchen können, obwohl sie beim Langsamgehen wie die Bären watscheln und gallopirend wie die Schweine rennen; hat es in seiner Psyche vielleicht auch Aehnlichkeit mit beiden. Aeußeres wirkt auf Inneres und so umgekehrt. Eine Gattung, der Mohni, hat sogar einen Wickelschwanz, an dem er sich an die Aeste hängen und wie die Meerkatzen schaukeln kann. Das Murmelthier lebt gesellig, ist sehr friedlich, wehrt sich nur gegen Angriffe, aber dann muthig und läßt sich nicht leicht überraschen, denn wenn sie auch keine eigentlichen Wachen ausstellen, so sind ihrer doch immer so viele beisammen, daß eines von ihnen gewiß stets Acht giebt und die andern durch einen gellenden Pfiff warnt, den die andern ebenso beantworten. Sie bauen sich wie die andern Thiere dieser Klasse sehr bequeme Erdhöhlen, die sie inwendig mit besonderer Geschicklichkeit glatt und fest zu machen und dabei aufstoßenden Hindernissen, wie Felsen oder großen Steinen, auszuweichen wissen. Sie machen sich je für den Sommer und Winter eine eigene Wohnung, die letztere liegt viel tiefer und ist so geräumig, daß die ganze Familie, oft bis 15 an der Zahl, darin zusammengekugelt liegt und Winterschlaf hält. Sie sind, jung gefangen, leicht zähmbar und lernen allerhand possirliche Kunststücke machen. Das kanadische Murmelthier sitzt bei schönem Wetter vor seinem Erdloche und amüsirt sich, wenn es nicht gestört wird, durch Pfeifen, das fast wie eine Flöte klingt. Der Siebenschläfer lebt nur paarweise, gräbt sich nicht in die Erde, sondern macht sein Nest in hohle Bäume oder Felsenlöcher. Er ist an Temperament und Naturell dem vorhergehenden gleich, hält aber einen so langen Winterschlaf, daß er oft 7 Monate dauert und daher den Namen bekommen hat. Sonderbar, daß bei allen Winterschläfern die äußere Luft verderblich einwirkt, sie wachen entweder auf oder erfrieren dabei und verstopfen deshalb auch alle fest die Eingänge zu ihren Winterwohnungen. Die Eichhörnchen sind die lustigsten und

possirlichsten der ganzen Klasse. Nett sieht es aus, wenn sie auf den Hinterfüßen sitzend ihren langbehaarten Schwanz, längs des Rückens heraufgeschlagen und oben zierlich gebogen, mit ihren Vorderfüßen eine Haselnuß haltend, emsig daran knabbern, dabei aber doch immer mit ihren glänzenden klugen Augen um sich gucken, allerlei Sätze machen und den Mund und Schwanz putzen. Sie mahnen dabei fast an die Affen. Schade, daß man sie nicht frei in den Stuben herumlaufen lassen kann, da sie Alles zernagen, aber das Nagen ist ihnen, wie allen Mäusen, Bedürfniß, sie müssen sich dadurch die vorderen Zähne abwetzen, die sonst oft einen Zoll lang neben einander vorbeiwachsen, so daß sie nichts mehr fressen können. Sie lieben Trockenheit und Schatten, bauen deshalb ein geschlossenes Nest, hoch oben auf oder in die Bäume aus Reißig, Moos und andern Dingen, machen ein Regendach darüber und benutzen gelegentlich auch wohl Elstern- und Rabennester, die sie dann nach ihrem Bedürfniß einrichten. Das Eingangsloch machen sie jederzeit nach Osten, um vor den Stürmen mehr gesichert zu sein, ahnen auch bevorstehendes Unwetter, werden sehr unruhig und schließen dann das Eingangsloch ganz. Jung gefangen können sie bis auf einen gewissen Grad gezähmt und selbst zu kleinen Kunststücken abgerichtet werden, doch beißen sie gern und es ist ihnen nie recht zu trauen. Sie halten keinen eigentlichen Winterschlaf und bedürfen deßhalb des Vorraths, den sie sich in großer Menge in der Nähe ihrer Wohnnngen eintragen. Merkt die Mutter, daß man ihren Jungen nachstellt, so trägt sie dieselben oft 1000 Schritt weit in ein anderes Nest. Die Grund-Eichhörnchen graben sich sehr künstliche Baue unter die Erde, die mehrere Ausgänge haben und bei denen sie sich für jede Fruchtart ein besonderes Magazin anlegen, so daß sie oft 5 bis 6 haben. Erfahrung mag ihnen wohl gelehrt hahaben, daß jede Fruchtart für sich aufgespeichert, sich besser hält. Sie klettern gut, sind aber nicht zu zähmen. Das flie-

gende Eichhörnchen dagegen wird ganz zahm, bleibt aber schüchtern und verkriecht sich gern, schläft auch fast den ganzen Tag. Seine Jungen bedeckt das Weibchen unter Tages mit der Flughaut, wenn sie aber nach Sonnenuntergang nach Nahrung ausgehen, ganz sorglich mit Moos. Mutterliebe ist in allen Klassen thätig. Wir haben bei dieser Klasse viel gefunden, mehr als wir erwarten durften. Sie hat uns eine Menge von Fähigkeiten, von Seelenäußerungen gezeigt, die sie ziemlich hoch stellen und uns beweisen, daß der Umfang ihrer Welt schon bedeutend ist. Sehen wir zu, was wir bei ihren Nachfolgern, den **Mardern**, mit ihren Verwandten, den Iltissen, Wieseln u. s. w. finden.

Sie bilden eine eigene kleine Klasse, deren Temperament und Gemüthsart im Ganzen übereinstimmt. Sie sind alle hinterlistige Schleicher, aber auch im Nothfalle trotzig, keck, selbst frech und hinterlassen überall, wo sie sich zeigen, einen übeln Geruch. Raub- und mordsüchtig tödten sie Alles, was sie überwältigen können und scheinen selbst aus Lust zu tödten, denn kommt ein Marder in ein Hühner- oder Taubenhaus, so erwürgt er alle, läßt nichts leben, obwohl er nur eins mitnimmt. Der Steinmarder ist weniger wild und blutdürstig als der Baummarder, der besonders ein geschworner Feind der Eichhörnchen ist, doch stehen beide gleich hoch durch List und Verschlagenheit. Alte sind unzähmbar, in ihnen ist die Wildheit zu tief eingewurzelt, denn jung eingefangen werden sie zwar zahm, doch ist das Spielen mit ihnen, wenn sie erwachsen sind, immer gefährlich, obwohl sie es gern haben und oft dazu aufmuntern, da sie häufig unwillkührlich scharf und durch die dicksten Handschuhe beißen. Sie spielen dabei gern mit Hunden, aber ungern mit Katzen. Sie scheinen ihre Verwandten zu kennen. Der Baummarder ist sehr empfindlich gegen Gewitter, läuft dabei wie rasend herum, sucht Gesellschaft und verführt mit dieser einen gewaltigen Lärm. Der Zobel hat unter

allen Wieselarten das schönste Pelzwerk, ist eben so gewandt wie verschlagen und wird leicht über den viel größeren Haasen Meister, doch werden auch sie zahm, spielen gern mit einander, setzen sich dabei auf die Hinterfüße wie die Bären und wedeln mit dem Schwanze. Der Iltis ist kleiner als der Marder, eben so listig, gefräßig und räuberisch, aber nicht so kühn und nicht so mordlustig, denn kommt er in ein Hühner- oder Taubenhaus, so begnügt er sich mit einem Stück, das er schnell in seinen Schlupfwinkel trägt. Das Wiesel ist noch kleiner, aber nicht minder listig und verschlagen, jedoch muthiger als der Iltis. Jung eingefangen wird es sehr zahm, lernt seinen Herrn genau kennen, folgt auf seinen Ruf und läuft ihm nach. Wenn man es böse macht, läßt es einen feinen, aber lauten, kneffenden Ton, in der Falle ein Quicken, im Streite mit seines Gleichen ein ganz feines Zwitschern hören. Es hat also für jede Gemüthsbewegung einen eigenen Ausdruck in seiner Sprache. Das Weibchen liebt seine Jungen sehr und trägt, wenn es sie in Gefahr glaubt, dieselben im Maule fort. Das Hermelin und das Wormlein sind etwas größer, aber sonst im Naturell dem Wiesel gleich. Der Vielfraß ist eben so geschmeidig, listig und mordsüchtig als der Marder. Er wird zwar, jung gefangen, zahm gegen den Menschen, lernt ihn aber nicht kennen und bleibt gegen Thiere immer bissig, die er aus bloßer Mordlust tödtet, sie aber doch für eine künftige Mahlzeit aufhebt.

Alle diese leben Paarweise und beschützen ihre Jungen mit großer Sorgfalt und Tapferkeit. Gezähmt können alle bis auf einen gewissen Grad werden und Milde wirkt bei ihnen mehr als Strenge, obwohl jung ihnen der Eigensinn bei Zeiten gebrochen und gleich anfänglich gezeigt werden muß, daß man ihnen überlegen ist. Noch gehören daher die Fischottern, die sehr schlaue, vorsichtige Thiere mit sehr feinen Sinnen sind, schnell laufen und schwimmen, auch wenn sie schlafen immer

Wachen ausstellen. Sie wehren sich muthig, schreien aber, verwundet, wie kleine Kinder. Sie würgt wie der Marder mehr als sie verzehren kann, und obwohl sie von Natur wild, boshaft und listig ist, läßt sie, jung gefangen, sich doch zähmen und selbst zum Fischfange abrichten. Männchen und Weibchen sind sich sehr zugethan, liebkosen sich und ihre Jungen beständig und in Gefahr trägt die Mutter Letztere auf dem Lande im Maule, im Wasser zwischen den beiden Vorderfüßen. Die Pharaonsratte ist sehr furchtsam, mißtrauisch und vorsichtig, sehr raublustig und vertheidigt ihre Beute mit Grunzen und Beißen, auch wenn es sie nicht fressen kann. Sie läßt sich bald zähmen, wird sanft, unterscheidet die Stimme ihres Herrn, folgt ihm wie ein Hund, läßt mit sich spielen, ist aber in ewiger Unruhe und schnuppert immer herum. Die indische ist wegen ihrer Kämpfe mit der Brillenschlange berühmt, deren erbittertster Feind sie ist. Wird das Thierchen von der Schlange gebissen, so gräbt es eine sehr bittere Wurzel mit Namen Mungo aus, frißt dieselbe, wird sofort wieder hergestellt und kehrt auch sogleich in den Kampf zurück. Beim Hühnerfange benimmt sie sich ungemein listig, stellt sich todt, bis sie so nahe sind, daß sie dieselben haschen kann. Die Zibeththiere ändern in der Gefangenschaft ihr Naturell, werden träge und schlafen viel; auf sie äußert der Mensch keine günstige Wirkung.

Verstand und Beobachtungsgabe ist keinem Thiere der ganzen Klasse abzusprechen und man darf nur ihren Gang, ihre Augen ansehen, um zu finden, daß Stimme und Thun bei mehreren beinahe menschlich, daß bei allen ihrem Thun auch ihr Geist, ihre Seele beschäftigt ist. Manche von ihnen nähern sich sogar schon den Katzen, die aber viel höher stehen, sind jedoch dafür in Einigem wieder weiter zurück.

Eine andere Klasse bilden Haasen, Kaninchen und Halbkaninchen. Von der Natur ist der Haase mit gar keinen Vertheidigungswaffen ausgestattet, und das einzige Mittel sich zu

retten ist seine Schnelligkeit. Sein Charakter muß deßhalb wohl Furchtsamkeit und Vorsicht sein. Das geringste Geräusch, das ein fallendes Blatt, ein Frosch, eine Eidechse, eine Maus macht, weckt seine Aufmerksamkeit, denn er hört sehr fein, jagt ihn aus seinem Lager und veranlaßt ihn zu allen möglichen Sprüngen und Listen. Sein Lager besteht gewöhnlich nur aus einer länglich runden Vertiefung, die er sich in der Mittelfurche der Aecker scharrt. Sie ist so lang als er selbst, so tief, daß nur der Rücken herausragt, im Sommer gemeiniglich nach Norden zu, um den brennenden Sonnenstrahlen auszuweichen, im Winter dagegen nach Süden, um den kalten Nord- und Ostwinden nicht ausgesetzt zu sein. Er geht nie auf geradem Wege hinein, sondern macht jedesmal erst einige Wiedergänge und Absprünge, das heißt, er läuft erst über die Stelle des Lagers hinaus, kehrt dann eine Strecke auf derselben Spur zurück, macht noch mehrere Kreuz- und Quersprünge und stürzt sich zuletzt mit einem gewaltigen Sprunge hinein. Gejagt, springt er gelegentlich wohl auch in das Lager eines andern hinein, treibt den Erschrockenen dadurch heraus, duckt sich schnell nieder und läßt jenen die Jagd fortsetzen. So furchtsam wie ein Haase, ist bei uns zum Sprüchwort geworden, und wohl mag ihn die übergroße Furcht, indem sie momentan den Geist verscheucht, manchmal zu dummen Streichen verleiten, aber an List und Verschlagenheit fehlt es ihm deshalb doch nicht und bei alten Haasen, die schon oft mit Hunden zusammen getroffen sind, hält es sehr schwer, sie zu überlisten. Sie lernen Hunde und Menschen allmälich besser kennen und ersinnen gegen ihre Angriffe allerlei Vertheidigungslisten. Wo man sie hegt, legen sie ihre Furcht bald ab und weiden vor den Augen der Menschen, selbst die Zeit, wo man sie zu schießen pflegt, scheinen sie zu kennen und sind während derselben viel vorsichtiger. Es scheint also ihre Furchtsamkeit erst entstanden zu sein, und alte Haasen sieht man sich tüchtig mit ihren Fein-

den herumbeißen, Häsinnen ihre Jungen aus allen Kräften vertheidigen. Die Künste, die man ihnen gezähmt lehrt, zeigen, daß sie nicht nur viel Verstand, sondern auch viel Unerschrockenheit haben, und eine solche Gemüthseigenschaft muß schon im Innern vorhanden sein, da der Erzieher nur anknüpfen, ausbilden, nicht aber neu begründen kann. Der Haase lernt an einer Stange mit Querhölzern wie ein Mensch hinaufklettern, er lernt mit seinen Vorderfüßen trommeln und trommelt mit einer ungeheuren Schnelligkeit, ja ordentlich mit einer Art Wuth, als wenn er selbst davon entzückt wäre, er lernt sogar Pistolen losschießen, ohne im mindesten vor dem Knalle zu erschrecken oder nur ein Auge zuzudrücken. Wie lange muß man ein sogenanntes Haasenherz unter den Menschen dazu überreden, der doch Ursache und Wirkung kennt, der die Gefahrlosigkeit einsieht, der seine Gemüthsaffekten besser zügeln kann, und der Haase, mit dem man nicht sprechen, dem man nichts erklären, den man von der Gefahrlosigkeit nicht durch Worte überzeugen kann, lernt es, lernt es bald. Um die Weibchen giebt es oft harte Kämpfe, die Liebe giebt ihnen Muth, aber sie treiben ihre Kämpfe anständiger, als andere Thiere, die roh mit Klauen und Zähnen übereinander herfallen, sie setzen sich aufrecht mit sehr ernsten Mienen einander gegenüber und maulschelliren sich nach Herzenslust mit den Vorderpfoten bis einer genug hat. Alte sind schwer zu zähmen, jung aber gewöhnen sie sich an Alles, selbst an ihren Erbfeind, den Hund. H. O. Lenz erzählt uns, daß er einen Haasen hatte, der mit einem Spitzhunde äußerst gern spielte. Saß der Haase in einer Ecke, so suchte ihn der Hund, um mit ihm spielen zu können, daraus zu vertreiben, neckte ihn auf alle Weise und der Haase trommelte ihm dafür zur Strafe auf dem Kopfe herum. Endlich schob der Hund seinen Kopf unter den Haasen, hob ihn empor, warf ihn aus der Ecke und nun liefen beide zusammen spielend im Zimmer herum. Verwundet schreien sie

wie kleine Kinder, im Kampfe mit ihresgleichen knurren sie nur, die Jungen rufen sie durch das Zusammenschlagen der Löffel (Ohren), droht ihnen aber Gefahr, so geben sie ihren Genossen durch starkes Aufschlagen mit den Hinterfüßen ein Zeichen. Die übrigen Haasenarten sind ihnen im Naturell gleich und lassen sich ebenfalls zähmen.

Die **Kaninchen** weichen von den Haasen hauptsächlich darin ab, daß sie sich lange, wagerechte Gänge besonders an Hügeln graben. Jeder Bau wird nur von einem Paare bewohnt und hat allemal ein Wohnzimmer und eine besondere Wochen- und Kinderstube. Beim Ausgehen scharren sie vorsichtig alle Gänge mit Sand zu, damit sie sicherer verborgen bleiben. Sie sind eben so scheu und furchtsam wie die Haasen, denen sie im Naturell gleichen, werden aber sehr bald so kirre, daß sie aus der Hand fressen. Dann und wann frißt auch wohl der Rammler in der Gefangenschaft seine Jungen auf, nicht Alles wird in der Nähe des Menschen besser, aber um desto inniger liebt das Weibchen sie und rupft sich selbst die Haare an der Brust aus, um das Nest warm und weich zu machen. Eine weiße Mutter, sogenannte Seidenhäsin, ward eines Morgens todt auf dem Neste gefunden, suchte aber auch da noch ihre Kinder zu wärmen. Die fünf nur erst wenige Tage alten und noch blinden Jungen wurden mit Milch an künstlichen Zitzen aufgezogen. Alle fünf zeigten, in der Gabe zu begreifen und im Gedächtniß zu behalten, eine große Verschiedenheit. Sehend und größer geworden bekam jedes einen Namen, den es sich bald merkte und auf seinen Ruf kam, so wie ein anderer Ruf sie alle zusammen herbeirief. Als sie nach 5 Monaten auf den Hof gelassen wurden und da mehr Spielraum hatten, verlernten sie allmälig die Bedeutung des Rufes und kamen nicht mehr. Das gescheidteste war zwar das wildeste, aber auch zugleich das gutmüthigste und hatte das beste Gedächtniß. So zeigen sich auf dieser Stufe schon Individualverschiedenheiten, wenn sie nur beobachtet werden.

Das **Meerschweinchen** wird ebenfalls sehr zahm. Man nennt es so, weil es wie ein Ferkelchen grunzt und aus Brasilien über's Meer zu uns gebracht worden ist. Die Jungen werden sehend geboren und laufen nach 12 Stunden schon mit der Mutter herum. Auch bei ihnen frißt in der Gefangenschaft das Männchen die Jungen häufig. Sie leben sehr gesellig, aber nur paarweise in Familien, und wenn das Männchen schläft wacht das Weibchen, eben so umgekehrt. Das Kappybara ist träg und am weitesten zurück, aber fast eben so groß als ein einjähriges Schwein. Seine Sinne, die bei allen andern Thieren der Klasse sehr scharf sind, sind nicht vorzüglich, aber dagegen seine Muskelkraft außerordentlich, so daß, gereizt, kaum zwei Männer im Stande sind, eines zu bändigen. Jung aufgezogen werden sie zahm.

Die **Gemsen**, die freien Kinder der Alpen, sind gesellige, muntere, flüchtige, friedliche, aber vorsichtige, schüchterne und menschenscheue Thiere. Sie weiden truppweise und man hat schon 60 beisammen gesehen, lieben die höchsten luftigen Gegenden der Alpen, ziehen aber die Südseite der Gebirge der Nordseite vor. Neugierig gucken sie Alles an, beriechen Alles, vergessen Wachsamkeit nie, haben selbst im Lager den Kopf immer aufrecht, schauen sich immer vorsichtig um, stellen selbst auf höheren Felsen Wachen aus, pfeifen in jeder Gefahr gellend durch die Nase und fliehen dann mit Windeseile. Jeder Trupp hat seine Führerin, ist diese geschossen, so zerstreuen sie sich. Ihr Ortssinn ist außerordentlich, immer wissen sie einen Ausweg und vermeiden dabei Gletscher und Schneefelder, auf denen sie nicht laufen, d. h. springen können. Müssen sie einmal ein Schneefeld passiren und ist der Schnee tief, so wissen sie sich auch da zu helfen. Sie bilden schnell eine Reihe, die Letzte springt auf den Rücken der vorstehenden und so rasch über alle weg, stellt sich dann an die Spitze, die Vorletzte folgt ihr unmittelbar, macht es wie sie, nach und nach auch alle übrigen

und sind so im Augenblicke über den tiefsten Schnee hinweg. Sorgfältig lehrt aber auch die Mutter die Jungen klettern und Sprünge machen, macht es ihnen vor, springt voraus und mäckert. Ist das Junge ängstlich, macht es vergebliche Versuche, so springt sie zurück und wieder hinüber, zeigt es ihm, macht ihm Muth, und das Junge faßt sich ein Herz, versucht es und lernt es gar bald, denn Art läßt nicht von Art. Der Bock kümmert sich wenig um sie, um desto zärtlicher pflegt sie aber die Geiße, und die Jungen hängen eben so zärtlich an der Mutter und bleiben lange bei ihr. Jung gefangen werden sie zahm, befreunden sich selbst mit Hunden, fressen Brod und manches andere, doch gewöhnen sie nie ordentlich ein, die Sehnsucht nach ihren freien Bergen erlischt nie ganz, und früher oder später erwacht das schweizerische Heimweh, das sie dann unwiderstehlich in ihre luftige Heimath zurückzieht.

Der **Steinbock** findet sich nur auf den höchsten Gipfeln der savoyschen Gebirge. In Salzburg und Tyrol sind sie schon seit mehr als hundert Jahren ausgerottet. Sie springen noch besser als die Gemsen, messen mit größter Sicherheit die Ferne ab und fehlen nie, eben so außerordentlich aber ist ihre Behendigkeit und Kühnheit im Klettern. Beim Springen scheint er Felsen und Mauern kaum zu berühren und seinen Körper wie einen Ball in die Höhe zu schnellen. Sie wittern durch ihren Geruch mit dem Winde den Jäger aus weiter Ferne, und entfliehen oft schon, ehe er sie noch sieht. Sonderbar dabei ist, daß das Thier den Jäger nur fürchtet, wenn es ihn riecht, nicht aber wenn es ihn, ober dem Winde stehend, nur sieht, denn es steht dann nur auf, thut einen gellenden Pfiff und schaut ihn ruhig an. Die Witterung des Menschen muß also etwas abschreckendes, widerwärtiges für sie haben. Die Böcke bekümmern sich ebenfalls wenig um ihre Jungen, und je älter sie werden, desto weniger lieben sie überhaupt Gesellschaft, ganz alte leben ganz einsiedlerisch. Alle sind voll Muth

und Kraft, und die Weibchen, die ihre Jungen desto sorglicher bewachen, sie nur in höchster Noth verlassen, vertheidigen sie kühn gegen alle Feinde. Das Junge verbirgt sich während dem in Felsenhöhlen, wo die Mutter nach überstandener Gefahr es ruft und aufsucht. Bleibt die Mutter zu lange, so geht das Junge aus seiner Höhle, ruft die Mutter, läuft ängstlich herum, und verbirgt sich anderswo. Findet es die Mutter verwundet, so flieht es, sobald es ihr Blut riecht, kommt jedoch bald wieder zurück, flieht aber nochmals. Auch die Alten thun dasselbe, wenn einer ihrer Kameraden verwundet ist. Jung gefangen können sie gezähmt werden, vergessen aber noch weniger als die Gemsen ihre alte Heimath. Mit Ziegen, die etwa zufällig bei ihnen bleiben, begatten sie sich, die Bastarde sind aber wilder als ihre Väter, stoßen lebensgefährlich auf Menschen und Thiere und werfen selbst Doggen über sich. Bastarde haben immer Zwitterseelen; durch ungeregelte Leidenschaft hervorgebracht, müssen auch bei ihnen die Leidenschaften ungeregelter, roher, ungezügelter, wilder sein.

Die wilden **Ziegen**, denn von unsern Hausthieren, den zahmen, sprechen wir später, leben truppweise auf den höchsten Spitzen der Gebirge, welche vom Kaukasus zum kaspischen Meere, und von da südlich nach Indien ziehen, auch auf dem Kaukasus selbst und dem taurischen Gebirge. Von ihnen ist wenig bekannt, und dürfen wir von unsern zahmen rückwärts schließen, so dürfen wir annehmen, daß sie ebenfalls muntere, gutmüthige, launenhafte Thiere sind, aber mehr Selbstgefühl und eigenen Willen als Gemse und Steinbock haben, wie diese die luftigen Höhen lieben, einen besondern Berg- und Klettergeist besitzen, auch Kämpfe lieben. Zu den Ziegenarten gehört noch das Bezoarthier, in dessen Magen man die ehemals so berühmten Bezoarkugeln findet. Eben so die angorische und thibetanische Ziege, deren Haare uns das Material zu den kostbaren Stoffen liefern, deren Naturell sich aber nicht von

unserer zahmen unterscheidet, und die sich auch mit ihr begatten.

Die **Giraffe** ist eins der sonderbarsten, schönsten und zugleich seltensten Thiere das im heißesten Afrika vorkommt, und von der bis jetzt nur in London, Paris und Wien Exemplare waren. Sie gleicht in Sitten und Betragen dem Pferde am meisten, graset wie dieses, schlägt wie dieses mit den Hinterbeinen aus und soll sich auch so gegen die Angriffe ihrer Feinde vertheidigen. Ihr Gang ist ein schwerfälliger Galopp, der aber bei ihrer ungeheuern Größe, vom Kopfe bis auf die Erde 17 Fuß, sie ziemlich schnell fortbringt, eben so ist ihre Stimme eine Art Pferdewiehern, sie faßt dagegen das Futter mit der langen, in allen Richtungen sich krümmenden Zunge, statt es, wie die Pferde thun, mit den Lippen zu nehmen. Im Freien ist sie nicht scheu, horcht zwar vorsichtig auf jedes Geräusch, ist aber nicht schreckhaft und läßt den Menschen ziemlich nahe herankommen, in der Gefangenschaft ist sie friedlich, kennt ihren Wärter wohl, und beleckt ihn oft Gesicht, Hände und Kleider. Ihre Größe mag ihr wohl Muth und Selbstvertrauen geben.

Die **Affen** haben sowohl in ihrem äußern als innern Baue viel Aehnlichkeit mit dem Menschen, und man bemerkt selbst, daß sie sich in Ansehung ihrer Gewohnheiten und ihres Instinktes mehr als andere Thierarten uns nähern, unterscheiden sich aber hauptsächlich dadurch, daß sie nicht bloß an den Armen, sondern auch an den Füßen, Hände, d. h. verlängerte, fingerähnliche Zehen, meist mit einem gegensetzbaren Daumen haben. Man sollte meinen, daß sie dadurch einen Vortheil gegen uns voraus haben müßten, da eine Hand doch ein viel vollkommneres Werkzeug ist, als ein Fuß, allein weit gefehlt, denn nicht die Menge gleichförmiger Organe, sondern die Verschiedenheit, die Mannigfaltigkeit derselben, und der Geist, der sie beseelt, bringt erst zur Vollkommenheit.

Sie leben in größeren Gesellschaften, im Freien aber nur

in den heißeren Himmelsstrichen, doch ist ihre Intelligenz und Gemüthsart sehr verschieden. Sie sind lebhaft, listig, argwöhnisch, klug, eifersüchtig, haben aber ein vortreffliches Gedächtniß, lieben das Nachahmen und machen dabei eine Menge menschenähnlicher Gebärden. Erzürnt man sie, schneiden sie grimmige Gesichter, drohen und knirschen mit den Zähnen, sind sie aber mit etwas zufrieden, so scheinen sie zu lachen. Viele sind so unlenksam und störrisch, daß man ihnen, trotz ihrer übrigens großen Abrichtungsfähigkeit nur mit Mühe etwas lehren kann, sind dabei sehr launenhaft und nur wenige sind sanft und zeigen an diejenigen Anhänglichkeit, die sie gut behandeln. Allein alle haben eine Menge Unarten, sind unreinlich, ausschweifend, diebisch und keiner kann seine Begierden beherrschen, seine heftigen Leidenschaften zügeln, thut, wenn er auch weiß daß Schläge darauf folgen, und er sich fürchtet, doch was seinen Lüsten behagt, und ihm der Augenblick eingiebt. Alle sind deshalb auch schwer zu bändigen, und lassen sich nur durch wiederholtes Untertauchen ins Wasser, Hunger und einsames Gefängniß, aber auch da selten vollkommen zähmen.

Sie sind eben so neugierig wie veränderlich, was ihnen im Augenblicke gefällt, betrachten sie einige Minuten später mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen. Was sie in Feldern und Gärten sehen, reißen sie ab, schmeckt es ihnen nicht, werfen sie es weg, und an Listen um eines guten Bissens habhaft zu werden, lassen sie es nicht fehlen. Sollen Gärten und Felder geplündert werden, so schicken sie einen Spion voraus, merkt er nichts Unsicheres, giebt er ein Zeichen, nimmt er aber etwas Bedenkliches wahr, so erhebt er ein Geschrei, und die ganze Gesellschaft ergreift die Flucht. Menschen greifen sie ungereizt nicht leicht an, indessen werfen die größern Arten, einmal in Wuth gebracht, so tüchtig mit Steinen, oder schlagen mit Prügeln so tapfer um sich, daß selbst der stärkste Mann froh sein kann mit heiler Haut aus einem solchen Kampfe zu

kommen. Feuergewehre fürchten sie sehr, reißen aus wenn nur ein Pistol auf sie abgebrannt wird, gerathen aber trotz dem in die fürchterlichste Wuth, wenn einer ihrer Kameraden dadurch verletzt wurde. Andere Thiere leiden sie nicht in ihren Bezirken, und vertreiben sie mit List oder Gewalt.

Die Liebe und Zärtlichkeit für ihre Jungen, deren das Weibchen in der Regel nur eins auf einmal zur Welt bringt, ist außerordentlich groß. Die Mutter säugt es lange an ihrer Brust, sucht jede Gefahr mit Aufopferung ihres eigenen Lebens abzuwenden, trägt es wie ein Kind auf den Armen, nimmt es auf den Schooß, liebkoßt, streichelt, küßt es, wiegt es hin und her, drückt es ans Herz, aber erdrückt es nicht selten vor übergroßer Liebe. Größer geworden, trägt sie es auf dem Rücken oder den Armen mit sich herum, steckt ihm manchen Leckerbissen zu, giebt ihm aber auch, trotz der übergroßen Liebe, tüchtige Ohrfeigen, wenn es vielleicht einmal selbst nach Speisen langt, sich zu weit entfernt, oder mit einem Nachbar Possen treibt. Das Junge hat aber auch eine eben so große Anhänglichkeit an die Mutter und verläßt sie, selbst wenn sie getödtet oder gefangen wird, nicht.

Ihre Nachahmungskunst ist sehr groß, und sie machen dem Menschen mit der größten Leichtigkeit Stellungen, Gebärden und Handlungen nach. Jedoch nur mechanisch und ohne den Sinn derselben zu fassen, und deßhalb gereicht ihnen diese Nachahmungssucht oft zum Verderben, denn ohne Bedenken ziehen sie ausgepichte Stiefeln an, wenn sie den Menschen etwas ähnliches thun sahen, versuchen sich zu rasiren und schneiden sich aus Dummheit dabei die Kehle ab, lernen aber aus dieser Nachahmungslust, mechanische Sachen, zu denen es bloßer Körpergewandheit bedarf, wie Seil tanzen, Radschlagen u. s. w., viel leichter als andere Thiere. Allen geht die menschliche Stimme ab, ihre Stimme ist nur ein widriges Plärren, Schreien, Brüllen, Heulen u. s. w. So großes Vergnügen ihnen die Nachahmung

der menschlichen Handlungen macht, der menschlichen Stimme lernen sie keinen einzigen Laut nachbilden, versuchen es auch nie.. Die Welt der Töne ist ihnen noch verschlossen, der Sinn dafür geht ihnen ab.

Die Affenabtheilung im Museum der Naturgeschichte zu Paris, entwickelt vor den Augen des Publikums, das sich an den belebten Scenen daselbst täglich ergötzt, das Bild ihrer Gesinnung am bestimmtesten. Die Bosheit die ein Grundcharacter ihrer Natur ist, wird unter ihnen selbst bei Individuen angewandt, die schwächer oder weniger schlau sind. Das Merkwürdigste in diesem Affenreiche, dessen Aufsicht einem verständigen Wärter anvertraut ist, scheint uns die Vorschule zu sein, welche die neuen Ankömmlinge durchmachen müssen, bevor sie darin aufgenommen werden. Wenn das Museum einen Affen geschenkt bekommen hat, so wird er zuvörderst mehrere Tage in einen isolirten Käfig gesetzt. Oft ist es ein verzogenes Kind, dem man durch diese provisorische Behandlung die Verzärtelung der vorigen Herrschaft aus dem Sinne bringen will. Hat er sein Noviciat überstanden, so wird ihm zuerst ein, dann ein zweiter und dritter der ältesten Affen des Etablissements beigegeben, um zwischen ihm und seinen künftigen Kollegen die Basis einer freundschaftlichen Bekanntschaft zu eröffnen. Ein solcher Versuch gelingt indeß nicht immer, und dann muß der Wärter sich ins Mittel legen, um die Raufereien zu verhindern, die sonst häufig vorfallen würden. Sind die Eingesperrten endlich daran gewöhnt in Frieden zusammen zu leben, so wird der Käfig geöffnet und der neue Ankömmling in die große Rotunde eingelassen, wo die Affen sich während des Tages aufhalten. Trotz aller angewandten Vorsicht und trotz der Verpflichtung welche die 3 oder 4 Kameraden, mit welchen er bereits Brüderschaft gemacht hat, so zu sagen für seine Vertheidigung übernommen haben, bleibt sein erster Eintritt doch stets ein kritischer und feierlicher Moment, und derselbe veranlaßt eine allgemeine Be=

wegung unter den Affen. Durch die Menge der Genossen, in deren Mitte sich der Fremdling so plötzlich versetzt sieht, außer Fassung gebracht und verwirrt, ist dem armen Schelm zu Muthe wie einem Schulknaben, der zum ersten Male in ein Kollegium kömmt, wenn die Schüler eben ihre Freistunde haben. Oft wird der neue Genosse gleich angefallen, sonst, besonders wenn er von kräftigem Aeußern ist, wird erst Rath gehalten und parlamentirt. In diesem Falle wird einer der geschicktesten und ältesten Affen ihm entgegengeschickt, um zu recognosciren, der sich ihm dann mit heuchlerischer Freundlichkeit nähert und ihm zutraulich den Rücken streichelt. Nichts Böses ahnend, läßt der Neuling sich das ruhig gefallen, so wie auch daß der abgesandte Spion ihm spielend die Lippen öffnet, und sich sein Gebiß besieht. So wie dieser das gesehen hat, geht er zu der Bande zurück, um ihr hierüber Bericht zu erstatten. Besagt dieser Bericht nun, daß man einen kräftigen Gegner vor sich habe, so wird der Beschluß gefaßt zu temporisiren und eine Gelegenheit abzuwarten, wo man ihm hinterrücks beikommen kann. Diese Gelegenheit findet sich dann leicht und wird nie unbenutzt gelassen. Da der Schwanz der schwächere Theil dieser Thiere ist, so werden die Angriffe hauptsächlich auf diesen unternommen, und wenn der neue Ankömmling 3 oder 4 mal seine Lection bekommen hat, so wird er endlich als den andern ebenbürtig angesehen und in Ruhe gelassen. Diese Affenrepublik besteht aus mehreren Klassen, in welchem die Verschlagenheit und die Stärke den Rang der einzelnen Miglieder bestimmt.

Für unsern Zweck theilen wir die Affen in vier völlig verschiedene Klassen, die in Betreff der Intelligenz und des Gemüths, woranf wir ja immer unsere Aufmerksamkeit lenken, weit auseinanderstehen und von denen wir die drei unteren, die Makis, Meerkatzen und Paviane hierherstellen, die vierte aber, die eigentlichen Affen, erst weiter oben bringen werden.

Die unterste Affenart, die Makis, sind sanfte, lebhafte

Thiere. Sie finden sich von der Größe einer Ratte bis zu der einer großen Katze, leben in den heißen Gegenden der alten Welt, und sind leicht an dem spitzen, fuchsartigen Kopfe mit der langen behaarten Schnauze und an dem schlanken, schmächtigen Leibe kennbar. Alle haben längere Hinter- als Vorderbeine, womit sie, wie mit einer Springfeder, große Sprünge machen. Sie sind zähmbar und werden leicht zutraulich und einschmeichelnd, aber Intelligenz darf man bei ihnen nicht suchen. Der sonderbarste von ihnen ist der fliegende Maki, der zwischen dem Halse, den Beinen und dem Schwanze eine Flughaut hat, und dem fliegenden Eichhörnchen näher als dem Menschen steht. Der träge Maki, ist mehr ein Nachtthier, schläft bei Tage, und wird erst mit der Abenddämmerung lebendig. Er ist sanften Naturells, läßt sich gern schmeicheln, bezeigt aber keiner Person besondere Zuneigung. Der Mongoz ist munter, lebhaft und gutmüthig, stiehlt aber gern Näschereien, sieht zwar schlau aus, steht darin aber noch weit hinter den Affen, wenn auch schon die Affennatur in ihm auftritt. Der Cucang ist von Natur schwermüthig, still, geduldig, lebt mit seiner kleinen Familie abgesondert, schläft den ganzen Tag, den Kopf auf beide Hände gestützt, die zwischen den Schenkeln zusammengelegt sind, und wird ebenfalls erst mit Einbruch der Nacht lebendig. Wenn man ein gefangenes streichelte, nahm es die Hand, drückte sie an seine, und richtete die halbgeöffneten Augen gegen den Liebkosenden in die Höhe. Der ceylonesische Maki ist der niedlichste der ganzen Klasse, aber noch nie lebendig nach Europa gekommen. Männchen und Weibchen sind besonders zärtlich, umarmen sich öfter, und sitzen immer beisammen. Sie leben von den Früchten hoher Bäume die das Männchen für das Weibchen pflückt, sie vorher kostet, ob sie auch gut sind und sie dann erst seinem Weibchen reicht. Ein gewiß seltenes Beispiel und außer der Fürsorge einzelner Gattungen der Vögel, in der Brütezeit, einzig in seiner Art. Der Galago ist sehr lebhaft,

muthwillig und besonders setzt seine Kraft im Springen in Erstaunen. Sie haben wie frühere eben so viel vom Affen als vom Eichhörnchen, sind dabei sehr sanft, sitzen beständig auf den Beinen und nähren sich von Insekten, die sie im Sprunge geschickt mit den Händen fangen. Der Singa-Poa hat ein so weites Seheloch, daß man von dem übrigen Auge fast nichts sieht, was in Verbindung mit seinem grinsenden Maule ihm einen sonderbaren und lächerlichen Ausdruck giebt. Unläugbar sind die Maki die untersten Affenarten und auf sie folgen die sogenannten **Meerkatzen.** Sie stehen höher als die vorhergehenden, und ihre geistigen Eigenschaften haben schon ein großes Feld. Werden sie von Jugend auf freundlich behandelt, so werden sie zutraulich, anhänglich und völlige Hausthiere. Viel geneckt aber und schlecht behandelt, ahmen sie es nach, lernen sich verstellen, rächen sich unversehens mit Beißen, oder stehlen, wenn man weggegangen ist, während sie vorher thun, als wenn sie der Gegenstand gar nicht interessire. Der Mensch kann bei ihnen viel thun und sie zum Guten und Bösen leiten. Der Titi ist der beliebteste und zierlichste. Er ist in beständiger, aber leichter und zierlicher Bewegung, hört nicht auf zu spielen zu springen und Insekten zu fangen, besonders Spinnen, welche er aller Pflanzenkost vorzieht. Sein Pelz ist goldgelb, sein Gesicht klein und rundlich mit großen feurigen Augen, ist oben fleischroth, um den Mund herum aber graulichbraun, und seine Physiognomie gleicht der eines Kindes. Sie hat denselben Ausdruck der Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, denselben schnellen Uebergang von Lust zu Leid; wird er erschreckt entrollen seinen großen Augen Thränen, und hat man ihn auf dem Arme, berührt er, wie ein Kind, mit dem Finger den Mund des Redenden. Mit ihm hebt sich das Affengeschlecht wie durch einen Sprung. Der Löwenaffe, nur 9 Zoll lang, ist vorzugsweise gern in Gesellschaft von Seinesgleichen, und man muß deßhalb möglicherweise immer mehrere zusammen thun, liebt Schmei-

chelcien, erwiedert sie aber nicht, kommt zwar auf den Ruf seiner Bekannten, flieht aber Fremde und zeigt ihnen die schwachen Zähne. Bei der geringsten Aufregung richten sie den Haarkreis und das Gesicht in die Höhe, und sehen dann wie Löwen in kleinster Form aus. Sie müssen, eine ehrenvolle Ausnahme ihres Geschlechts die sie uns näher stellt, sehr reinlich und trocken gehalten werden, verlieren außerdem ihre Munterkeit und gehen allmälig zu Grunde. Eben so niedlich ist der Mico und der Uistiti. Der Barigudo nird sehr zahm, setzt sich mit an den Tisch und wartet geduldig bis man ihm etwas von den Speisen giebt oder springt, wenn es ihm zu lange dauert, auf die Schultern schnurrt etwas, fast wie eine Katze, und schmeichelt indem er den Kopf hin- und herneigt. Der Coaita, hat in seinem fleischfarbenen Gesichte schon viel menschliches, zeigt in allen seinen Handlungen viel Verstand und Geschicklichkeit, dabei aber auch Bosheit und Verschlagenheit. Verwundet hält er mit der Hand die Wunde zu, betrachtet das fließende Blut, klettert, mit Hülfe seiner Kameraden, in den höchsten Gipfel und sucht die Wunde durch gekaute Blätter zu verstopfen. Eine Handlung die viel Ueberlegungskraft verräth und selbst bei höhern Thieren nur andeutend durch das Lecken der Wunde vorkommt. Männchen und Weibchen halten eng zusammen, werden, in der Gefangenschaft gehörig behandelt, sehr zahm, folgsam und anschmeichelnd. Die Weißnase ist immer lustig und unterhaltend hat durchaus nicht die Unarten der andern Affen. Der Nonnenaffe, beträgt sich jung aufgezogen so artig, daß man ihn frei herumlaufen lassen kann. Er ist außerordentlich geschickt und hurtig und dennoch haben seine Bewegungen etwas sanftes und vorsichtiges. Selbst die Nichterfüllung seiner Wünsche verleitet ihn zu keiner Heftigkeit, sieht er daß es nicht geht, nun so macht er einen Sprung und beschäftigt sich mit etwas anderem. Der Kapuziner-Affe ist der gelehrigste, folgsamste und anhänglichste der ganzen Klasse. Ein Kapuzineraffe, den der Verfasser mehrere Jahre

hatte, zeigte sehr bestimmt Liebe und Haß gegen gewisse Personen, kannte seine Leute sehr gut und gab, wenn er gern etwas haben wollte, einen eigenen bittenden Ton von sich. Erstaunen, Schreck, Freude, Sehnsucht, Aerger, Zorn, hatten alle ihre bestimmten Töne. Er hörte auf seinen Namen, kam, wenn man ihn rufte, und gab auf Fragen, die seine Welt nicht überstiegen, durch öfteres Neigen des Kopfes und einen rucksenden Ton sein Bejahen, so wie durch Schütteln des Kopfes und einen pipenden Ton sein Verneinen zu erkennen. Er wird auch durch Erfahrungen klug und geschickt. Zum erstenmale zerschlägt er ein Ei, daß alles herausläuft, dann öffnet er es sorgfältiger, zuletzt schlägt er die Spitze nur ganz sachte an einen harten Körper, und nimmt die Schalenstückchen mit dem Finger weg; hat er sich mit einem Messer geschnitten, so berührt er es nicht, oder nur mit der größten Behutsamkeit wieder. Man gab einem oft ein Stück Zucker in Papier gewickelt, dann aber einmal mit einer lebendigen Wespe, von der er gestochen wurde. Von da an hielt er die Düte immer erst ans Ohr und öffnete sie nur, wenn er keine Bewegungen wahrnahm. Sie wissen aber auch ihre Erfahrungen auf andere Fälle anzuwenden, und derjenige, der zuerst nur wälsche Nüsse mit einem Stein aufklopfte, schlug später damit auch den Hals einer zugestöpselten Flasche ab. Ein anderer den man ein Kästchen mit einem Stück Holz aufzubrechen gelehrt hatte, wälzte nachher ein Stück Holz, das ihm die Thür versperrte, mit einem Hebel fort. Bei ihnen tritt die geistige Thätigkeit auf eine überraschende Weise hervor, und Gedächtniß, Erfindungsgabe, Kenntniß von Ursache und Wirkung, Benutzungsgabe derselben, ist ihnen nicht abzusprechen. Die Brüllaffen leben sehr gesellig, und verlassen einander in Noth und Tod nicht. Sonderbar sind ihre Konzerte, bei denen einer in der Mitte und höher als die andern sitzt und mit lauter Stimme vorsingt, worauf dann, auf ein von ihm gegebenes Zeichen, die andern

im Chor einfallen, bis der obere wieder ein Zeichen giebt, worauf sie plötzlich schweigen und er nun den Gesang mit lauter Stimme allein beendet. Die Jungen werden sehr zahm und zutraulich, zeigen überhaupt ein sehr sanftes Naturell, sterben aber sehr leicht. Neben der größten Liebe der Mutter für ihre Jungen, tritt hier auch die Sorge des Vaters für sie auf. Ist die Mutter ermüdet oder verwundet, so nimmt der Vater das Kind auf den Arm und wartet und pflegt es oder entflieht mit ihm.

Die **Paviane** sind die dritte Klasse, aber obwohl gelehriger und noch mehr Verstand zeigend, doch alle schlechte, nichtsnutzige Kerle, immer unbändig, wild, zornig, rachsüchtig und tückisch. Ihr ganzes Aussehen ist abschreckend, sie sind die Häßlichsten unter den Affenarten, nirgends sind die menschlichen Formen auf eine so widerliche Art mit denen des Viehes verbunden, und ihr schlauer Blick, ihr verzerrtes Gesicht spiegelt ihre boshafte Seele ab, so wie die schmale Stirn und die ungeheure Schnauze ihrer Physiognomie den Ausdruck der eigentlich viehischen Leidenschaften giebt. Jung gefangen sind sie sanfter, lassen sich zähmen und zu einer Menge Kunststücke abrichten, die sie mit großer Leichtigkeit lernen, und um so leichter lernen, als bei ihnen eigentlich die zweite Affeneigenschaft, der Nachahmungstrieb, besonders hervortritt, so daß ihr Herr ihnen diese Sachen nur einigemal vorzumachen braucht, um sie von ihnen mit großer Gewandheit nachgeahmt zu sehen. So wie jedoch die Eckzähne sich entwickeln, verlängert sich die Schnauze, verdicken sich die blauen Backen, die Nase wird roth, die Augen nehmen den Ausdruck der Frechheit, der Geilheit, der Tücke und Bosheit an, die Haare verlängern und sträuben sich, und der Leib bekommt sein dickes und plumpes Aussehen, wie man es bei keiner andern Affenart findet. Mit diesem Aussehen stimmt auch dann vollkommen das Naturell überein, jede Fügsamkeit, aller Gehorsam hört auf, er grinst, kratzt,

beißt wieder, für ihn giebt es kein Zähmungsmittel mehr, er ist immer wild und rasend, und von keinem Thiere haben die Wärter mehr zu fürchten, als von ihm. Sein Blick, sein Geschrei und seine Gebärden kündigen eine völlige viehische Unverschämtheit an, und die schmutzigsten Gelüste, die er auf die schaamloseste Weise befriedigt. Es scheint, als habe in ihm die Natur ein Bild des Lasters mit aller seiner Häßlichkeit aufstellen wollen. Man sagt, daß sie im Freien noch geistreicher und geistigentwickelter seien, als in der Gefangenschaft, wäre dies nicht, müßten sie viel weiter zurückstehen.

Die vierte Affenklasse, die Orangutangs, sparen wir für einen spätern Platz auf, und lassen jetzt den **Biber** folgen. An ihm tritt für uns sein Bausinn und seine Baugeschicklichkeit hervor, die durch die bewundernswürdige Beachtung und kluge Benutzung der verschiedenen Orts- und Raumverhältnisse sich weit über die einförmigen Kunsttriebe der früheren Thiere erheben. Sie leben im milderen und kälteren Europa, Asien und Amerika, werden aber häufiger und in großen Kolonien nur noch in Nordamerika angetroffen, wo sie Seen, Flüsse und Bäche bewohnen, die in jenen Gegenden durch zahlreiche Teiche mit einander in Verbindung stehen, ein Verhältniß, das sie besonders lieben. So wunderbar ihre Bauten in der That sind, um so viel mehr hat man aber noch über sie gefabelt, und erst in neuerer Zeit sind genauere Beobachtungen und glaubwürdige Nachrichten darüber zu uns gekommen. Hearne, der mehrere Jahre an der Hudsonsbay zubrachte, hatte Gelegenheit, sie und ihre Haushaltung näher zu beobachten und erzählt uns Folgendes über sie. Zu ihrer Wohnung wählen sie eine Stelle, wo das Wasser so tief ist, daß es nicht bis auf den Grund friert. Finden sie keine solche, so helfen sie sich durch Dämme, die sie quer durch den Fluß ziehen, und solch ein Damm ist ihre merkwürdigste Arbeit, welche so viel Klugheit und Vorsicht voraussetzt, daß sie fast von dem Verstande

des Menschen zeugt. Hat das Wasser im Flusse nur wenig Strömung, so machen sie den Damm fast gerade, außerdem bekommt er, je nach der stärkern Strömung, einen größeren oder kleineren Bogen gegen den Strom. Die Materialien dazu sind Treibholz, Weiden, Birken und Pappeln, die sie in Stücken schneiden und mit Steinen, Schlamm und Sand verbinden. Wo man sie ungestört läßt, werden diese Dämme durch Ausbessern und durch das Bewachsen mit Hecken so fest, daß sie der Gewalt des Wassers und des Eises widerstehen. Wird das Wasser doch nicht tief genug, so bauen sie ihre Wohnung einige Schritte vom Ufer in das Wasser selbst, indem sie gesammelte Erde aufhäufen. Ihre Wohnungen bestehen aus demselben Material, sind aber nicht so regelmäßig gebaut wie man sich gewöhnlich erzählt, und sogar noch roher als die Dämme. Sie legen jedoch das Holz zu ihren Wänden ziemlich wagerecht und kreuzweise, und tragen dann Sand und Steine zwischen den Pfoten herbei, worunter sich zufällig Gras mischt. Die Wohnung hat nach der Landseite keinen Ausgang, wohl aber zwei bis drei schräge Gänge ins Wasser, unter dem sie immer aus- und eingehen, und die wenigstens drei Fuß unter der Oberfläche münden, damit sie nicht durch das Eis versperrt werden. Im Innern haben die Wohnungen gewöhnlich nur eine, wie ein Backofen gewölbte Kammer, deren Boden mit kleinen Spähnen bestreut ist, und neben dem Mundloche eine Vorrathskammer mit Wurzeln der Seerose und kleinen Aesten, doch fressen sie von diesem Vorrathe erst, wenn das Wasser zugefroren ist. Manchmal findet man auch mehrere Abtheilungen unter einem Dache, von denen aber jede einer besondern Familie gehört, auch jede ihre eignen Ausgänge hat, und nur selten und durch Zufall mit einander in Verbindung stehen. Die äußere Seite überziehen sie jeden Herbst mit Schlamm, der dann so fest gefriert, daß ihre Feinde ihnen im Winter nicht beikommen können. Gewöhnlich sind nicht mehr als vier Alte und sechs bis acht Junge in

einer Wohnung, und mögen auch noch so viele beisammen wohnen, so besteht doch sonst weiter keine Gemeinschaft unter ihnen, als daß sie den Damm mit einander machen. Bäume von der Dicke eines Stocks fällen sie auf einen Hieb, dickere nagen sie an einer Seite, sehr dicke ringsum ab, aber so, daß sie ins Wasser fallen. Dann schälen sie die Rinde und beißen die Aeste ab, die sie in ihre Vorrathskammern bringen, theilen die Stämme in Stücke und ziehen sie mit den Zähnen fort. Hearne hatte mehrere Biber so gezähmt, daß sie auf seinen Ruf kamen, ihm wie ein Hund nachliefen, und sich über Liebkosungen freuten. Sie waren daselbst immer in Gesellschaft der indianischen Weiber und Kinder, zeigten Unruhe, wenn diese lange wegblieben, und Freude, wenn sie wiederkehrten, krochen ihnen auf den Schooß, legten sich auf den Rücken, machten Männchen und betrugen sich fast wie die Kinder, wenn die Eltern lange abwesend waren. Auch in Deutschland kommen dann und wann Biber vor, doch einzeln oder paarweise in Erdhöhlen und nur in der Nähe des Städtchens Barby, eine halbe Stunde oberhalb des Ausflusses der Ruthe in die Elbe, besteht seit undenklichen Zeiten eine Biberkolonie, die manchmal fünfzehn bis zwanzig junge und alte Mitglieder zählt. Sie wohnen hier in Gruben unter der Erde, die dem Baue des Dachses ähneln, dreißig bis vierzig Schritte in gleicher Höhe mit dem Wasser lang sind, und sowohl unter dem Wasser, als auf dem Lande Ausgänge haben. In der Nähe dieser Baue sieht man acht bis zehn Fuß hohe, kunstlos zusammengetragene Haufen von Reisig und Weidenknütteln, die sie im Herbste mit Schlamm bedecken, den sie aus dem Flusse mit den Vorderpfoten und der Brust darauf schieben. Sie haben dann die Gestalt eines Backofens, werden Burgen genannt, und dienen den Bibern nicht eigentlich zur Winterwohnung, sondern nur zum Zufluchtsort, wenn sie bei Ueberschwemmungen aus ihren Gängen vertrieben werden. Im Sommer 1822, wo die Ruthe so seicht

war, daß die Gänge der Röhren am Ufer überall sichtbar wurden, führten sie aus Zweigen, deren Zwischenräume sie mit Schlamm und Schilf ausfüllten, quer durch den Fluß einen so hohen Damm, daß der Wasserfall über einen Schuh betrug.

In dem Erzählten ist nichts Fabelhaftes, aber auch nichts Unwahrscheinliches. Es bestätigt das am Eingange über den Biber Gesagte und selbst sein einzelnes Familienleben und nur Zusammentreten zu großen Bauten giebt uns Zeugniß seiner Selbstständigkeit, seiner klugen Einsicht, Beurtheilung des Bedürfnisses des Ganzen und der Kräfte des Einzelnen.

Auch die Biberratze gehört hierher, ebenso der Sumpfbiber, aber beide sind nichts anders als untergeordnete Klassenarten und brauchen blos erwähnt zu werden.

Der **Bär** kommt schon in der Bibel unter dem Namen Dub vor, war den Alten schon hinlänglich bekannt, und wird auch jetzt noch so oft herum geführt, daß er gewiß bekannt ist. Nur spielt er in der freien Natur eine andere Rolle, als an der Kette des Bärenführers und es ist zwischen dem freien und dem gefangenen Bären ein gewaltiger Unterschied, der uns auffallend deutlich zeigt, wie die Natur eines großen und verständigen Thiers durch rohe Behandlung, Mißhandlungen, Hunger und Furcht verzerrt und herabgedrückt werden kann. Der Bär ist ungeachtet seines ernsten, plumpen Aussehens doch geschickt und schnell im Laufen und Klettern, dabei muthig und tapfer. Alle seine Bewegungen auf dem Boden sind wellenförmig, wie die der Katze, und wenn er auch schwerfällig aufzutreten scheint, so tritt er doch nicht schwer auf, sondern geht ganz sanft. In seinen jungen Jahren steigt er mit Leichtigkeit auf die Bäume, wiegt sich in den Wipfeln und wenn er herunter steigt, klammert er sich vorsichtig ganz behutsam an, um nicht herabzustürzen. In Gefahr suchen die Jungen stets auf den Bäumen Schutz. Er ist dabei gutmüthigen Naturells, greift ungereitzt nicht leicht einen Menschen an und läßt sich, jung

gefangen, zähmen und zu Kunststücken abrichten. Mit alten Bären ist nichts mehr anzufangen, sie sind jähzornig, eigensinnig und keines Zwanges, keiner Zucht mehr fähig. Alter macht mürrisch. Seine Waffen sind, wie bei dem Menschen, seine Arme und seine Tatzen, die Zähne gebraucht er selten. Er geht seinem Feinde aufrecht entgegen, schlägt ihn nieder oder erdrückt ihn in der Umarmung. Er führt im Ganzen ein stilles und einsames Leben und hält sich nur während der Paarungszeit mit der Bärin zusammen. Die Männchen sind im Anfange des Herbstes am kühnsten, die Weibchen im Frühling, wenn sie Junge haben. Ihre Liebe zu den Jungen ist ungemein groß. Wüthend, wie eine Bärin, der die Jungen geraubt sind, ist ein Sprüchwort, und wehe dem, der sich ihr dann naht. Der Herr Papa dagegen fräße sie wohl auf, wenn das Weibchen ihn nicht mit tüchtigen Schlägen abtriebe. Die Mutter erzieht sie länger als ein Jahr und die Jungen spielen gar possirlich mit einander, necken sich, wie junge Katzen, schlagen Purzelbäume. Der Bär streift in einer Nacht wohl 8 bis 10 Stunden weit und wird er verfolgt, wohl 12 bis 18 Stunden von seiner Heimath herum, die er aber dessenungeachtet, immer wieder findet. Er hat ein gutes geographisches Gedächtniß. Seine List im Freien ist dem Jäger wohl bekannt, sein Muth und seine Stärke aber dem Pferde und dem Rinde. Will er auf Raub ausziehen, so steigt er auf eine Anhöhe oder einen Baum, um zu wittern, in welcher Gegend sich Vieh befindet. Sein Gefühl, Gehör und Geruch sind sehr fein und klug jagt er oft die Kühe, deren Hörner er fürchtet, nur immer herum, bis etwa eine niederstürzt und er von hinten auf sie springen kann oder holt bei Nebel oder Regenwetter eine so schnell aus der Heerde, daß es die andern gar nicht gleich merken. Gemeiniglich sammelt sich dann die Heerde um ihn und schnaubt und brüllt, als hätte sie Lust ihn anzugreifen. Er aber läßt sich das nichts anfechten, er hat sein Theil, zerreißt es, frißt zuerst das Euter,

dann die Nieren, und hat er sich gesättigt, so vergräbt er vorsorglich den Rest in die Erde auf ein andermal, oder wird er gestört, nimmt er was er kann. Des Pferdes Hufe fürchtet er noch mehr als die Hörner des Rindes, und sucht ihm immer von der Seite beizukommen. Honig liebt er und läßt sich oft darum die Nase zerstechen, auch Vögel und Fische fängt er sich, er will, wie der Mensch, von Allem Etwas haben, aber dabei gereicht zu seinem Lobe, daß er um seine Nahrung kämpfen, sie sich verdienen will, denn Todtes rührt er nicht an. Auch Musiksinn hat der Bär, und sein Auge wird allemal lebhafter, wenn er die Drehorgel zu seinem Tanze aufspielen hört. Den Takt kann er dabei trefflich halten, nur fehlt es ihm manchmal an dem Willen, denn an der Kunst selbst auch etwas zu wollen und nicht Alles zu wollen, sich dem Menschen nicht unbedingt zu überlassen, — andere nennen es Eigensinn, Eigenwillen — fehlt es ihm nicht.

In Amerika giebt es einen grauen Bären mit weißen Ohren, der viel stärker nnd wilder ist, auch oft unversehens aus dem Dickicht auf die Menschen springt. Er ist das kühnste und gefährlichste Raubthier der Vereinigten Staaten, verfolgt oft die Jäger und kein Thier entgeht ihm, wenn dessen Schnelligkeit oder List nicht die seinige übertrifft. Den Bison tödtet er und schleppt ihn weg, um ihn ungestört, nach Lust verzehren zu können.

Der Eisbär ist ein trefflicher Schwimmer und Taucher, hat eben so viel Verstand als der braune Landbär, aber mehr Keckheit im Angriffe auf Menschen, und die Bärin zeigt noch mehr Mutterliebe und Vorsorge für ihre Kinder, theilt jeden Bissen mit ihnen, hilft ihnen nach Kräften aus der Gefahr, vertheidigt sie mit Aufopferung ihrer selbst und verläßt sie selbst im Tode nicht.

Auffallend ist, daß der Genuß der Leber dieses Thieres schädlich, oft sogar tödlich ist. So oft Schiffer von der Leber

des Eisbären gegessen haben, sind sie fast immer krank darauf geworden, zuweilen gar gestorben. Bei andern hatte es nur die Wirkung, daß sie heftiges Kopfweh bekamen, und sich beim Nachlassen desselben die Haut des ganzen Körpers abschälte. Dies ist vielleicht das einzige Beispiel von einem giftigen Körpertheile eines Säugethieres.

Der Waschbär ist nur so groß als ein Fuchs, wird so zahm als irgend ein Thier, so daß er frei in den Häusern herumläuft, kann aber das Stehlen nicht lassen und würgt oft in einer Nacht die ganze Einwohnerschaft eines Hühnerhauses zusammen. Er taucht alle Speisen, ehe er sie verzehrt, ins Wasser, liebt Süßigkeiten, aber das Alter macht auch ihn mürrisch und er gehorcht dann nur wenn er Lust hat.

Der Dachs ist ein frostiges, träges, mistrauisches und furchtsames Thier, das bei hellem Mondscheine vor seinem eigenen Schatten entflieht. Gehör und Geruch sind sehr gut, aber das Gesicht ist schlecht. Man kann sie zähmen und mit allem füttern, was vom Tische abfällt, sie lieben die Wärme, folgen auch dem Menschen nach, lassen sich aber nicht leicht anfassen, und sind überhaupt keine Thiere mit denen man es wagen dürfte zu spielen, da sie heftig beißen und nicht leicht wieder loslassen, wenn sie sich einmal verbißen haben. Sie legen sich nach Art der Füchse Baue an, die oft 4 bis 5 Fuß tief unter der Erde für die Bedürfnisse des Thieres sehr wohnlich eingerichtet sind und außerordentlich reinlich gehalten werden. Dies ist die einzige, aber auch eine große Tugend des Thieres.

Die **Hyänen** sind widerliche, stinkende, grimmige und doch feige Thiere. Sie sind außerordentlich stark, werden leicht der größten Hunde Meister, ihre Kiefern sind so musculös daß sie einen Menschen damit forttragen können, aber ihre Feigheit läßt sie nur selten von ihren Kräften Gebrauch machen, und ihr schleichender Gang, ihr schielender Blick und ihre ungeheure Gefräßigkeit, mit der sie alles verschlingen, selbst der Leichen in

den Gräbern nicht schonen, hat sie verächtlich und verhaßt gemacht. Größere Thiere greifen sie so wenig als den Menschen an, und fürchten und fliehen sie. Ein kühner, kräftiger Mann kann die Hyäne keck bei den Ohren fassen, trotz ihres Sträubens wegschleppen, sie heult, aber wehrt sich nicht.

Doch ist ihr Ruf schlechter, als sie selbst und wenn sie auch in der Freiheit nie den Charakter des wilden reißenden Thieres verläugnet, so mordet sie doch nicht aus bloßem Blutdurst, läßt sich auch, jung gefangen, zähmen, gewöhnt sich an ihren Herrn, wird so treu wie ein Hund und ihre Anhänglichkeit an den Menschen geht in der Gefangenschaft so weit, daß sie selbst von fremden Personen Liebkosungen annimmt ohne Zeichen des Mißtrauens oder Zornes blicken zu lassen. Wer hätte in dem verabscheuten Thiere solche Züge erwartet, und wir dürfen deshalb ihr ihren Platz hier schon gönnen, obwohl uns, bei dem Thiere wie bei dem Menschen, ein blutdürstiger Heroismus immer noch lieber als diese gemeine Sanftmuth ist.

Der **Hirsch** ist die Zierde unserer Wälder. Sein stattlicher Anstand, sein Gang, sein feuriger Blick, seine scharfen Sinne, seine Flucht und sein Angriff, sein Spiel und sein Kampf auf Leben und Tod um ein Weib, Alles an ihm deutet auf große Intelligenz. Gewöhnlich und ungereizt ist der Hirsch sanftmüthig und friedfertig, zeigt sogar in seinem Betragen Stolz und Großmuth. Seinen Feinden sucht er durch die Schnelligkeit seiner Füße, durch kluge Wendungen und listige Schwenkungen zu entgehen, weiß bei Treibjagden durch Verstecken und Zurückgehen die besten Jägerpläne listig zu vereiteln und erst dann, wenn ihm alles dieß nicht gelingt, macht er von der Kraft seines Geweihes und seiner Füße Gebrauch. Er ist auch neugierig und listig und wenn man ihm pfeift oder ruft, so bleibt er stehen, besieht Vieh und Wagen, die ihm begegnen, scheut selbst die Menschen nicht, geht gelassen und stolz bei ihnen vorbei, nur dürfen sie keine Flinte oder Hunde bei sich haben, die kennt er gar zu gut.

Sie lieben Geselligkeit, gehen gern in größern Trupps oder Rudeln und haben dann die Aeltesten, Erfahrensten an der Spitze, doch bilden dabei, Männchen und Weibchen, ältere und jüngere, immer Gleiches mit Gleichem, stets besondere Gesellschaften. Ihr höchster Geist liegt in ihrer Vorsicht, ihrer Wachsamkeit, ihrer ausgebildeten Umsicht. Wachen stellen sie zwar keine aus, aber jeder einzelne ist Wache und ohne sich vorher umgeschaut zu haben senkt gewiß keiner den Kopf zum Fressen. Jedes auch noch so leise Geräusch macht sie achtsam; jeder giebt sofort dem ganzen Rudel ein Zeichen und augenblicklich sind alle verschwunden. Junge sind dabei unvorsichtiger, leichter zu überlisten und wenn sie auch dieselbe Naturgabe haben, so muß sie doch erst mit der Zeit, aber nicht durch die Zeit, sondern durch Gefahren und in Gefahren ausgebildet werden. Nur in der Brunstzeit vergessen sie ihre Wachsamkeit, sind da selbst dem Menschen gefährlich, greifen dann alles an was ihnen in den Weg kommt, schonen selbst ihre Fütterer und Wohlthäter nicht, die Liebe macht sie blind. Begegnen sich in der Zeit zwei alte Hirsche, so giebt es wüthende Kämpfe. Grimmig sehen sie sich zuerst einander an, stürtzen aber dann in einem Satze auf einander los, zerbrechen sich die Geweihe, reißen sich damit den Bauch auf, und mancher bekommt dabei eine Wunde, die ihn zeitlebens zum Krüppel macht. Die Weibchen sehen neugierig, ja mit anscheinendem Wohlgefallen diesen Kämpfen zu und oft fällt ein ganzes Rudel dem glücklichen Sieger anheim. Dem Hirsche fehlt es übrigens auch bei andern Gelegenheiten nicht an Muth, und der Herzog von Cumberland stellte ihn einst auf eine sehr harte Probe. Er wählte dazu einen der stärksten Hirsche aus dem Walde von Windsor, ließ ihn auf einem freien, von 15 Fuß hohen starken Netzen umgebenen Platze, einhägen, und da es gerade an dem Tage war, wo die Wettrennen von Ascot-Heath gehalten werden, hatten sich tausende von Zuschauern eingefunden. Der Hirsch brüstete sich majestätisch bei dem un-

verhofften Anblicke einer so ungeheuren Menschenmenge, deren Herzen in diesem Augenblicke von banger Erwartung klopften. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, ward ein zur Jagd abgerichteter und verkappter Tiger von zwei Negern, die seine Wärter waren, hereingeführt, ihm auf ein gegebenes Zeichen die Kappe abgenommen und er frei gelassen. Eine Todtenstille herrschte in diesem Augenblicke unter den Zuschauern, man hörte keinen Athemzug und aller Blicke waren auf das kommende Schauspiel gerichtet. Der Tiger blickte erst nach allen Seiten umher, faßte dann den Hirsch ins Auge, legte sich auf den Bauch und kroch wie eine Katze, die auf eine Maus lauert, auf seine Beute zu, indem er dabei immer auf den Augenblick aufpaßte, wo er sich mit Vortheil auf sie stürtzen könnte. Der Hirsch folgte mit festem und vorsichtigem Blicke allen Bewegungen seines Gegners und bot ihm immerfort die Stirne, so daß sein furchtbarer Feind stets den gefährlichen Stößen seiner gewaltigen Geweihe ausgesetzt blieb. Umsonst versuchte der Tiger ihm in die Seite zu fallen, der Hirsch ließ sich nicht überlisten und beide blieben sich so lange drohend gegenüber stehen, daß den Zuschauern, da die Stunde des Wettrennens nahte, endlich die Geduld ausgieng. Der Herzog befahl, daß man den Tiger zum Angriffe reizen sollte, die Wärter gehorchten, und siehe, da machte der Tiger plötzlich einen ungeheuren Satz, sprang über das Netz und lief, ohne sich um die erschrocken und angstvoll umherrennende Menge zu kümmern, in den Wald, wo er einen Dammhirsch niederriß und seiner Blutgier opferte. Solche Abentheuer können einen wohl stolz machen und Selbstvertrauen geben.

Aber auch Musik liebt der Hirsch, hört sie gern und spitzt die Ohren nach dem Orte, woher der Ton kommt. Jung gefangen, läßt er sich leicht zähmen, lernt denjenigen, der ihn füttert bald kennen, folgt seinem Rufe und läßt sich selbst zu allerhand Kunststücken abrichten, die man oft auf den Märkten

sieht. Auch alte, in den Thiergärten gehaltene Hirsche, werden bald zutraulich, kommen auf ein Zeichen, einen Hornruf oder das Abfeuern eines Gewehrs zum Fressen, das sie ihrem Fütterer aus der Hand nehmen, doch ist ihnen nie recht zu trauen, sie verlernen die alten Mucken nie ganz. Die Prachtliebe und Lust zum Sonderbaren der alten Fürsten, bediente sich gezähmter Hirsche, und besonders weißer auch zum Zuge. König August von Polen fuhr oft mit einem Gespann von acht, einer der letzten Herzöge von Meiningen mit sechs Hirschen, und der Fürst Pückler von Muskau hat jetzt noch ein flüchtiges Viergespann derselben, mit dem er manchmal ausfährt.

Der Dammhirsch ist kleiner und zierlicher, sanfter und minder stürmisch, als der Edelhirsch, wird außerordentlich zahm, und ist deshalb der eigentliche Hirsch der Damen, während die Männer sich mehr mit dem vorhergehenden beschäftigen. In allem Uebrigen ist er ihm gleich.

Das **Reh** ist noch zierlicher, sanfter und flüchtiger als die Hirscharten, aber auch gewandter, listiger und verschlagener und hat noch mehr Muth und Stolz. Sie leben nicht in Rudeln, wie jene, sondern Familienweise, der Bock hat nur seine zwei oder drei Weiber mit ihren Jungen bei sich, mit denen er wie ein ächter Hausvater lebt und sie bis auf den Tod vertheidigt. Wo nur immer Gefahr sein könnte, geht der Bock voran, und ist wirklich Gefahr oder Verdächtiges vorhanden, so eröffnet die Familie den Rückzug und der Bock deckt ihn. Kann das Junge nicht schnell genug fortkommen, so duckt es sich ins Gebüsch und die Mutter läßt sich allein jagen, weiß aber tausend Listen, Kreuz und Quersprünge, um dem Jäger zu entgehen und kann sie nicht entfliehen, so vertheidigt sie sich auf das Muthigste und Geschickteste. Um zu gebähren, birgt sich das Weibchen ins Gebüsch, — erste Spur einer schaamhaften Empfindung — und führt erst nach einigen Tagen dem Vater die Jungen zu. Die Jungen lassen sich leicht aufziehen, werden auch so zahm, daß

sie überall mit und wie Hausthiere, frei auf dem Gehöfte herum laufen.

Das **Elennthier** ist zwar größer als der Hirsch, verhält sich aber in Hinsicht der Schönheit der Formen und der Intelligenz zu jenem, wie der Esel zum Pferde. Sie haben eine schlechtere Witterung, dagegen aber ein noch-besseres Gesicht und Gehör, als die Hirsche, leben wie die Rehe, familienweise und vertheidigen, wenn Flucht nichts hilft, Frau und Kinder auf das nachdrücklichste. Auch bei ihnen sucht sich das Weibchen zum Gebären dunkle, einsame, bruchige Gegenden auf, und führt nach drei bis vier Tagen dem Vater die Jungen zu. Allmälig treten schon Spuren von Anständigkeitssinn auf.

Das **Rennthier**, der einzige Reichthum der Bewohner der Polarländer, zeigt uns im freien und zahmen Zustande viel Intelligenz, und steht höher als das Elennthier. Die wilden gehen immer in großen, sehr langen Heerden dicht beisammen, so daß man glaubt einen beweglichen Wald vor sich zu haben. Sie halten sehr gut zusammen, und ihre Anhänglichkeit an einander wächst, je länger sie beisammen sind. Sie wandern im Sommer aus den offnen Gegenden in die waldigen Berge, um den Dasselfliegen zu entgehen, kehren aber im Winter zu den Ebenen zurück, wo es viele Flechten giebt. Immer ziehen sie auf ihren Reisen hin und zurück denselben Weg, so daß ordentliche tiefe Pfade wie Gräben entstehen, und schwimmen an derselben Stelle über die Flüsse. In ihnen ist Wandersinn und Wanderlust, aber eine bewußte, sie wissen, warum sie sich entfernen, und an die Stelle des Geheimzuges tritt bei ihnen klares Bewußtsein. Ihr Marsch ist eben so bewußt geordnet, die Weibchen und Jungen gehen voran, die Männchen machen den Nachtrab und vertheidigen die Heerde gegen die sie verfolgenden Wölfe, Füchse und Bären. Ebenso gehen sie, auch die zahmen wenn sie können, immer gegen den Wind, weil sie wissen, daß die Dasselfliege ihnen da nicht folgen und sie

nicht belästigen kann. Wer machte diese Bemerkung aber zuerst, wer lehrte sie den anderen, wer verbreitete sie? Der Unterschied zwischen wilden und zahmen ist sehr gering, und die wilden mischen sich während der Paarungszeit oft unter die zahmen und begatten sich mit ihnen, was die Besitzer gern sehen, da die Jungen kräftiger, gleichsam wieder aufgefrischt werden, nur bleibt immer etwas von dem freien Sinn des Vaters in ihnen, und Eigensinn, Auflehnen gegen fremden Willen und Freiheitssinn bricht manchmal bei ihnen durch. Die zahmen lassen sich zu allem abrichten, werden zum Reiten, Fahren, Tragen gebraucht und sind zu allem willig und bereit. Sie kennen ihren Herrn, folgen seinem Rufe, liebkosen ihn und haben selbst Liebkosungen gern. Eigen ist, daß wie bei uns die Fuhrleute ihre Pferde durch ein eigenes Pfeifen zum Harnen reitzen, dieß auch bei den Rennthieren, durch einen eignen besondern Ruf, also durch eine angenehme Empfindung auf den Gehörsinn hervorgerufen wird. Wer sieht hier nicht die Verbindung des gröbsten Körperlichen mit dem feinsten Geistigen, dem melodischen Worte. Alle ihre Sinne sind sehr scharf, sie wittern das Moos drei bis vier Fuß unter dem Schnee, den sie mit den Füßen und dem schaufelartigen Geweihe wegscharren. Sonderbar ist dabei wieder, daß sie trotz ihrer feinen Sinne doch auch den giftigen Fliegenpilz, von dem sie längere Zeit ganz berauscht werden, fressen; zieht sie dabei bloß der Geschmack an, oder ist ihnen dieser Zustand der geistigen Aufregung angenehm, wie wir dieß von dem Affen an bei vielen höheren Thiern finden. Alle niedern Thiere fliehen diese Genüsse, wenden sich mit Abscheu von geistigen oder berauschenden Getränken In der Brunstzeit giebt es auch bei ihnen heftige Kämpfe, die Liebe regt nun einmal alles auf, aber die Begattung geschieht nur bei der Nacht, und wir finden hier wieder eine Spur des erwachenden Anstandsgefühls. Außerordentlich groß ist die Liebe der Mutter zu ihrem Jungen, sie kennen es aus hunderten heraus, lieb-

kosen es und haben sie es verloren, so suchen sie es mit der größten Aengstlichkeit, spüren auf Schnee und Moos, erfüllen die Gegend mit einem kläglichen Geschrei und suchen es sogar in den Hüttten der Lappländer.

Das **verwilderte Pferd**, denn eine ganz eigentlich wilde Art ist nicht bekannt, kommt jetzt nur noch in Amerika und den Steppen Rußlands vor. Sie sind gutartig, werden aber oft durch gewaltsame Bändigung störrisch. Sie lieben das Zusammenleben, doch theilt eine große Gesellschaft sich immer wieder in kleinere Familien, die nur in Gefahr und Noth zusammentreten und einander helfen. Jeder Hengst hat eine größere oder kleinere Anzahl Stuten mit ihren Füllen bei sich, über die er als Hausvater wacht, sie versorgt und schützt. Die Liebe der Mütter zu ihren Jungen ist außerordentlich groß und sie sorgen mit Aufopferung ihrer selbst für ihr Wohl. Die Sinne dieser halbwilden Pferde scheinen schärfer zu sein als die der gezähmten. Sie scheinen nicht weit zu sehen, aber sehr gut zu hören, indem sie oft des Nachts durch die Bewegung ihrer Ohren das Wahrnehmen eines Geräusches verrathen, nach dem der Reiter vergeblich horcht. Noch schärfer ist ihr Geruch, durch den sie sich mit ihren Umgebungen bekannt machen und werden sie durch einen fremden Gegenstand erschreckt, so beruhigen sie sich am leichtesten wenn sie ihn beriechen können. Durch ihn wissen sie in sumpfigen Gegenden die bodenlosen Stellen auszuwittern und ihnen auszuweichen, auch bei dunkler Nacht oder noch so dichtem Nebel den Weg nach Hause oder nach ihrer Weide zu finden. Doch scheint er nicht weit zu reichen, da sie den Jaguar bis auf funfzig Schritte herankommen lassen und auch Wasser, welches das Rindvieh auf fünf bis zehn Stunden spürt, nicht wittern, deßhalb in der heißen Jahreszeit leicht vor Durst umkommen. Unter ihren geistigen Fähigkeiten ist ihr Gedächtniß und ihre Vorsichtigkeit zu bewundern. Pferde, die nur einmal den Weg von Villa Real nach den Missionen gemacht haben,

kehren auf demselben nach mehreren Monaten wieder zurück, obschon er mehr als hundert Stunden beträgt. Sind bei der Regenzeit alle Wege voller Pfützen und bodenloser Stellen, so tragen sie doch den Reiter, wenn sie ruhig sich selbst überlassen bleiben, bei Tage wie bei Nacht sicher fort und beriechen dabei bald den Boden, bald prüfen sie dessen Festigkeit mit dem Vorderfuße. Und dieß geschieht nur aus Vorsichtigkeit, rührt keineswegs aus Mangel an Muth her, denn sie stürzen sich dem wüthenden Stier und selbst dem Jaguar entgegen, springen vom schroffsten Ufer in die Flüsse und durchschneiden im vollen Lauf die Feuerlinie einer brennenden Savanne. Die Frühjahrskämpfe der Tabunenpferde in den Steppen Rußlands mit den Wölfen, sind sowohl durch die Listigkeit und hungrige Gier der Letztern, als auch durch den Tumult und den Kampfesmuth der Ersteren ausgezeichnet und interessant. Stuten und Wallachen, das Geschlecht macht keinen Unterschied, stehen dann in enggeschlossenem Kreise, in dessen Mitte die Fohlen sind. Die Tabunenhengste aber sind draußen und umtoben mit wallender Mähne und bäumendem Schweife denselben. Wo diese nun den Wolf im Grase schleichen sehen, springen sie, Maul auf Maul, wüthend auf ihn ein, und schlagen ihn mit den Vorderhufen nieder. Oft haut der Tabunenhengst den Wolf mit einem Schlage nieder, zuweilen aber betäubt er ihn auch nur, fackelt aber nicht lange, packt den Wolf dann sofort mit den Zähnen in den Nacken und schleudert ihn den Stuten und Wallachen zu, die ihm nun den Pelz so gut ausklopfen, daß auch nicht ein Stäubchen darinnen bleibt.

Ihre gegenseitige Anhänglichkeit ist sehr groß, und sie kehren oft aus einer Entfernung von achtzig Stunden zu ihren alten Kameraden zurück. Auch gegen ihre zahmen Brüder haben sie große Zuneigung, wo sie Hauspferde sehen, laufen sie im Galopp auf sie los, wiehern, schmeicheln ihnen, bestimmen sie endlich mitzugehen, und man sagt, daß so verführte

Pferde nie wieder zu ihren Ställen zurückkehren. Haben sie eine Ahnung von der Süßigkeit der freien selbstständigen Existenz, und können sie zwischen dieser und der vielleicht bequemern und sorglosern Sklaverei der Menschen unterscheiden?

Bei dem **Esel**, den wir dem Pferde anhängen, müssen wir den wilden von dem zahmen wohl unterscheiden. Hat das Pferd durch seine Zähmung gewonnen, so hat der Esel verloren. Der wilde Esel, von dem die Alten schon so viel zu sagen wußten, ist leider in der neuesten Zeit fast ganz aus dem Gedächtniß entschwunden, weil wir nicht Herren der Länder sind, wo er vorkommt. Er ist größer, rascher und muthiger, als unser zahmer, hält dabei noch länger aus als die Pferde, und geht noch schneller als die Kameele. Sie leben in großen Heerden, und die Perser fangen sie in Wolfsgruben, verkaufen sie in die Stutereien, wo man sie zähmt, und die prächtigen Esel zieht, welche man in Persien, Arabien und Egypten reitet. Sie sehen, hören und riechen so gut, daß es unmöglich ist, sie auf freiem Felde zu überraschen.

Bei dem zahmen Esel hat sich der Muth des wilden in Widerspänstigkeit, die Hurtigkeit in Langsamkeit, die Lebhaftigkeit in Sanftmuth, die vorwitzige Klugheit in Bedächtigkeit, die Freiheit in Geduld zur Ertragung der Prügel verwandelt. Ueber die Geduld unsers Esels geht nichts, aber dumm nennt man ihn ohne Grund, und er giebt an Klugheit dem Pferde wohl nur wenig nach. Er findet zuverlässiger als das Pferd, einen einmal gemachten auch noch so langen Weg wieder zurück, ja er besitzt sogar die unerklärliche Fähigkeit sich in Gegenden und Ländern zurecht zu finden, die er vorher nie sah. Die steilsten Berge hinan, über spiegelglatte Eisflächen geht er mit der vollkommensten Sicherheit, und wo er ja einmal gestrauchet oder gar gefallen ist, da widerfährt es ihm gewiß nicht zum zweitenmale, weil er sich jedesmal an der Stelle der gemachten Erfahrung erinnert. Gehen mehrere beladene Esel mit

einander, so nehmen sie sich sorgfältig in Acht, nicht an einander zu streifen, um nicht etwa die Ladung zu verrücken oder herunter zu stoßen, gehen oder stehen auf den ersten Ruf oder Pfiff ihres Herrn, an den sie eine besondere Anhänglichkeit zeigen, und ihn unter Tausenden herauskennen. Die Häuser, wo sie gewohnt sind Säcke abzugeben, kennen sie auch in der größten Stadt, und bei der auffallendsten Aehnlichkeit mehrerer nebeneinanderstehender Gebäude so genau, daß sie dieselben niemals verfehlen. Er lernt auch Kunststücke machen, so gut wie Hirsch, Pferd, Hund oder Elephant, paßt dabei auf Auge und Wort seines Herrn und versteht ihn wohl, nur lernt er, wie manche Kinder, schwer, aber dann auch gründlich. Jung ist er flinker, so flink wie ein Pferdefüllen, aber drolliger, erst der Druck des Weltlebens macht ihn zum Esel. Sein Leib ist nicht so kultivirt, als der des Pferdes, seine Organisation ist gröber und deshalb auch fast keiner Krankheit unterworfen, um desto auffallender ist seine Empfindlichkeit gegen herrannahenden Witterungswechsel, der nicht bloß physisch, sondern auch psychisch auf ihn wirkt. An seinem anscheinend verstockten Wesen ist wohl sein sehr feines Gehör viel mit Schuld, das für die Einsamkeit der Wüste, aber nicht für das Gewühl der Menschen gemacht ist, wo er durch den vielerlei Lärm betäubt wird, wofür auch die Sitte der Engländer spricht, die, um ihn williger zu machen, ihm die Ohren abschneiden.

Das **Maulthier** ist ein Bastard vom Esel und der Stute, und hat auch gewiß eine Bastardseele, denn es vereinigt Eigenschaften von beiden. Es ist größer und flinker als der Esel, hat aber von ihm die langen Ohren, den Schwanz, den sichern Tritt, die Ausdauer und Genügsamkeit und vor allem den Eigensinn. Sie pflanzen sich, wie alle Bastarde, nicht fort, und doch erwacht sonderbarerweise bei ihnen zu Zeiten eine Art Mutterliebe und Kindersehnsucht, so daß sie den wilden Stuten in Amerika durch List oder Gewalt ihre Fohlen entführen, und ihnen

ihre milchleeren Euter darbieten. Lernen können sie nichts, und man hat noch kein Beispiel, daß es möglich gewesen wäre, das Maulthier zu Künsten abzurichten, wie das Pferd oder den Esel. Ihre Psyche muß durch die Bastard=Mischung doch ein wenig getrübt oder verwirrt sein.

Der **Maulesel**, Bastard von Pferd und Eselin, ist kleiner und schwächer als das Maulthier, und mehr dem Esel ähnlich. Sein Naturell ist das des Maulthiers.

Das **Zebra** mit seinem prächtigen, gestreiften Kleide hat viel Selbstständigkeit, beugt sich schwer unter fremden Willen, und auch nur dann, wenn es mild behandelt wird. Bei Schlägen erwacht sein Eigensinn, der bei fortgesetzten Mißhandlungen in Wuth übergeht. Unter einander lieben sie Geselligkeit, und gehen immer in großen Heerden. Das **Quagga** ist etwas kleiner als das Zebra, aber gelehriger, und wird von den Landleuten vor Karren gespannt, die es allein, oder in Gesellschaft mit Pferden sehr gut zieht. Indessen ist es immer tückisch, beißt und schlägt, besonders die Hunde. Auch sie leben in großen Gesellschaften, ja es scheint, daß zwischen ihnen und dem Strauße noch eine besondere Zuneigung stattfinde, da beide sich immer zusammenhalten, die Quaggas den Straußen immer folgen, und man glaubt, daß dies aus dem Grunde von jenen geschehe, weil diese höher sind, ein schärferes Gesicht haben, und deshalb die Gefahr schon in der Ferne wahrnehmen können. Wäre dieß wirklich der Fall, so verriethe es viel Verstand und eine sehr feine Beobachtungsgabe.

Das **Dschiggetai** sieht ziemlich aus wie ein Maulthier, läuft aber schneller als selbst das Pferd, und scheint von allen am unzähmbarsten zu sein, denn noch hat es selbst den reitlustigen Tataren, in deren Heimath es lebt, nicht gelingen wollen, eines zu zähmen. In der Lebensart, in Stolz und Muth scheint es dem Pferde mehr als dem Esel zu gleichen, beißt und schlägt auch wie das erstere.

In der ganzen Klasse ist nicht ein einziges ohne vielen Verstand, vielen Willen, große Thatkraft und vortreffliche Sinne. Vortreffliche äußere Sinne lassen aber auch auf vorzügliche innere Sinne, inneres Geschick, Geschick der Seele schließen, und selbst die Abweichungen von der gewöhnlichen Regel, die einige uns zeigen, deuten darauf hin.

Der **Schakal** gleicht dem Fuchse, ist aber etwas größer, wohnt nicht, wie jener, in eignen Bauen, sondern in allerlei Schlupfwinkeln, in Wäldern, nicht weit von Gebirgen. Sie leben gesellig in größeren Heerden, und streifen dann des Nachts unter lautem Geheul nach Raub herum, den sie gemeiniglich ohne Scheu vor dem Menschen anfallen, letzterem aber selten etwas thun. Er ist so listig als der Fuchs, aber noch viel frecher, stiehlt den im Freien schlafenden Reisenden das Lederwerk aus den Zelten, ja er nagt ihnen die Schuhe an den Beinen an. Jung gefangen wird er bald zahm, hält sich dann gern zu den Menschen, wedelt mit dem Schwanze, wenn ihm etwas gefällt, ist sehr anhänglich an seinen Herrn, läßt sich gern von ihm liebkosen und besonders gern mit der Hand streicheln, kommt, wenn man ihn ruft, hurtig herbei, und springt aufgemuntert selbst auf Tisch und Bänke. Sonnini macht uns folgende Schilderung von diesem Thiere.

„Ich war eines Tags in einem Garten, und stand gerade nachdenkend an einer Hecke, als ein Schakal, da er durchaus kein Geräusch hörte, durch dieselbe auf mich loskam, und wie er aus derselben heraus war, sich gerade vor meinen Füßen befand, aber als er mich gewahr wurde, in einen solchen Schrecken gerieth, daß er sich nicht einmal zu retten versuchte, sondern einige Minuten lang vor mir stehen blieb und mich starr ansah. Seine Verlegenheit war dabei auf eine Art auf seinem Gesichte abgemahlt, deren ich ihn gar nicht fähig gehalten hätte, und die einen sehr feinen Instinkt voraussetzt. Ich machte, um diese interessante Stellung nicht zu verändern, keine

Bewegung, allein nachdem er endlich einige Seitenschritte gemacht hatte, als wenn er so bestürzt wäre, daß er nicht wisse, wo er sich hinwenden solle, entfernte er sich, und hatte dabei immer die Augen auf mich gerichtet, lief aber nicht, sondern schlich sich langsam wieder in die Hecke hinein, indem er die Füße mit einer außerordentlichen Vorsicht immer wechselsweise fortsetzte. Er schien so besorgt zu sein, daß er sich auf seiner Flucht nicht hören ließe, daß er selbst seinen Schwanz in einer aufrechten Stellung hielt, damit er nicht etwa auf der Erde schleppe, oder die Pflanzen damit berühre." Ein Thier aber, welches so erschrecken, in eine solche Verlegenheit gerathen kann, muß viel Verstand, viel geistige Thätigkeit haben, denn den Dummen ficht nichts an, er tappt immer gerade zu.

Man hält den Schakal, durch Verpaarung mit dem Wolfe, für den Stammvater unsers Hundes, wogegen nicht viel einzuwenden wäre, denn unstreitig hat er mit unsern bessern Hundearten viel Körper- und Seelenverwandtschaft, ist, wie diese, von Natur furchtsam, läßt sich durch rechte Behandlung mildern und freundlich machen, wird aber eben so leicht durch unrechte böse und schlimm, und wäre überhaupt vielleicht eins der liebenswürdigsten Thiere, wenn er nur seine füchsische Tücke und Falschheit lassen könnte.

Der **Wolf** steht eine Stufe höher, und ist ebenfalls ein Verwandter des Hundes, mit dem er im innern und äußern Körperbau viel Aehnlichkeit hat. Von Natur ist er ungeschickt und furchtsam, aber die Noth macht ihn verschlagen und beherzt, und in seinem Heißhunger übersteigt seine Kühnheit alle Grenzen. Dann wagt er auch das Aeußerste, ohne Scheu vor Gefahr bricht er verwegen in die Viehställe ein, denen er sich sonst nur mit vieler Vorsicht und Behutsamkeit, nur nach genauem Durchspähen und Horchen, um sein Leben ja nicht in Gefahr zu setzen, nähert. Des Tages über hält er sich verborgen und geht, wie alle Diebe, gewöhnlich nur des Nachts auf

Raub aus, verfährt aber dabei sehr behutsam, geht nie aus seinem Lager, ohne vorher zu wittern und zu horchen, und soll sich, wenn er nur mit dem Fuße an etwas stößt, gleichsam im Unwillen über seine Unvorsichtigkeit, selbst in den Fuß beißen. Er scheut gespannte Stricke, Thüren und Thore, denn er weiß wohl, daß dahinter oft etwas Gefährliches lauert, und springt deshalb, um ihnen zu entgehen, lieber über Hecken und Mauern. Wolf und Wölfin halten eng zusammen, gehen mit einander auf die Jagd, und scheinen sich ganz menschlich über den Plan des Angriffs mit einander verabreden zu können. Sie fallen nie beide von einer Seite eine Heerde an, sondern theilen sich, und während das Weibchen auf der einen Seite nur zum Schein, und um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, angreift, bricht das Männchen, dem sie freies Feld gemacht hat, von der andern herein, reißt seine Beute nieder, und schleppt sie fort. Von der Wölfin unterstützt, weiß er sehr listig das schnelle Reh und selbst den Hirsch sich einander zu zujagen und zu ermüden, so daß sie bald ihre Beute werden, wobei besonders zu bewundern ist, daß man bei solchen Raubzügen anfangs immer nur eine Spur bemerkt, indem das Weibchen genau in die Fußtapfen des Mannes tritt. Im Winter, wenn ihr Hunger zu groß ist, und sie Paar und Paar nichts erjagen können, versammelt sich zuweilen eine ganze Rotte durch ein gräßliches Geheul zu einer gemeinsamen Jagd, stellt sich dann förmlich auf den Anstand, vertheilt sich auf die Wege, die das Wild gewöhnlich zu gehen pflegt, und treibt es so einander zu. Pferde greift er nur von der Seite, Rindvieh nur von hinten oder der Seite an, und ist klug genug, bei ersterem Maul und Hufe, bei letzterem die Hörner zu vermeiden. In Zeiten großer Noth fressen sie auch einander selber auf, und ein kranker oder verwundeter ist für seine gesunden Kameraden immer eine herrliche Mahlzeit. Seine Sinne sind außerordentlich fein, und er wittert über eine Viertelstunde weit schon, was für eine

Art des Raubes ihm zu Theil werden wird. Sonderbar ist die unter verwandten Gattungen gewiß unerwartete Antipathie zwischen Hund und Wolf. Junge Hunde empfinden einen Schauder vor dem Wolfe, diejenigen, die sich aber stark genug fühlen, greifen ihn, wo sie ihm auch begegnen mögen, wüthend und mit gesträubten Haaren an. Auch scheint Musik auf den Wolf besonders einzuwirken, und wahrscheinlich giebt es vom Kameel aufwärts kein einziges Thier, bei dem dies nicht mehr oder minder der Fall ist. Den Wolf reitzen, wie den Hund, gewisse Töne und gewisse Instrumente zum Accompagnement, er versucht es mitzusingen, und heult, daß einem das Herz schaudert.

Der Hauptfeind des Wolfes ist der Mensch, der ihn, wo er ihn nur finden kann, durch Gewalt oder List zu tödten sucht. Aber er weiß nicht minder trefflich der Gewalt, Gewalt, der List, List entgegen zu setzen, und wird nur sehr selten, nie aber, ohne vorher angekirrt zu sein, gefangen. Die Wölfin sorgt mit außerordentlicher Liebe für ihre Jungen, schützt sie in jeder Gefahr und trägt sie, wenn sie sie bedroht glaubt, im Maule weit weg. Merkwürdig ist dabei die Vorsicht der Wölfin, mit der sie sich in der Nähe der Jungen jedes Raubes enthält, damit diese unentdeckt bleiben.

Jung gefangen, kann der Wolf wohl gezähmt werden, und ich habe selbst zu verschiedenen Zeiten welche gesehen, die frei und friedlich zwischen den andern Hausthieren herum liefen, aber es ist ihm nie ganz zu trauen und er behält immer etwas Tückisches und Falsches was auch schon sein schiefer Blick verräth.

Dem **Fuchse** sieht man es schon an seiner Physiognomie an, daß er ein gar verschlagenes, kluges, listiges Thier, daß er ein ganzer Schelm ist. Listig wie ein Fuchs, ist bei uns zum Sprüchwort geworden, und ein Sprüchwort ist ein wahr Wort.

Er wohnt gewöhnlich in Höhlen, die man Fuchsbaue nennt, die sich vier bis sechs Fuß in die Erde, oft funfzig Fuß im Umfange erstrecken, mehrere Kammern oder sogenannte Kessel, und verschiedene Eingänge, Röhren, haben.

Alle diese Röhren kreuzen sich, so daß er immer aus einer in die andere kann, am merkwürdigsten ist aber die, welche zum Kessel der Füchsin mit ihren Jungen führt, und erst senkrecht herunter, dann bogenförmig aufwärts, fast wie eine liegende Zwei, (∾), führt. Einen solchen Bau gräbt er sich entweder selbst, oder richtet sich einen Dachsbau, dessen Bewohner er mit List oder Gewalt zu vertreiben weiß, nach seinem Bedürfniß und seiner Bequemlichkeit ein. Außer diesem Baue hat er aber auch noch häufig an entlegneren Orten der Gegend, die er sich zum Jagdbezirk erkohren hat, andere, nur nicht so tiefe und große, gewöhnlich gerade und mit zwei Ausgängen versehene Höhlen, sogenannte Fluchtröhren, in welche er sich drückt, wenn ihm der Tag oder ein Feind über den Hals kommt.

In einem solchen großen Baue wohnt nur ein Paar, aber Männchen und Weibchen halten gut zusammen, pflegen ihre Kinder sorgfältig und unterrichten sie fleißig in ihrem Handwerke. Wenn die Jungen einen Monat alt sind kommen sie aus dem Baue hervor, sonnen und amüsiren sich durch allerhand lustige Spiele und komische Sprünge. Vater und Mutter bringen ihnen dann allerhand kleine, aber lebendige Thiere, mit denen sie erst lange spielen und sich dabei im Fangen derselben üben müssen. Endlich wird die Beute von den Alten in Stücken zerrissen, jedem Jungen sein Theil gegeben, den es dann in einer Ecke verzehrt, und gegen Jeden knurrend vertheidigt. In der Nähe seines Baues jagt der Fuchs nie, so wenig als er selbst gejagt, seinen Lauf je dahin nimmt. Ihm liegt zuviel an dem Unbekanntsein seiner Wohnung, er weiß daß außerdem die Sicherheit seiner Familie gefährdet ist, und

sucht deßhalb auf jede mögliche Weise die Aufmerksamkeit davon abzulenken.

Seine Sinne sind sehr fein, und besonders unterstützt ihn sein feiner Geruch beim Aufspüren seiner Nahrung. Aber er kennt auch außerdem sehr genau die Orte, wo sich das Wild, seiner Natur nach gern lagert, durchschleicht sie ganz langsam und bedächtig und wählt zum Fange seine Zeit mit großer Beurtheilungskraft und Vorsicht. Wittert er ein Thier, das ihm behagt, und ihm behagt fast alles, so kriecht er, wie eine Katze, aber pfiffig immer gegen den Wind, ganz still auf dem Bauche bis auf wenige Schritte an dasselbe hinan und erhascht es dann gewöhnlich durch einen geschickten Sprung Auf ein Eisen, das kurz zuvor mit bloßen Händen angegriffen wurde, geht er nie, sie müssen deßhalb mit Handschuhen gelegt und mit Fett oder sogenannter Fuchswitterung bestrichen sein. Sah er einmal ein Eisen, das ihn packen sollte, zuschlagen, so ist diese eine Lehre für sein ganzes Leben genug, für ihn legt man sie dann vergeblich aus, er kommt nie wieder einem zu Nahe. Findet er aber auf seinen Streifereien, daß sich in den für ihn gestellten Fallen irgend ein anderes unvorsichtiges Thier gefangen hat, so ist ihm dieß eine willkommene Beute, die er so sicher herauszulösen versteht, daß dem Jäger nichts als das Nachsehen bleibt. Legt man vor alle seine Ausgänge Fallen, so gräbt er sich einen andern Ausgang, wird ihm auch dieß Rettungsmittel abgeschnitten, so bleibt er darin, bis der wüthendste Hunger ihn verzweiflungsvoll in die Falle jagt. Beim Ausgraben verstopft er die Röhren, die zu dem Kessel führen, worin er steckt, von innen fest mit Erde, so daß man ihn nur mit Mühe oder wohl gar nicht findet. Hat sich doch einmal einer übertölpeln lassen und steckt mit einer Pfote in der Falle, so beißt er sich diese lieber selbst ab und entflieht auf drei Beinen, als daß er sich gefangen geben sollte. Verfolgen ihn Jagdhunde, so läuft er in der Ebene immer gerade aus, ohne stehen

zu bleiben oder Seitensprünge zu machen oder sich sonst aufzuhalten, kann er aber einen Wald erreichen so schießt er in das dichteste Gebüsch hinein wo die Hunde, da sie ihn nur mühsam folgen können, gleich ermüden und ist bald verschwunden. Hat er etwas gefangen so trägt er es entweder in seine Höhle oder ist diese zu weit, so verscharrt er es, geht aber sogleich auf neue Beute aus, die er wieder, aber an einem andern Orte vergräbt, und fährt so fort bis das Tageslicht oder irgend ein verdächtiges Geräusch ihn erinnert, daß es wohl an der Zeit sein könnte, sich in seine Residenz zurückzuziehen. Orte wo er etwas vergraben hat, vergißt er nie, und weiß sie prächtig wiederzufinden, wenn er das Verscharrte nöthig hat. Hat er Appetit auf Kaninchenfleisch, so geht er nicht in ihre Höhlen hinein, denn da würde er mehrere Fuß fortgraben müssen, sondern er macht es gescheuter, macht es dem Menschen nach, folgt außerhalb ihrer Witterung bis er ans Ende des Baues kommt, scharrt hier in die Erde ein, dringt unmittelbar auf sie hinab und hat sie so mit leichterer Mühe. Kurz der Fuchs weiß sich in allem zu helfen, und wir könnten noch Bogen mit Zeugnissen seiner Vorsicht, seiner außerordentlichen Benutzungsgabe der Umstände und der vorhandenen Mittel, seiner Umsicht füllen, ohne sie zu erschöpfen. Unläugbar ist, daß er durch die Nähe des Menschen und dessen stete Nachstellungen seine Fähigkeiten fortbildet, immer klüger, erfahrener, listiger, mißtrauischer und vorsichtiger wird, was aber wieder für seine ursprüngliche Seelengewandheit zeugt.

Alte Füchse sind gar nicht mehr zu zähmen. Ihr Sinn für Selbstständigkeit und Ungebundenheit ist zu groß, und erstirbt selbst in jung aufgezogenen nicht. H. O. Lenz hatte einen jung aufgezogenen, der sehr zahm war, aber doch als er ihm zum erstenmale das Halsband umlegte, deckenhoch sprang, und als er ihn später an die Kette hieng, sich ganz verzweiflungsvoll wand und krümmte, und mehrere Tage weder fressen noch sau-

fen wollte. Junge lassen sich mit Milch, Brod und anderen Nahrungsmitteln leicht aufziehen, werden dann sehr zahm, lernen ihre Wohlthäter kennen, gewinnen sogar Anhänglichkeit an sie, äußern Freude wenn sie zu ihnen kommen, aber ganz zu trauen ist ihnen nicht, ihrem Character gehen die edleren moralischen Eigenschaften der höheren Thierklassen ab, und ihr angebornes Naturell bricht zu Zeiten wieder durch. Der Fuchs bleibt immer ein Fuchs.

Wir gehen jetzt zu dem **Katzengeschlechte** über, in dem die verschiedenen Arten, trotz der Gleichheit der Grundzüge des Characters, doch sehr große Verschiedenheiten der einzelnen Eigenschaften darbieten. Alle sind im Ganzen gewandte, starke, leichte und schnelle, schlaue und falsche, blutgierige Raubthiere, mit sehr scharfen Sinnen, die an Größe und Farbe höchst verschieden, aber trotzdem an Gestalt einander ähnlich sind Sie erhaschen ihre Beute, im Hinterhalte lauernd, stets in einem bogenförmigen Sprunge, mit Klauen und Zähnen, nie im offnen ehrlichen Kampfe, was uns trotz ihrer Intelligenz und ihrer übrigen Eigenschaften, einen eben so lauernden Character bedeuten will. Den Löwen als den Vollkommensten der ganzen Klasse, stellen wir an's Ende derselben.

Die **wilde Katze,** die Stammmutter oder nur eine verwilderte Art unserer zahmen, ist eine flinke Räuberin, die nichts verschmäht. Junge und alte, große und kleine Vögel müssen unter ihren Krallen sterben und selbst junge Rehe, Hasen, Kaninchen u. s. w. müssen ihnen erliegen. Sie klettern so gut wie unsere zahmen, besteigen die Bäume mit größter Leichtigkeit, wissen da die Vögel selbst aus den Baumhöhlen zu ziehen und erhaschen von ihrem hohen Standpunkte aus, die vorüberlaufende Maus, durch einen kühnen, blitzschnellen Sprung. In morastigen Gegenden, gehen sie im Schilfe nicht allein der Brut der Wasservögel nach, sondern verschmähen auch Fische, die sich dorthin begeben, nicht. Ihr häusliches Leben und ihre

Familienverhältnisse sind denen unserer zahmen Katze gleich. Ungereizt sucht sie sich vor dem Menschen zu verbergen, gereizt aber oder gar verwundet, ist sie ein furchtbares, wüthendes und gefährliches Thier Der **Luchs** ist größer, aber in der Lebensart gleich. Auch er fängt seine Beute lauernd und im Sprunge, verfehlt er diesen, so verfolgt er das Wild nicht, sondern kehrt auf seinen Lauerposten zurück. Was er von seiner Beute nicht verzehrt, vergräbt er auf den folgenden Tag. Rothwildpret ist seine Hauptnahrung, doch verschmäht er auch Waldhühner und Haasen nicht, denen er, ehe er sie frißt, die Federn abrupft, oder den Balg abzieht, sich dabei aber sehr in Acht nimmt, um sich nicht mit dem Blute zu beschmutzen. Seiner Beute saugt er zuerst das Blut aus, was ihm ein besonderer Leckerbissen ist, kann er in eine Schaafheerde einbrechen, so würgt er in einer Nacht wohl zwanzig Stück, saugt das Blut aus und läßt das übrige liegen. Blut hat auf ihn, wie bei Marder und Wiesel, eine berauschende Wirkung, und man findet ihn nach einer Blutmahlzeit jederzeit tief schlafend.

Die **Tigerbuschkatze**, im südlichen Afrika wird leicht zahm, und beträgt sich dann ganz wie unsere Hauskatze. Der **Kuguar**, in Amerika, klettert noch schneller als die Katze, wird aber ebenfalls leicht zahm, und folgsam wie ein Hund, faßt bald Zuneigung zu den Menschen und spielt gern mit ihnen. Ueberflüssiges Fleisch, bedeckte ein zahmer, wenn er kein Stroh hatte, mit Sande, wusch es aber nachher, ehe er es fraß im Wasser rein. Der **Jagdleopard** oder Gepard, gleicht ziemlich dem Leoparden, ist aber schlanker und höher und sieht deshalb fast wie ein Windhund aus. In Ostindien werden sie allgemein gezähmt und völlig wie Hunde, zur Jagd der schnelleren Thiere, wie Gazellen und Schakale, gebraucht. Mißlingt ihm der Sprung, so geht er nicht weiter, sondern schämt sich dergestalt, daß man ihn an demselben Tage nur selten wieder zur Jagd aufmuntern kann. Der in Paris in der Menagerie befindliche ist außer-

ordentlich zahm, kennt seinen Wärter, freut sich wenn er ihn sieht, läßt sich gern schmeicheln und schnurrt dabei wie die Katzen, schlägt auch wie sie, beim Spielen mit den Tatzen. Wenn er etwas haben wollte, oder wenn es ihn fror, miaute er. Der **Leopard**, hat nicht so viel Muth als der Löwe, sucht ebenfalls wie die vorhergehenden seine Beute durch List und im Sprunge zu erfassen, giebt übrigens keinem an List, Blutdurst und Grausamkeit etwas nach. Der **Panther** ist größer als der **Leopard**, viel schneller, schießt wie ein Pfeil, in ungeheuren Bogensätzen über die Ebene. Er ist kühner, kecker und gewandter als jener und soll die Fähigkeit haben, mitten im Sprunge, die Richtung verändern zu können. Man fürchtet den Panther viel mehr als den Löwen, der sich allemal durch ein fürchterliches Gebrüll ankündigt, während der erstere ganz still herbeischleicht und auf seinen Raub losspringt, ehe man seine Nähe ahnt. Die Jagd auf ihn ist bei seiner außerordentlichen Gewandtheit, Schnelligkeit und Kühnheit, sehr schwer und gefährlich und der List weiß er, eben so klug, List entgegenzusetzen. Oft trifft es sich auch, daß von dem Geruche angezogen, den irgend ein todtes Thier in der Ebene verbreitet, ein Leopard und ein Panther sich gleichzeitig einstellen und um die Beute streiten, wo sich dann ein furchtbarer Kampf entspinnt. Löwe und Tiger, die sich mit unbeschreiblicher Wuth angreifen, Elephant und Rhinoceros, die sich durchbohren und die Eingeweide zerreißen, mögen bei ihren Kämpfen vielleicht ein dramatischeres Bild geben, weil es für zwei solche Athleten eines größern Raumes bedarf, aber zwischen Panther und Leopard ist der Kampf durch den unversöhnlichen Grimm, der sich durch ein erschütterndes Geheul Luft macht und durch die blitzesschnellen und unverhofften Bewegungen nicht minder interessant. Die Jäger benutzen solche zufällige günstige Umstände gern, können auch, da die Streitenden nur Auge und Ohr für ihren Feind haben, in einiger Entfernung dem blutigen Kampfe ganz gefahr-

los zuschauen, um sich dann später mit leichter Mühe zum Meister des schon von den Zähnen und Klauen seines Gegners erschöpften Siegers zu machen. Der **Jaguar**, oder amerikanische Tiger, ist in seiner Heimath das gefährlichste Raubthier und wegen seiner Kühnheit und Grausamkeit gefürchtet. Auch er fängt seine Beute, der er sich mit unglaublicher Vorsicht und Geduld nähert, durch List und im Sprunge, und zieht sich, hat er diesen verfehlt, beschämt auf seinen Lauerplatz zurück. Hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so zieht er dieses fortan aller übrigen Speise vor. Sonderbarerweise soll er, wenn er die Wahl zwischen einem Weissen und einem Neger hat, immer den Letztern nehmen. Seine Jungen liebt das Weibchen zärtlich und wird ihm eins geraubt, so irrt es unter heftigem Brüllen in der ganzen Gegend herum und bezeigt sich ganz untröstlich. Seine Augen leuchten, wie bei allen dieser Klasse im Finstern und sein Haar giebt des Nachts gestrichen, elektrische Funken Jung gefangen werden sie zahm und possirlich, lassen sogar die Kinder auf sich reiten, aber schon vom dritten Jahre an, bekommen sie oft Anfälle übler Laune, gebrauchen dann ihre Kraft, und schlagen bisweilen ihren eigenen Wärter mit der Tatze so zu Boden, daß er sich kaum wieder erholt. Anhänglichkeit, Treue, Großmuth, Erkenntlichkeit sind ihnen fremd. Der **Königstiger** oder der bengalische Tiger, übertrifft seinen amerikanischen Verwandten an Schönheit, Stärke und Kühnheit, kann aber auch in seinem Thun und Treiben die Katzennatur noch nicht verläugnen, fängt seine Beute noch durch Hinterlist und im Sprunge, meidet offenen, ehrlichen Kampf, so lange ihn nicht Neid oder Rachsucht stachelt und greift den Menschen nur so lange nicht ungereizt an, als er noch nicht inne geworden ist, wie leicht er ihn bewältigen kann. Im Freien ist er ein furchtbarer Räuber, der nichts schont, und dem nicht leicht etwas entgeht, doch mildert ihn der Umgang mit Menschen, und in seinem Character treten schon edlere Eigenschaften, treten schon

Anhänglichkeit und Dankbarkeit an seinen Wohlthäter auf. Anfänglich ist er auch im Käfig noch ein schreckliches Thier, das sich stolz in seinem engen Gefängniß, in ununterbrochenen Windungen hin und her bewegt und in seinem Grimme seine Lenden mit dem starken Schweife peitscht. Und doch wird er, nur muß er recht, muß schon menschlich behandelt werden, so zahm, daß er alles mit sich machen, sich sogar anschirren und vor den Wagen spannen läßt, wie Heliogabal es that, um den Bacchus vorzustellen. Interessant ist es sein allmäliges Uebergehen aus dem Zustande der furchtbarsten Wildheit, in den der wahrsten Zähmung, wo er sich ganz den ihm ganz unbekannten oder doch nur errathbaren Willen seines Herrn fügt, zu beobachten und zu verfolgen. Aber nicht die körperliche Ueberlegenheit zwingt ihn, er spottet ihrer im stolzen Selbstbewußtsein seiner Kraft, nur der moralischen weicht er, weil er sie kennt und anerkennt. Der Blick, in den der Wärter seine Seele legt, und das gute Wort, des Auges hörbarer Blick, sind es allein die ihn binden und ihn freiwillig ändern. Der Tiger muß den Menschenblick zuerst aushalten und allmälig dessen ganze Seele, den Gedanken und Willen darin sehen lernen, um aber die Seele eines andern begreifen, fassen, in sich aufnehmen zu können, müssen in der eigenen Seele, dieselben Fähigkeiten liegen, und diese müssen wir deshalb bei dem Tiger annehmen, annehmen daß seine Seele schon menschenähnlich sei, um so mehr als selbst edlerere Eigenschaften ihm nicht abgehen. Ein Tiger, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aus Bengalen nach London in die königliche Menagerie geschickt wurde, war auf dem Schiffe, der Obhut des Schiffszimmermanns untergeben, der ihn mild behandelte und an den er sich bald vollständig gewöhnte. Nach länger als zwei Jahren besuchte ihn derselbe in London und der Tiger erkannte ihn sogleich, gieng in seinem Käfig hin und her, schien sehr vergnügt und rieb sich am Gitter. Trotz aller War-

nungen des Wärters ließ sich der Zimmermann die Thür des Käfigs öffnen und ging hinein. Der Tiger schien vor Freude und Dankbarleit außer sich, rieb sich an ihm, leckte ihm die Hände, schmeichelte ihm nach Katzenart und zeigte nicht die geringste Tücke. Der Mann blieb gegen drei Stunden bei ihm, und hatte zuletzt die größte Mühe um nur wieder heraus zu kommen, so nahe war stets der Tiger bei ihm.

Die Physiognomie des **Löwen** trägt einen unverkennbaren Ausdruck von Würde, Stolz und Kühnheit, sein mächtiger Körper ist kraftvoll, dabei aber voll Ebenmaß, sein Gang majestätisch, seine Augen funkeln im Gefühl seiner Uebermacht voll Unerschrockenheit und Furchtlosigkeit, und nimmt man alle seine Eigenschaften zusammen, so darf man ihm wohl die Herrschaft des Waldes zuerkennen, und selbst dem herzhaftesten Menschen bei seinem ersten Anblicke das Gefühl von Furcht und Kleinmuth verzeihen. Ein erzürnter Löwe ist das fürchterlichste unter allen Thieren, seine dicke Stirnhaut läßt Tod und Verderben aus seinen rollenden Augen blitzen, er fängt in gräßlichen, abgebrochenen Tönen an zu murren, schüttelt die Mähne, hebt den mächtigen Schweif in die Höhe, schlägt damit auf den Erdboden oder peitscht sich die Seiten, und hebt sich wohl gar auf die Hinterfüße. Wenn er aus dem weiten Rachen seine furchtbar brüllende Stimme hören läßt, erfaßt auf viele tausend Schritte umher alle Thiere Furcht und Entsetzen. Doch verläßt auch ihn, trotz seiner edleren Eigenschaften, die Katzennatur noch nicht, und er geht auf seinen Raub, zu dem er nur größere Thiere wählt, nur zur Nachtzeit aus, wo er fast besser sieht als am Tage, lauert auf ihn in einem Hinterhalte, springt dann plötzlich hervor, schlägt seine scharfen Klauen tief in den Körper ein, und bemächtigt sich so seiner mit eben so viel Wuth als Gewandtheit. Auch er hat die Eigenheit, daß wenn der Sprung mißlingt, er den Raub nicht weiter verfolgt, sondern wie beschämt nach seinem Hinterhalte zurückkehrt, und

zwar Schritt für Schritt, als wenn er die Länge abmessen wollte, bei der ihm der Sprung gelungen wäre. Vor dem Menschen hat er eine gewisse Scheu, und greift ihn nicht leicht an, wenn er nicht flieht. Wenn er sich auch zum Sprunge hinlegt, wird er ihn doch nicht wagen, wenn man ihm unbeweglich ins Auge schaut. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt ihm, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit einem Menschen noch nie versucht hat, eher Furcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine durchaus ruhige Haltung verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke, den man aber sofort vernichten würde, wenn eine unbedachtsame Wendung dem Löwen die eigene Furcht verriethe, oder ihn zum Kampfe aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er sich nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch, denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich nieder, entfernt sich abermals in immer größeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz aus dem Wirkungskreise des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. Der Löwe wiegt die Gefahr ab, der Panther oder Tiger stürzen sich blindlings auf den Feind, unbekümmert, ob sie siegen oder unterliegen werden. Besiegen kann der Mensch den Löwen nur mit Hülfe seiner Waffen, aber der Löwe hat auch in der Nähe von menschlichen Wohnungen, wo er die schrecklichen Wirkungen der Waffen kennen lernte, und dadurch nach und nach das Gefühl der überlegenen Macht, der bis dahin kein anderes Thier widerstand, verlor, einen Theil seines kühnen Muthes eingebüßt. Der Mensch hat indessen noch mehr gethan, er hat ihn lebendig gefangen genommen, hat ihn durch beharrlichen Fleiß und menschliche Behandlung gezähmt, und ihm durch sorgsame Pflege und vielfältige Wohlthaten eine innige und dauernde Anhänglichkeit eingeflößt. Nach vielen Jahren noch kennt er seinen ehemaligen Wärter wieder, und kennt er sein Gesicht und seinen Blick nicht mehr, so er-

kennt er doch schnell und sogleich sein Wort, seinen Ton, den Klang der bekannten, geliebten Stimme, wie auch der Mensch alte Bekannte länger an der Stimme als am Gesicht erkennt. Des Löwen Gedächtniß für empfangene Wohlthaten erlischt nie, aber nicht allein an Menschen schließt er sich mit beharrlicher Freundschaft an, auch auf Thiere dehnt er sie aus, und wer kennt nicht die rührende Erzählung von dem kleinen, einem Löwen des Museums zu Paris vorgeworfenen Hunde. Das arme, kleine Thier zitterte bei dessen Anblick, krümmte sich, warf sich auf den Rücken, streckte seine Zunge heraus und hielt seine Pfötchen in der Stellung eines Bittenden empor. Der Löwe sah das Thierchen mit einem prüfenden Auge an, drehte es mit der einen Tatze um, dann wieder mit der andern, beroch es, und schien begierig zu sein, seine genauere Bekanntschaft zu machen. Er schenkte ihm nicht nur das Leben, sondern behielt ihn auch von dieser Zeit an immer bei sich, und äußerte bis an den Tod desselben die wärmste Freundschaft, das thätigste Wohlwollen für ihn. Er ließ sich den Leichnam seines Lieblings nicht nehmen und am Morgen des fünften Tages ward er, den Kopf traulich auf den Körper seines kleinen Freundes liegend, todt gefunden.

Auch großmüthig ist der Löwe. Großmuth ist, Kleine, Schwache schonen, ihre Fehler verzeihen, ja ihnen nach Beleidigungen wohlthun. Der Löwe thut dieß, und wenn auch nicht alle, doch gewiß, da bei ihnen schon Individualitäten auftreten, der vortrefflichere. Man will ihm diese edelste der Eigenschaften streitig machen, da er sie nur in der Gefangenschaft zeigt, sie in ihm nur unter der Leitung der Menschen ausgebildet wird. Und doch kann der Mensch nur ausbilden, wozu die Fähigkeit schon in der Seele liegt, er kann nicht neu begründen.

Zu Künsten läßt er sich nicht abrichten, wie der Haase, das Murmelthier, der Hirsch, der Esel, obwohl er verständig und gelehrig genug dazu wäre. Seine Natur ist zu tief, zu

ernst, zu großartig. Wie weit man übrigens die Löwen und seine Verwandten zähmen und als Schauspieler auftreten lassen kann, haben in den letzten Jahren die berühmten Thierbändiger Martin und van Aken gezeigt, die förmliche Vorstellungen mit ihnen gaben. Jedes Thier, von dem alle Leiden und alle Ursachen von Furcht entfernt werden, muß nach und nach seine frühere Wildheit größtentheils verlieren, denn nur Hunger und Furcht flößt allein diesen Geschöpfen Blutdurst und Grausamkeit ein. Der Löwe weiß recht gut, daß alle diese Schauspiele nur Schauspiele sind, die bald wieder aufhören und denen er, wenn er sonst wollte, noch früher ein Ende machen könnte. Dessen ungeachtet darf man nie bei diesen Thieren die nöthige Vorsicht bei Seite setzen, nie vergessen, daß sie heftige Neigungen, glühende Leidenschaften und furchtbare Waffen besitzen, und es oft nur eines geringfügigen, kaum zu bemerkenden Eindrucks bedarf, um die ganze Wildheit ihres ursprünglichen Naturells in ihnen wieder aufzuregen, eines Eindrucks, der vielleicht oft nur in dem leise aufdämmernden, schmerzlichen Gefühle, von dem Verluste ihrer Freiheit und ihrer jetzigen Gefangenschaft besteht. Der Löwe muß in seiner Seelensphäre ganz wie ein Mensch in der seinigen behandelt werden. Dieß ist vielleicht auch der Grund, daß wir trotz unzähliger Abbildungen noch kein vollkommen treues, seine ernste, stolze Seele befriedigend darstellendes Bild haben. Die Künstler betrachteten ihn bis jetzt zu sehr nur als Thier.

Bei den Maki's, Meerkatzen und Pavianen hatten wir die **eigentlichen Affen** ausgeschlossen, und bringen sie jetzt hier nach. Sie stehen höher als jene, und konnten bei ihrer aufrechten Stellung, ihren Halbmenschgesichtern, ihrem Händegebrauch, bei der Aehnlichkeit ihres Baues mit dem des Menschen überhaupt, früher wohl mit diesem verwechselt und für wilde Menschen gehalten werden, die nur deshalb nicht sprechen wollten, damit sie nicht arbeiten müßten. Bei ihnen treten die geistigen Fä-

higkeiten am meisten hervor, und alle menschenähnlichen Handlungen, die man von den Affen erzählt, sind einzig und allein auf sie zu beziehen. Wenn ihnen dabei auch die Großartigkeit des Löwencharakters und selbst manche seiner edlern Eigenschaften abgehen, so ist dafür ihr Geist lebhafter, ihre Intelligenz größer, sie sind einer größern Verbindung der Ideen fähig, ja sie können sogar erfinden. Doch sind ihre Fähigkeikeiten sehr verschieden, und wenn bei den tieferen Thieren nur die Klasse darin einen Unterschied macht, so tritt bei ihnen der Unterschied bei dem Einzelnen immer bemerkbarer hervor.

Die Schlankaffen machen den Uebergang der frühern Gattungen zu den eigentlichen Affen, haben noch Schwänze, aber sonst sehr zarte, schlanke Glieder. Der **Hulman** oder Hanuman, der berühmte heilige Affe der Hindu, ist die gemeinste Art in Bengalen, und in der Jugend lebhaft, gewandt und zutraulich, dabei sehr gescheidt, weiß daher sehr wohl, was ihm schädlich und nützlich ist. Er läßt sich leicht zähmen, hat aber einen unbezwinglichen Hang zum Stehlen und durch Schlauheit zu bekommen, was er sonst nicht erhalten kann. Im Alter, wo auch sein Kopf platter, die Schnauze länger wird, verändern sich die geistigen Eigenschaften, und Gleichgültigkeit tritt an die Stelle der Lebhaftigkeit und Klugheit, der Trieb zur Einsamkeit an die der Zutraulichkeit, und Stärke an die der Gewandtheit und Geschicklichkeit. Duvaucel schoß einst ein Weibchen, und war Zeuge eines rührenden Auftritts. Das arme Thier, welches ein Junges auf dem Rücken hatte, wurde in der Nähe des Herzens verwundet, raffte aber noch alle seine Kräfte zusammen, nahm sein Kleines, hängte es an einen Ast und fiel todt herunter. — Zu ihnen gehören noch der Duc und der Kahau, die aber nichts besonderes bieten, als daß der Letztere eine ungeheure, wie ein Rüssel aus dem Gesichte hervorstehende Nase hat, und viel bösartiger ist. Der große und kleine Gibbon und der Siamang, die schon einer höhern Klasse an=

gehören, haben keine Schwänze, aber dafür Gesäßschwielen. Der große und kleine Gibbon, die sich nur durch ihre Größe unterscheiden, sind im Freien lebhaft, hurtig, gewandt, und entfliehen schnell wie ein Vogel. Mit Geisteskräften scheint ihn die Natur nicht besonders ausgerüstet zu haben, doch weiß er sich in vorkommenden besondern Fällen ganz gut zu helfen, und in der Gefangenschaft verliert er selbst noch viel von seiner Lebhaftigkeit und seinem Muthwillen. Er geht schon von selbst aufrecht und bedient sich seiner Arme wie ein Mensch. In der Gefangenschaft ist sein Naturell sehr mild, und er daher sehr sanft und bescheiden auch einiger Erziehung fähig; man kann ihn erschrecken und beschwichtigen, er flieht die Gefahr, sucht Schmeicheleien, ist naschhaft, neugierig, zutraulich, ja manchmal lustig, und beträgt sich, wenn er seine Leidenschaften ausdrücken will, ganz wie ein Kind. Er fühlt sich glücklich, wenn sich Jemand mit ihm abgiebt, und will er seine Zuneigung Jemandem zu erkennen geben, so umfaßt und küßt er ihn mit außerordentlicher Freude. Auf Liebkosungen ist er besonders eifersüchtig, und die Eingebornen behaupten allgemein, daß er vor Aerger und Gram sterbe, wenn ein anderer ihm vorgezogen würde. Diese sonderbare Behauptung findet eine Bestätigung darin, daß ein Gibbon, der in dem Besitze von Raffles war, stets kränkelte und sich erst erholte, als man den Grund seines Aergers, einen Nebenbuhler, einen Siamang in ein anderes Zimmer versetzt hatte. Dem Siamang wirft man eine unstörbare Apathie vor, uns will dieß nicht recht einleuchten; sein Leben, sein Thun, sein Treiben, zeigt eine solche Fülle von Gemüth, die sich mit jener Behauptung nicht zusammenräumt, daß wir seine Langsamkeit nur einem ernsten, tiefen Naturell und dem Gefühle seiner Schwäche zuschreiben möchten. Sie leben gesellig in großen Schaaren, unter einem Anführer Ihr Leib ist im Verhältnisse zu den dünnen Beinen zu schwer, und macht sie schwerfällig und unsicher beim Klettern

und Springen. Sie scheinen ihrer Schwäche bewußt zu sein, und suchen diesen Mangel durch verdoppelte Wachsamkeit zu ersetzen, wobei sie ihr außerordentlich feines Gehör unterstützt. Eine Stunde im Umfange entgeht ihnen auch nicht das leiseste Geräusch, und bei der geringsten Ahnung einer Gefahr entfliehen sie. Die Liebe für ihre Kinder ist außerordentlich, aber so zart und sorgfältig, daß sie einem vernünftigen Gefühle gleich sieht. Vater und Mutter theilen sich in die Sorge, und tragen ihre Jungen abwechselnd, die Mutter trägt sie sogar an den Bach, wäscht und trocknet sie dort, und wendet eine solche Sorgfalt und so viel Zeit auf ihre Reinlichkeit, daß viele Menschenkinder sie beneiden könnten. Wird das Junge verwundet, so wirft die Mutter sich darüber hin und sucht es mit ihrem eignen Körper zu decken und zu vertheidigen. Gefangen, werden sie in wenigen Tagen so zahm, als sie vorher wild waren, aber sie betrachten alles mit dumpfer Gleichgültigkeit, werden nie so zutraulich wie andere Gattungen derselben Abtheilung, und Erkenntlichkeit wie Haß bleiben ihnen fremd. Sie zeugen in der Gefangenschaft keine Jungen, und dieß ist der Grund ihres Stumpfsinnes; alle ihre Leidenschaften sind in der einen, Liebe zu ihren Kindern, aufgegangen, und es bedarf nur dieses, ihnen in der Gefangenschaft versagten Reitzes, um auch alle übrigen lebhaft genug aufwachen zu sehen.

Die **Orang-Utangs** sind die menschenähnlichsten unter allen Affen. Sie wohnen gesellig in den Wäldern Asiens und Afrikas, zum Theil in selbstgemachten Hütten aus Buschwerk, und sollen völlig ausgewachsen fünf bis sechs Fuß und darüber groß werden. Alle bis jetzt nach Europa gebrachten waren nicht über drei Fuß groß, schienen, da sie bis ins zweiundzwanzigste Jahr wachsen, also noch junge zu sein, und können demnach auch wahrscheinlich dasselbe Alter der Menschen erreichen. Sie sind in ihrem Betragen nichts weniger als lustig und aufgeräumt, im Gegentheil, weit bedächtiger und stiller als die übrigen Affenarten

aber sie sind nichts desto weniger kühn und muthig, wissen selbst den Elephanten zu verjagen, und setzen mit einem Stücke Holz in der Hand, oder auch bloß mit ihren Fäusten dem ungeheuren Thiere so zu, daß es sich endlich zurückziehen muß.

Die Verschlagenheit des afrikanischen Orang-Utangs, Schimpanse, Jocko oder Baris ist außerordentlich und der Neger fürchtet ihn nicht ohne Grund, da er sie mit dem Baumast, auf den er sich beim Aufrechtgehen gewöhnlich stützt, oft derb mißhandelt. Grandpré erzählt uns von einem Schimpanseweibchen, das auf dem Schiffe in dem es nach Europa gebracht wurde, den Backofen heitzte, und genau wußte, wenn der Ofen die nöthige Hitze habe, dann den Bäcker holte, auch genau Acht gab, daß keine Kohlen herausfielen. Es verrichtete dabei alle Arbeiten eines Matrosen, reffte die Segel trotz dem Geübtesten ein, band sie fest u. s. w. so daß die Matrosen es auch als Einen Ihresgleichen ansahen. Es starb noch während der Ueberfahrt durch die Brutalität des Obersteuermanns, der es ungerechterweise mißhandelte. Es ertrug dabei die Grausamkeiten die man gegen dasselbe verübte mit der größten Geduld und flehte nur, wie ein Mensch, mit gefalteten Händen um die Streiche abzuwenden. Allein von dem Augenblicke an weigerte es sich auch standhaft Speise anzunehmen uud starb den fünften Tag darauf vor Hunger und Betrübniß. — Brosse erzählt uns von zwei Schimpanse's, Männchen und Weibchen, die er bei sich am Bord gehabt habe, die sich mit ihm an den Tisch setzten, und wenn sie dort etwas nöthig hatten, den Schiffsjungen durch ein verständliches Zeichen, mit ihren Wünschen bekannt machten. Das Männchen ward krank und ließ sich da wie ein Mensch warten und pflegen, ja es wurde ihm sogar zweimal am rechten Arme zur Ader gelassen. Es schien zu wissen, daß ihm diese Operation zuträglich gewesen sei, denn wenn es sich später unwohl befand, zeigte es jedesmal auf den Arm, als wenn man ihm wieder zur Ader lassen möchte, und schloß sehr richtig von der

Wirkung auf die Ursache. — Büffon's berühmter Schimpanse, gieng fast immer und selbst wenn er schwere Sachen trug aufrecht. Seine Miene war dabei immer ernst und fast traurig, seine Bewegung abgemessen, seine Gemüthsart mild und sanft Ein Wort, ein Zeichen reichte hin, um ihn zu belehren und ihn zu vermögen, das zu thun, was man haben wollte. Kamen Personen, welche ihn besuchten, so reichte er ihnen die Hand und gieng ganz ernsthaft Arm in Arm mit ihnen spatzieren. Er aß mit am Tische, saß dabei wie die Menschen auf dem Stuhle, legte sich die Serviette auf den Schooß, wischte sich den Mund damit ab, bediente sich des Löffels und der Gabel um das Essen zum Munde zu führen, schenkte sich selbst in ein Glas ein, und stieß damit an, wenn man ihn dazu aufforderte. Er holte sich nach Tische auch Ober- und Untertasse, that Zucker hinein, schenkte sich Thee ein, und ließ diesen vorher gehörig kalt werden, ehe er ihn trank. Zu allen diesen Verrichtungen bedurfte es nur eines Zeichens seines Herrn, und oft that er es schon, ohne dieses, von selbst. Dabei war er gegen Jedermann freundlich, fügte Niemandem Leides zu, und näherte sich immer nur mit Vorsicht und in einer Stellung, als wenn er um Freundschaft bäte; gegen Liebkosungen war er sehr dankbar. Seine Neigung zu einer Dame, die oft ins Haus kam, war außerordentlich und gieng, wenn ihr Jemand anders als sein Herr nahte, in förmliche Eifersucht über, so daß er mit einem Stocke über den herfiel, der ihn so reitzte — Hamilton sah einen Schimpanse, der Feuer anzünden konnte, und es mit dem Munde anbließ, sich dann dabei Fische röstete, um sie mit seinem gekochten Reis zu essen. Bedürfen wir mehr Zeugniß zum Darthun seiner Ueberlegungskraft?

Der asiatische Orang-Utang oder Roago, scheint noch über ihm zu stehen. Seine Stirn ist hochgewölbt, ein Zeichen, daß, wenn wir von dem Menschen auf ihn zurückgehen, auf Verstand deutet, und in dem ernsten, trübsinnigen Gesichte drückt

sich viel Gutmüthigkeit aus. Er macht weder die Grimassen und Possen anderer Affen, noch besitzt er ihre beständige Neigung zu bösen Streichen; Ernst, der an Melancholie gränzt, Sanftmuth scheinen das Charakteristische in seinem Wesen zu sein. Vosmaern gehörte ein Weibchen das nie ein Zeichen von Bosheit oder Tücke gab, die Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts liebte und nur diejenigen vorzuziehen schien, die täglich für seine Bedürfnisse sorgten. Es schien den Verlust der Freiheit tief zu fühlen, denn seine Stimme hatte stets einen traurigen Ausdruck, und wenn es allein war, warf es sich bisweilen wie in Verzweiflung an den Boden, schrie erbärmlich und riß alle Leinwand in Stücke. Es fraß alles was man ihm gab, gewöhnlich bestand seine Nahrung aber nur in Brod, Wurzeln und Obst, wo es die gewürzhaften Pflanzen vorzog. Gab man ihm einen Teller voll Erdbeeren, so war es drollig anzusehen, wie es eine nach der andern aufspießte und zum Munde führte, während es mit der andern Hand den Teller hielt. Gab man ihm nach dem Fressen einen Zahnstocher, so bediente es sich desselben wie ein Mensch. Es trank gern Malaga und gab man ihm die Flasche, so zog es mit der Hand geschickt den Stöpsel heraus und trank dann aus der Flasche eben so gern, wie aus einem Bierglas. Bei der Ueberfahrt nach Europa, lief es auf dem Schiffe frei herum, spielte mit den Matrosen und gieng selbst in die Küche um seine Portion zu holen. Hatte es dann einen Teller oder ein Glas in der einen und den Stock in der andern Hand, so wich es beständig mit jenem aus, und focht mit dem Stocke, wenn man es ihm nehmen wollte. Wenn es Nacht wurde richtete es sich sein Lager zu recht, und sein Benehmen dabei war noch auffallender als seine Art zu essen und zu trinken. Es schlief nicht gern in einem Zimmer, um, wie es schien, nicht eingeschlossen zu werden. Das Heu zu seinem Lager lockerte es gut auf, machte es sich zum Kopfkissen höher, legte sich meistens auf die Seite und deckte sich mit einer Decke fest

zu. Einmal breitete es sogar ein Stück Leinwand aus, legte Heu darauf, schlug es dann an den vier Zipfeln zusammen, und legte es als Kopfkissen hin. Trotz der Sonnenhitze war es sehr frostig und schlug, um sich zu erwärmen, auch am Tage ein Stück Leinwand, bald um den Hals, bald um den Leib, was ihm ein drolliges Ansehen gab. So lange es sich am Lande befand, war es an einer Kette befestigt, die an einer langen Stange die bis an das Dach reichte, lief. Es kletterte oft daran hinauf und um dieß zu verhindern, ward ein Ring der Kette mit einer Klammer unten befestigt. Zufällig fand es einen langen eisernen Nagel, und versuchte nun, die Klammer damit, wie mit einem Hebel, herauszuwägen. Eine Handlung die viel Ueberlegung, viel Combinationsgabe verräth. Als man das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu, nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es in das Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um. Von der Mechanik des Schlosses hatte es noch keinen Begriff, es gieng ihm dabei wie vielen Menschen. Eine junge Katze die man ihm gab, beroch es überall, als diese es aber in den Arm kratzte, warf es sie weg, besah die Wunde und wollte nichts mehr mit ihr zu thun haben. Oft wischte es den Staub von den Füßen eines Schrankes oder mit einem kleinen Besen von den Stiefeln der Eintretenden, trocknete sogar bisweilen seinen Harn vom Boden, mit einem Stück Zeug sehr reinlich ab. Die Schuhe schnallte es sehr geschickt auf, und wußte die verwickeltsten Knoten, mit den Fingern, oder wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen zu lösen, zu knüpfen aber verstand es keinen, so weit reichte seine Erfindungsgabe nicht. — Josse erzählt in seiner Aehrenlese auf dem Felde der Naturgeschichte von einem Orang-Utang der in allen äußeren Beziehungen sich so sehr die Gewohnheiten der Menschen angeeignet hatte, daß ihm nur die Sprache zu fehlen schien, um sich menschlich zu gebärden. Als das Schiff auf der Rückfahrt bei Isle de

France anlegte, begleitete er die Matrosen täglich ans Land und besuchte jeden Morgen eine von den daselbst aufgeschlagenen Buden, in denen man Kaffe und andere Getränke verkaufte und ließ sich dort von der alten Verkäuferin sein Frühstück besorgen, indem er sie durch ein Zeichen von seinen Wünschen in Kenntniß setzte. Auf dem Schiffe bezeugte er sich gegen Jeden höchst anständig und zuvorkommend, nur einen Einzigen von Allen schien er zu fürchten und dieß war der Fleischer. Oft hatte er ihn Schaafe und Ochsen schlachten sehen, besorgte daher von dem Messer dieses furchtbaren Mörders seiner Mitbrüder vielleicht ein gleiches Loos, und schlich oft leise zu dem Manne hin, den er wie einen Opferpriester furchtsam verehrte, um ihn die Hände zu untersuchen, Finger für Finger zu prüfen, ob nicht etwa irgend ein gefährliches Instrument zwischen ihnen versteckt sei. Zu einem hohen Grade der Kultur hatte er es hinsichtlich seiner nächtlichen Bequemlichkeit gebracht, indem er für ein weiches Lager so sehr besorgt war, daß er den Matrosen stets einige Decken entwendete, um sie für sich zu benutzen. Bei Tische, wozu man ihn freundlich einlud, war er immer anständig und gesittet, Messer, Gabel und Löffel verstand er dabei wenigstens in dem Maße wie ein achtjähriges Kind zu führen. Nach seiner Ankunft in England ward er krank, und einer seiner Lieblinge, der Koch pflegte ihn wie eine Krankenwärterin. Er erhob den Kopf vom Kissen, sobald derselbe in's Zimmer trat und richtete sein bittendes Auge auf ihn, als wenn er Linderung seines Zustandes von ihm hoffe. — Cuvier erwähnt eines Weibchens das er in Paris beobachtete. Es war ebenfalls sehr sanft und gutmüthig, liebte die Gesellschaft, ließ sich gern liebkosen, gab Küsse im eigentlichen Sinne und sog gern an den Fingern, aber nicht an den seinigen. Oft waren ihm die fremden Besuche lästig, dann versteckte es sich unter seine Decke, bis sie fort waren, doch that es dieß bei Bekannten nie, die es immer freundlich empfing. Es brauchte seine Hände im Allgemeinen

wie wir, nahm die Speisen mit den Fingern, nur bisweilen mit den Lippen und soff schlürfend. Später gebrauchte es Gabel und Löffel und wenn es die Speisen auf dem Teller, anfangs nicht gleich auf den Löffel brachte, so gab es denselben seinem Nachbar um ihn zu füllen. Als es einst sein Trinkglas so schief niedergesetzt hatte, daß es fallen wollte, hielt es schnell die Hand auf die andere Seite um es zu verhindern. Es kannte die Essenszeit genau, kam dann herzu, setzte sich auf die Stuhllehne seines Wärters und nahm was er ihm gab. Als aber einst jemand Anderes sich auf den Stuhl gesetzt hatte, kam es zwar auch, verweigerte jedoch wie es den Fremden bemerkte jede Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich, auf den Kopf. Es hatte viel Zuneigung zu seinem Wärter, und als es ihn einst im Bette antraf, legte es sich vor Freude auf ihn, umarmte ihn und sog an seiner Haut. An der Thür durch die es jedesmal kam, stand ein Stuhl auf den es allemal stieg um den Schloßriegel leichter öffnen zu können, als man aber den Stuhl einst weggethan hatte, holte es ihn von selbst, ohne daß man es ihm gezeigt hatte. Zu seinen Lieblingen gehörten auch zwei junge Katzen, von denen es oft eine unter dem Arme hielt, oder sie auf den Kopf setzte, obwohl sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut festhielten. Es betrachtete einigemal ihre Pfoten und versuchte die Krallen mit den Fingern herauszureißen, da dieß aber nicht gieng, so duldete es lieber die Schmerzen als daß es das Spiel mit ihnen aufgab. Beim Sitzen ruhete es auf dem Hintern, mit untergeschlagenen Beinen, wie die Orientalen, und das Bedürfniß sich zu bedecken, war bei ihm ebenfalls groß, so daß wenn irgend wo ein Kleidungsstück vermißt wurde, man sicher sein konnte es in seinem Bett zu finden. — Dr. Abel nahm einen Orang-Utang von Java mit nach England der ebenfalls sehr sanft war und sich an Dr. Abel mit großer Zuneigung anschloß und im Allgemeinen dasselbe beobachten ließ wie die vorhergehenden. Er

mußte sehr gereizt sein, wenn er in Zorn gerathen sollte und einigemal begieng er dabei eine Handlung, die man bei einem vernünftigen Wesen als Drohung des Selbstmordes angesehen haben würde. Wenn ihm nämlich eine Orange, die er begehrt hatte, abgeschlagen wurde, so erhob er ein gewaltiges Geschrei und schwang sich wüthend in den Tauen herum, kam aber bald wieder um nochmals zu betteln. Ließ man ihn abermals leer ausgehen, so wälzte er sich wie ein zorniges Kind, eine Zeit lang auf dem Verdecke herum, stieß dabei ein durchdringendes Geschrei aus und rannte dann wüthend über das Schiff und verschwand. Als dies Dr. Abel zum erstenmale sah, glaubte er das Thier habe sich ins Meer gestürzt, aber man fand es beim Nachsuchen unter dem Schiffsgeräthe versteckt. Eine drollige Scene führte die Ankunft von acht Turteltauben, die auf das Schiff gebracht wurden, herbei. Die armen unschuldigen Thiere mochten dem Auge des Affen wunderschrecklich erscheinen, denn er nahm bei ihrem Anblick sofort Reißaus und rettete sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf den höchsten Theil des Schiffes. Von hier aus sah er angsthaft auf die ihm so furchtbaren Thiere hinab, indem er seine langen Lippen in der Gestalt eines Schweinsrüßels hervorschob und einen zwischen dem Quaken des Frosches und dem Grunzen des Ferkels schwankenden Ton hören ließ. Nach einiger Zeit wagte er zwar herabzusteigen, aber mit großer Vorsicht und beständigem Seitenblicke auf die Tauben, in deren Nähe ihn nichts zu locken vermochte. Es gieng ihm wie den Kindern, die zum erstenmale einen ihnen fremden Gegenstand sehen, aber auch sein Betragen, seine Neigungen, seine Intelligenz und sein Gemüth, selbst seine Launen sind ganz kinderhaft, und so dürfen wir ihn wohl für ein vollständiges Thier, für den Menschen auf der ersten, untersten Stufe halten.

Wir kommen jetzt zum **Hunde.** Ein ursprünglich wilder Hund kommt jetzt nirgend vor, er ist, schon seit den ersten

Zeiten des Menschengeschlechts gezähmt, und mit ihm durch alle Klimate gewandert, aber verwilderte Hunde giebt es in manchen Ländern, die jedoch nie ihre eigentliche Hundenatur so weit verlieren, daß sie nicht leicht durch gute Behandlung wieder gezähmt, sanft und treu gemacht und zu ihrer alten Lebensart zurückgeführt werden könnten.

Ueber die Stammeltern des Hundes war man nie im Reinen. Man findet zwar Hunde in den Wäldern des heißen Afrika, auf Ceylon und in Amerika, aber man hält sie nicht ohne Grund nur für verwilderte. Manche nehmen verschiedene Stammeltern an, für die kleineren Arten, den Schakal, für die größeren den Wolf, und halten die mittleren für Bastarde aus beiden. Ein sehr merkwürdiges Memoire des Herrn Isidor Geoffroy St. Hilaire weiset nach, daß der Grad der Ausbildung des Hundes stets mit dem Grade der Civilisation des Volkes oder Menschengeschlechts dem er angehört, gleichen Schritt hält und so aus dem Wolfe und Schakale unser Haushund geworden ist. Es giebt aber kein Beispiel, daß ein Schakal wirklich so zahm geworden wäre, wenn man auch annehmen wollte, daß er seinen Gestank verlöre, noch weniger lassen sich Wölfe in dem Grade zähmen. Von Hund und Wolf hat man in den russischen Steppen Bastarde, die aber so wild sind, daß sie immer an der Kette gehalten werden müssen, und auch keine Nachzucht geben. Manche Gattungen von ihnen, wie Dachshunde, Windspiele, scheinen auch so viel eigenes, zu besondern Thätigkeiten abzweckendes in ihrer Bildung zu haben, daß man diese besondern Eigenthümlichkeiten nicht gut für eine blos zufällige Folge der Ausartung halten kann. Und viele unserer Hundearten stehen wieder unter sich so weit von einander ab, sind so verschieden körperlich gebildet, stehen sich in ihren Manieren, ihrem Naturell, ihrer Intelligenz, ihrem Wollen, Denken, Thun und Treiben so schnurstracks entgegen, daß es schwer wird, für alle eine gemeinsame Stammrace anzunehmen. Doch können die vielen ver-

schiedenen Zwecke zu denen der Hund während seiner vieltausendjährigen Zähmung und Kultur ausdauernd verwendet wurde, wohl die Ursache seiner so sehr verschiedenen Gestalt, Farbe und Größe und der nicht minder verschiedenen besondern Eigenschaften sein und bastardartige Mischungen unter sich, vielleicht von einer fügsamern Natur unterstützt, als es bei den übrigen Thieren der Fall ist, auch das ihrige beigetragen haben um ihn zu dem zu machen, was er jetzt ist. Sind doch die Menschen im Innern und Aeußern fast eben so ausgeartet.

Die psychische Verschiedenheit ist bei dem Hunde noch viel größer als die körperliche, und auf kein Thier hat Erziehung eine solche eminente Einwirkung als auf sie. Man kann sie dreist, schläfrig, furchtsam, falsch, bissig, treu und schmeichelnd machen, je nachdem die Erziehung und vorzugsweise, die erste, beschaffen war. Bei keiner Thierart sind aber auch die geistigen Fähigkeiten so ungleich vertheilt, als bei ihnen, denn wenn die eine Hundeart fast von selbst lernt, so ist es nicht möglich der andern, auch mit der äußersten Mühe etwas beizubringen, so wie bei keiner Thierart die verschiedenen Neigungen und Abneigungen so widersprechend sind als bei dem Hunde. Der Wasserhund geht von selbst ins Wasser, der kleine Wachtelhund, sträubt sich aufs Aeußerste dagegen, und läuft lieber eine halbe Stunde um, sich eine Brücke oder einen Steg zu suchen.

Unter die besondern Eigenthümlichkeiten des Hundes gehört noch seine bellende Stimme, die Sprache mit der er seine Wünsche, seine Freude, seinen Zorn, alle seine Neigungen und Leidenschaften auf die verständlichste Weise ausdrückt. Kein Thier kann sich so verständlich machen als er.

Man zählt fünfundzwanzig Spielarten vom Hunde, die jede ihr eigenes hat, alle von einander körperlich und geistig verschieden sind und höher oder tiefer stehen. Am tiefsten steht der Mops, nur er ist unter der ganzen Sippschaft dumm und kann und will nichts lernen. Wenig höher stehen seine Vettern

die übrigen Schooshunde. Der kamtschadalische Hund lernt wenigstens ziehen, hat gleich die schlechte und rohe Art seiner Erziehung, Nahrung und Behandlung, sein ursprüngliches Hundenaturell so verändert, daß die edelsten Hundetugenden, Treue, Anhänglichkeit und Wachsamkeit, ihm ganz fremde Dinge geworden sind. Höher noch stehen die Hof- und Jagdhunde, deren natürliche Eigenthümlichkeit, sich bei guter Erziehung leicht zu einem bewundernswerthen Grade vervollkommt und ausbildet; dem Menschen am nächsten aber steht der Pudel, und was gescheidtes und Braves am einzelnen Hunde gerühmt wird, findet sich vereint in ihm. Sein Geruch, sein Gedächtniß, seine Treue, seine Geschicklichkeit sich in die Launen seines Herrn zu fügen, seine Willigkeit, seine Beobachtungs- und Kombinationsgabe, seine Gewandtheit und seine Lernfähigkeit, die ihm alle menschlichen Künste und wären es die allerlistigsten Diebskünste, begreifen, fassen, und ausführen läßt, machen ihn zu dem Vollkommensten seiner Gattung. Wir werden später auf die ganze Klasse zurückkommen, hier war für ihn, wie für das Schwein, das Schaaf, die Ziege, das Rind, die Katze und das Pferd nur die Angabe der Stelle nöthig.

Der **Elephant** beschließt die Reihe der Säugethiere. Wir stellen ihn an das Ende der langen Reihe, stellen ihn auf den höchsten Punkt, und nannten wir den Storch den Philosophen unter den Vögeln, so dürfen wir ihn um so gewisser den Weisen unter den Säugern nennen und ihm den Platz über der List, der rohen Kraft, dem äffischen Menschenthume oder der hündischen Gelehrigkeit einräumen. Seine geistigen Fähigkeiten übertreffen die aller andern Thiere und trotz seiner ungeheuren Größe und Schwere ist er dennoch das hurtigste, geschickteste, gescheidteste, gelehrigste und verständigste Thier, das Thier, welches alle diese Eigenschaften mit einander verbindet, während sie bei den andern, wie bei den Pferden, Hunden, Bibern, Affen u. s. w. immer nur einzeln vorhanden sind.

Kein Thier stand schon in den ältesten Zeiten mit dem Menschen in so freundschaftlicher Verbindung, ward zu einer so großen Mannigfaltigkeit von Geschäften gebraucht, und von keinem sind in den ältesten wie in den neuesten Zeiten, selbst im dunkelsten Mittelalter solche Schilderungen entworfen worden. Der Nutzen den er den Bewohnern der heißen Himmelsstriche gewährt, ist ganz unberechenbar, an ihm bestätigt sich die Behauptung daß der Grad der Ausbildung des Thieres mit dem Grade der Civilisation des Volkes oder Menschengeschlechts, dem er angehöre, stets gleichen Schritt halte, er ist dort nach und nach zum willigsten und geschicktesten Gehülfen des Menschen geworden, und verdient um so mehr die Achtung die er dort genießt, als seine Dienste nicht die eines Sclaven, sondern eines freien, gleichsam überlegenden, einsichtsvollen Menschen sind.

Das Vaterland des Elephanten ist Asien und Afrika, nur findet zwischen den Eingebornen beider ein bedeutender Unterschied in Ansehung der Größe und anderer Umstände statt, doch trifft man sie in beiden Welttheilen wild und in schattigen, großen Wäldern, die sie besonders lieben, an. Sein Körper übertrifft an Größe den jedes andern Landthiers, er hat einen großen, länglichen Kopf, eine große, schöne Stirn, viel Gehirn, wenn auch nach Verhältniß weniger als der Mensch, ein klares, braunes, feines und vielsagendes Auge, in der Bewegung unerwartet viel Leichtigkeit und sogar noch Anmuth. Das Auffallendste an ihm sind die beiden weit hervorragenden Stoßzähne, die eine Größe von sieben bis acht Fuß erlangen können, und der lange nach allen Seiten hin bewegliche Rüssel, in dem sich Nase und Oberlippe zusammen verlängert haben, und dessen er sich wie einer Hand bedient. Diesen Rüssel kann er nach Belieben bis auf sieben oder acht Fuß verlängern, oder auch bis auf zwei Fuß einziehen, und mit der fingerähnlich verlängerten Spitze die kleinsten Geldstücke, und zwar mehrere zugleich, von der Erde aufnehmen, Knoten auflösen, Thüren

durch Umdrehen des Schlüssels öffnen, Pfropfen aus Flaschen ziehen, Blumen abpflücken u. s. w. Seine Kraft und Stärke in diesem Gliede ist aber hinwiederum so bedeutend, daß er den größten Tiger durch einen Schlag damit tödtet, und Lasten von zweihundert Pfund in die Höhe hebt.

Der Elephant liebt die Geselligkeit, und geht in seinem freien Zustande immer in großen Heerden. Bei ihren Zügen gehen die älteren Männchen, mit den größten Rüsseln voran, die jungen und die schwachen bilden das Centrum, wobei die Mütter ihre Jungen mit dem Rüssel führen, und die mitteljährigen den Nachtrab. Diese Ordnung beobachten sie aber nur, wenn sie Gefahr befürchten, oder wenn sie auf angebaute Felder zur Weide gehen, wo ihr natürlicher Verstand ihnen sagt, daß die Menschen dieß nicht leicht ungestraft hingehen lassen. In ihren einsamen Wäldern beobachten sie diese Vorsicht nicht besonders streng, doch trennen sie sich nie so weit von einander, daß sie sich nicht in Zeit der Gefahr schnell zu Hülfe eilen könnten. Die Mutter liebt ihr Kind sehr, vertheidigt es in jeder Gefahr muthig, stürzt sich selbst nach, wenn es in eine Fallgrube gerathen ist, sucht ihm herauszuhelfen, obschon sie recht gut weiß, daß sie dadurch ihre Freiheit, ja vielleicht sogar ihr Leben verlieren wird. Sonderbar ist dabei, daß Junge, mit der Alten gefangen und nur zwei Tage von dieser getrennt, nicht wieder von ihr angenommen werden. Wirkt der Verlust der Freiheit vielleicht so stark auf ihre Psyche, oder will sie es nicht in die Sclaverei nachziehen, und glaubt sie vielleicht durch dieses Zurückweisen ihres Lieblings ihm die Freiheit zu erhalten, deren Verlust ihr so schmerzlich ist? Wohl wäre dies möglich.

Der Charakter des Elephanten ist ernst, gesetzt, vorsichtig und bedächtig, aber im Ganzen höchst gutmüthig. Dabei ist er willig, gehorsam und sehr anhänglich an seinen Führer, den er nach Jahren noch sofort wieder erkennt. Seine Sinne sind

äußerst fein, ihnen entgeht nichts, nicht minder außerordentlich sind aber auch seine geistigen Fähigkeiten. Seine Unterscheidungsgabe und seine Urtheilskraft sind vollkommen, er erkennt durch sie Raum, Zeit, Form, Farbe, Ton, Wort, Umstand, Person, Freund und Feind, kann deshalb auch wie ein vollkommener Mensch behandelt werden, und wie ein vollkommener Knecht dienen. Für ihn ist ein Wort hinreichend, um ihn zu lenken, anzuspornen, oder ihn zu vermögen Schiffe zu ziehen, Lasten zu tragen, niederzuknien, sich selbst zu beladen, oder irgend eine Arbeit zu verrichten. Man darf ihm nur sagen, was er thun soll, und nie mißkennt er die Stimme seines Herrn, dessen Befehle er mit Aufmerksamkeit anhört, und mit Klugheit und Eifer vollzieht. Er kennt das bekannte Wort, weiß das Kommandowort, die Aeußerung des Mißfallens und des Lobes genau zu unterscheiden und sein Verfahren darnach einzurichten; dabei hat er ein vortreffliches Gedächtniß, besitzt viel Einbildungskraft, träumt deshalb auch und zwar sehr lebhaft. Jede Vorkehrung, die man seinetwegen macht, oder die auf eine für ihn bestimmte Arbeit zielt, bemerkt er sehr deutlich, da er seinem Meister immer auf die Augen sieht und seine Mienensprache versteht, und verrichtet deshalb manches ungeheißen, zeigt aber bei allem viel Geschicklichkeit und Ueberlegung. Sperrt sich das Bauholz, das er an einem Seile mit den Stoßzähnen fortschleppt, so läßt er das Seil fallen, hebt das Holz herum, oder beseitigt das Hinderniß auf eine andere Weise, dann faßt er das Seil von neuem, und bringt das Holz ohne alle menschliche Hülfe an Ort und Stelle, sobald er nur einmal gesehen hat, wohin er es schaffen soll. Bepackt man ihn, so untersucht er selbst, ob auch die Lasten festliegen, und rollt eine Tonne oder ein Faß fort, das er weiter zu bringen hat, so holt er von freien Stücken Steine, um die Last aufzuhalten. Zu Mahie, auf der Küste Malabar, sah ein Reisender einen Elephanten, der unter der Leitung eines

Knaben Bauholzstämme aus dem Flusse ziehen mußte. Er that dieß nicht nur willig und geschickt, sondern legte auch nachher, ganz aus eigenem Antriebe, die Stämme in schönster Ordnung auf einander. Ein anderer Reisender erzählt, daß er zwei Elephanten gesehen habe, die von ihren Kornaks oder Führern den Auftrag hatten, eine Mauer niederzureißen. Sie vereinigten ihre Kräfte, und stießen mit ihren Rüsseln, die man mit Leder gegen Beschädigungen verwahrt hatte, gegen den stärksten Theil der Mauer, wiederholten diese Stöße, beobachteten mit den Augen aber sorgfältig die Wirkungen des Gleichgewichts und folgten demselben bis alles hinlänglich aufgelockert war. Nun strengten sie noch einmal alle ihre Kräfte an, zogen sich dann aber schnell zurück, damit sie nicht verwundet würden, und das Ganze stürtzte zusammen. Sonnini erzählt uns von einem Elephanten, der dem Könige von Neapel gehörte, und mit dazu benutzt wurde, den Maurern, die am Schlosse arbeiteten, das nöthige Wasser in einem großen kupfernen Gefäße aus einem benachbarten Brunnen herbeizuschaffen. Er hatte bemerkt, daß man diese Gefäße zum Kupferschmied schaffte, wenn sie einer Ausbesserung bedurften, als er daher eines Tages sah, daß das Gefäß leck war, trug er es selbst zum Kupferschmied, gab diesem zu verstehen, was er thun solle, nahm es, als es ausgebessert war, wieder in Empfang und machte sich von neuem an seine Arbeit. Könnte wohl ein Mensch verständiger handeln?

Trotz der Sanftmuth, Milde und Willigkeit, die der Elephant im Allgemeinen zeigt, hat sein Charakter doch auch Eigenschaften, die das heiße Blut des Südens nur zu sehr in ihm beurkunden. Empfindlichkeit, leichte Reizbarkeit, Eitelkeit, Rachsucht und zu Zeiten selbst unzähmbare Wuth, sind Schattenseiten, die ihn jedoch in psychischer Beziehung nicht tiefer stellen. Hat ihm sein Kornak für die prompte Ausführung einer beschwerlichen Arbeit ein Glas Wein oder Arrac, seine Lieb-

lingsgetränke, versprochen, so muß er eben so regelmäßig sein Versprechen erfüllen, wenn er ihn nicht in unbändigen Zorn und Wuth ausbrechen sehen will. Unbilden, selbst Foppereien und Neckereien erträgt er selten, ohne sich dafür fühlbar zu rächen. Ein Landmann, erzählt uns Wolf in seiner Reise nach Ceylon, an dessen Thüre vorbei die Elephanten täglich zur Tränke geführt wurden, gab einem von ihnen dann und wann einige Feigenblätter, die der Elephant gern frißt. Einst gerieth er auf den Einfall, ihn zu foppen, und wickelte einen Stein in die Feigenblätter, gab ihn dem Elephanten, der ihn auch nahm, mit dem Rüssel zum Munde brachte, aber bald fallen ließ. Der Kornak trieb seine Elephanten fort und tränkte sie, als sie jedoch zurückkamen, saß der Landmann noch vor seiner Thür, und der Elephant, in dem der Aerger über die Neckerei jetzt erst zum Ausbruche kam, faßte ihn mit dem Rüssel, warf ihn nieder und trat ihn so, daß er augenblicklich starb. Leichter und mit dem bloßen Schrecken kam ein Schneider weg, der einem Elephanten statt einiger Früchte, die auf dem Fenster, an dem er arbeitete, lagen, einen Nadelstich gab. Bei der Rückkehr reckte das Thier den Rüssel abermals zum Fenster hinein, und bespritzte den armen, nichts ahnenden Schneider mit einer Schlammbrühe, aber mit einer solchen Gewalt, daß er von seinem Stuhle stürzte und halbohnmächtig war.

Doch ist er auch dagegen der Reue fähig, einer wahrhaft moralischen Eigenschaft, der menschlichsten aller Empfindungen, die allein ihn schon höher stellt, als alle übrigen Thiere. Ein Elephant hatte in der Wuth seinen Kornak getödtet, und die Frau desselben warf, im ersten Schmerz über diese schreckliche Scene, sich und ihre beiden Kinder dem wüthenden Thiere entgegen, indem sie rief: „Hast Du meinen Mann getödtet, so tödte auch uns!“ Der Elephant hielt sogleich inne, man sah den Wechsel seiner Empfindungen, und wie von Reue und einem Gefühl der Vergeltung für seine Unthat durchdrungen,

ergriff er mit seinem Rüssel den ältesten Sohn, setzte ihn auf seinen Rücken und wollte nun durchaus keinen andern Führer leiden. — In dem englischen Lager bei Cownpur in Ostindien riß sich einer der stärksten Elephanten los, stürmte mit fürchterlichem Gebrüll durch das Lager, warf alles, was ihn in seinem Laufe hinderte, zu Boden, zertrümmerte die Zelte, beschädigte eine Menge Menschen und tödtete zuletzt seinen Wärter, der ihn einfangen wollte, mit einem Schlage seines Rüssels. In dem Augenblicke, wo er dies gethan hatte, und sah, daß der Kornak nicht mehr aufstand, hielt er plötzlich inne, blieb wie eingewurzelt stehen, schien betrübt, und blickte ihn mit mitleidigen Augen an. Er hielt sich einige Minuten lang ruhig, gieng dann langsam auf den Platz, wo er sich losgerissen hatte, und in seinen Stand hinein, vor dem die zweijährige Tochter des Wärters lag. Der Elephant faßte nun das Kind um den Leib, aber so sanft, als es nur seine Mutter gethan haben würde, hob es vom Boden auf, und überhäufte es eine Zeitlang mit Liebkosungen und Schmeicheleien. Alle Zuschauer zitterten für dessen Sicherheit, und erwarteten jeden Augenblick, daß es das Schicksal seines unglücklichen Vaters theilen würde. Aber das kluge Thier legte das Kind, nachdem es dasselbe dreimal herumgedreht hatte, ruhig nieder, und zog die Decke, die heruntergefallen war, wieder über dasselbe. Nun stellte es sich vor das Kind, hielt seine Augen fest auf dasselbe gerichtet, und wenn ich hier nicht Thränen der Reue aus seinen Augen quellen sah, — sagt der Berichterstatter, — so habe ich nie in meinem Leben welche gesehen. Er ließ sich sodann ohne Widerstand an seine Kette legen, stand völlig bewegungslos und niedergeschlagen und schien von dem Gefühle ergriffen zu sein, daß er etwas begangen habe, was nicht wieder gut zu machen sei. Sein Kummer wurde immer sichtbarer, als er da stand, und das kleine vaterlose Kind betrachtete, das zufolge des frühern vertraulichen Umgangs mit ihm, ohne alle Furcht zu sein

schien, und harmlos mit seinem Rüssel spielte. Von diesem Augenblicke an war das Thier stets geduldig und ruhig, schien immer höchst erfreut, wenn es die kleine Waise zu Gesichte bekam, und liebkosete sie dann, aber seine Gesundheit hatte seit dem Tode seines Wärters eine sichtbare Erschütterung erlitten, es fiel ab und starb sechs Monate nachher.

So furchtbar die Ausbrüche seiner Wuth, so rührend die Beweise seiner Reue sind, so besitzt er noch eine andere moralische Kraft, eine Kraft, die nur der rechte, ächte Mensch im Stande ist auszuüben, die Kraft, sich in seinem Zorne mäßigen, seinen Zorn übermeistern, sich selbst bändigen zu können, und: „Wer seines Zornes Meister wird, ist stärker als der zehn Städte gewinnt," sagt Salomo. Mistreß Heber erzählt uns in ihrem Tagebuche einen solchen Fall, wo ein Elephant einen Menschen, der ihn beleidigt hatte, ein beträchtliches Stück weit geschleudert, schon den Fuß auf seinen Körper gesetzt hatte, doch plötzlich anderen Sinnes geworden und fortgegangen sei, ohne ihm weiter etwas zu Leide zu thun. Allerdings mögen solche Fälle selten vorkommen, sind sie doch bei dem Menschen selten. Nur wenige Menschen haben diese ungeheure moralische Kraft, auch nur wenige Elephanten, bei denen Individualität und Erziehung eben so kräftig Theil hat und einwirkt, werden sie haben.

Die Stimme des Elephanten ist dreifacher Art. Ein scharfes, schmetterndes Geschrei, stößt er wie zum Scherz aus dem Rüssel, wenn er mit seines Gleichen spielt, ein schwaches, aus dem Maule, wenn er nach Nahrung verlangt und ein heftiges, wirklich fürchterliches Brüllen im Schrecken oder in der Wuth. Sprechen und Rechnen kann er nicht, dagegen macht Musik, trotz seiner schlechten Stimme, einen großen Eindruck auf ihn, soll ihn sogar zur Liebe und Mitempfindung reitzen, gewiß aber freut er sich ihrer, geht nach dem Takte, und lernt sogar tanzen. Schon Sueton erzählt uns daß der Kaiser Domitian zu einem

Feste daß er den Römern geben wollte, einige Elephanten im Tanzen nach der Musik unterrichten ließ. Man lehrte sie die schwersten Wendungen machen, und als eines dieser Thiere seine Lektion nicht gut gemerkt hatte, ward es ausgescholten, gieng aber die darauf folgende Nacht auf die Wiese, um sich, für sich allein im Tanzen zu üben. Si fabula vera, so zeigt sie, daß er für seinen Körper beinahe Unmögliches lernen, daß er denselben gerade zu seiner Psyche, seinem Willen unterwerfen können muß. Die Geschichte von dem Elephanten Kionig, Eigenthum der Gebrüder Maffey, der vor zwanzig Jahren in Paris und London auf dem Theater so viel Aufsehen machte, Schauspieler und Tänzer war, ist bekannt.

Sonderbar ist, daß dieses große, muthige Thier sich vor einer Maus so fürchtet, daß es, kann es nicht entfliehen, am ganzen Leibe zittert und den Rüssel fest auf die Erde stemmt. Eine sonderbare Idiosynkrasie. Weniger sonderbar kommt mir vor, daß er nicht über hölzerne Brücken geht, wenn er das Wasser tief unter sich sieht. Er kennt und fühlt sich selbst und seine Schwere, ist viel zu vorsichtig sein Ich einer so schwachen Balkenlage zu vertrauen und das Ding kommt ihm viel zu gefährlich vor, als daß er das Wagestück so ohne weiteres unternehmen möchte. Aber sonderbar ist, daß er sich so wenig aus dem Verluste der Freiheit zu machen scheint, so schnell zahm wird, und selbst seine freien Brüder in die Gefangenschaft locken hilft, denn zum Fange wilder, einzeln gehender Männchen werden zahme Weibchen benutzt, die sie anlocken, so daß erstere mit ihnen beschäftigt und sie liebkosend, gebunden werden können. Aber auch wo ganze Heerden oft von vierzig bis hundert Stück auf einmal eingefangen werden, geht das Geschäft im Verhältniß zur Größe und Kraft der Thiere sehr ruhig ab, und das Pferd der Steppen, der Ochse der Pampas machen mehr Umstände, ehe sie die Oberherrschaft des Menschen anerkennen und sich mit Vertrauen ihm anschließen.

Was wir bis jetzt von dem Elephanten erzählten, bezog sich auf den indischen, der afrikanische ist kleiner, wilder, schwerer zu zähmen und weniger ausdauernd als der erstere, wird daher jetzt, wo es noch in Ostindien und namentlich in Ceylon, genug wilde giebt, nur seiner Zähne wegen, die besser als die des asiatischen sein sollen, gejagt und getödtet

Mit dem Elephanten, diesem Halbmenschen, der nicht blos eine natürliche, sondern auch eine politische, militärische, mythologische, artistische und literarische Geschichte hat, beschließen wir die lange Reihe der Säugethiere. In allen fanden wir viel Wahrnehmungskraft, Gedächtniß, Einbildungskraft, Zeit-, Orts-, Formen-, Farben- und Tonsinn, viel Denkkraft, Naturell und Temperament, Empfindungsfähigkeit für Freude und Schmerz, Fähigkeit etwas zu lernen, sich auszubilden und dem Menschen anhänglich zu werden. Alle stehen mit ihresgleichen, mit Freunden und Feinden, in einem mehr oder minder deutlich erkannten Verhältnisse und alle haben schon ein Bewußtsein ihrer selbst, oder etwelche Persönlichkeit, doch mußte auch in dieser Klasse wieder ziemlich hoch hinaufgestiegen werden, um die Höhe der obersten Thiere der nächstvorangegangenen Klasse zu erreichen. Uns bleibt jetzt aber noch zu zeigen übrig, welchen Eindruck und welche Veränderung in dem physischen und psychischen Ich unserer Säugethiere der durch Generation fortgesetzte Umgang mit dem Menschen und seine körperliche und geistige Einwirkung auf sie hervorgebracht hat. Die Säugethiere, welche der Mensch sich zu Hausgenossen erwählte, haben dadurch so eigenthümliche Weisen zu denken, zu empfinden und zu handeln angenommen, daß man von ihnen nur sagen kann, meine Katze, mein Hund, mein Pferd ist so, hat so gehandelt, benimmt sich so, ohne deßhalb bei jedem Thiere der Art, auf gleiches Naturell, gleiche Fähigkeit und gleiche Handlungsweise schließen zu dürfen. Wir haben Schwein, Schaaf, Rind, Ziege, Katze, Pferd und Hund, zwar in die Reihe gestellt, aber dort sie nur im

Allgemeinen, so weit als zur Begründung ihres Platzes nöthig schien, erwähnt und lassen hier nun noch besondere Charakteristiken von ihnen folgen, von denen wir wünschen, daß sie recht viele unserer Leser zum Beobachten derselben reitzen mögen.

Das Schwein ist nach seinem Aeußern und Innern, seiner schmutzigen Lebensart und seinem rücksichtslosen, groben, abstoßenden Betragen ein unschönes, wunderliches Thier. Man setzt es gewöhnlich sehr tief; dumm und unfläthig wie ein Schwein, ist zum Sprüchworte geworden, das seine plumpe, barocke Gestalt, sein watschelnder Gang, sein gedankenloses Vorwärtsrennen, sein Wohlgefallen an allem Schmutz und Unrath zu bestätigen scheint, doch hat es alle fünf Sinne vollkommen, zum Theil sogar sehr scharf und sollte deßhalb auf eine größere, geistige Thätigkeit schließen lassen, hat aber leider durch die Pflege des Menschen nicht an Klugheit gewonnen, wie der Hund, der Elephant oder das Pferd. Sein Schädel ist häßlich geformt, nur eine schmale schiefe Fläche, äußerlich und innerlich eckig, ohne irgend eine Schönheits- oder Anmuthslinie, sein Gehirn wie sein Auge äußerst klein, seine Ohren träg und schlapp herabhängend, Bauch und Maul der Erde zugethan. Keinem Thiere ist es so gleichgültig was es frißt, wie dem Schweine, ihm ist alles recht, wenn es nur den Bauch füllt, und verdaut werden kann, Obst, Wurzeln, Würmer, Larven, Gedärme, verfaultes Fleisch, selbst sein eigener Koth oder gar seine eigenen Jungen, wenn sie ihm zu viel schreien.

Von seinen Sinnen ist das Gesicht das schwächste, sein Gehör besser, sein Betastungssinn im Rüssel sehr fein, sein Geschmack, obschon es alles frißt, doch ausgebildet und wählerisch. Es frißt von unsern einheimischen Pflanzen nur zwei und siebzig Arten, läßt dagegen einhunderteinundsiebzig ganz unberührt, unterscheidet dabei sein Futter sorgfältig, liebt die besten Speisen, und wird auch nur von denen die es liebt, fett. Sein Geruch ist nicht minder scharf, und trotzdem es immer im

stinkenden Unrathe herumwühlt, mit Wohlbehagen das allerfaulste Fleisch verzehrt, ihm dabei der widrige Verwesungsgeruch gar nicht unangenehm zu sein scheint, riecht es doch das Wasser in sehr weiter Entfernung, und wittert selbst die Trüffeln tief unter der Erde, die es, eine seiner Lieblingsspeisen, dann gierig herauswühlt.

Der ganze Umfang seiner Triebe scheint sich blos auf eine wüthende Brunst und eine unersättliche Freßbegierde einzuschränken. Es findet in allem noch etwelche Nahrung und die Gier mit der es immer fort nach Nahrungsfähigem herumwühlt, scheint in dem dringenden Bedürfnisse seinen Bauch immer voll zu erhalten, zu liegen. Sein liebster Aufenthalt sind Sümpfe und recht schmutzige Pfützen, die es bei seiner ohnehin hitzigen Natur, besonders im Sommer gern aufsucht um sich abzukühlen, und das häufige Ungeziefer zu vertilgen. Es wälzt sich in der stinkenden Mistpfütze, wenn es den Magen voll hat, mit derselben Wollust herum, wie der Schwelger auf seinem Eiderdaunenlager, wenn er sich in Austern recht satt aß und den Champagnerrausch verschlafen will. Zwischen beiden ist also eigentlich nur der Unterschied des Stoffes und des Lagers, und die Freude an der Bewegung im Weichen, sollte ebenso auf ein nicht unfeines körperliches Hautgefühl hindeuten. Kann das Schwein sich so tief in den Moder hineinarbeiten, daß nur die Spitze des Rüssels noch herausguckt, so bleibt es behaglich liegen und giebt dem Vorübergehenden durch ein leises, kurzes Grunzen seine Seeligkeit kund. Die gewöhnliche Sprache der Schweine ist nur ein inarticulirtes Grunzen, das aber bei Beleidigung, Fesselung, Todesnoth und wenn Gewitter oder starke Platzregen auf der Weide sie überfallen, in ein gellendes, gräßliches Geschrei übergeht. Sonderbar ist, daß, so wie ein Schwein diese Töne angiebt, sogleich die ganze übrige Heerde zu einem ohrzerreißenden Konzert mit einstimmt, aber auch zur Hülfe des Bedrängten herbeieilt. Ein Zug der uns wenigstens eine

höhere Seite, treue, eifrige kameradschaftliche Hülfe in der Noth beweißt.

Das Schwein hat viel Sinn für Geselligkeit, geht gern in Heerden und hält dabei gut zusammen. Trotz ihres ewigen Zankens und Beißens untereinander, die Folge des Futterneides, vielleicht des einzigen Affektes, der dem Schweine zugeschrieben werden darf, leben sie doch friedlich, und sind sogar eines für das andere eine Art Autorität, wie dieß auch bei den Schafen der Fall ist. Giebt eins der vorderen den Ton an und fängt an zu rennen, so rennt die ganze Heerde blindlings hinterdrein, stürzt sich unaufhaltsam ins Wasser, oder springt in den Abgrund, immer dem Vordern nach. Allein ist nichts mit ihm anzufangen, es ist noch nicht fähig die geistige Oberherrschaft des Menschen zu begreifen und deßhalb auch auf seine starrsinnige Dummheit nicht einzuwirken. Zehnmal herumgedreht und auf den rechten Weg gewiesen, kehrt es zehnmal wieder um, bis es zuletzt bei längerer Dauer des Streites den eigenen Willen vergißt und der Gewalt nachgiebt. Bei keinem Thiere ist Wachen und Schlafen so wenig verschieden als bei dem Schweine, ja selbst sein Wachen ist nur eine Art Traum und die Eindrücke des Tages gehen nicht tief, sind bald vergessen. Deßhalb und weil es überhaupt wenig Phantasie hat, wird auch kaum ein Traum an ihm bemerkt, und wenn es ja träumt, so steigen ihm nur Bilder von dem auf, was den ganzen Tag einzig und allein seine Seele erfüllte, es grunzt dann nur, wie wenn es sich um Futter zanke. Intelligenz ist ihm ganz fremd, es hebt den Kopf nie, wie es das Pferd oder der Hund, selbst das Schaaf thut und schüttelt man ihm Eicheln vom Baume, so schaut es, wie bekannt, niemals empor um zu sehen woher sie kommen oder ob keine mehr kommen, es frißt sie nur.

Liebe und Freude an seinen Jungen, aber natürlich nach seiner Art, ist nebst dem Futterneide, der einzige bemerkbare

Affekt. Ihre Jungen vertheidigt die Mutter mit großer Wuth, und Wehe dem, der eins anrührt, sie ist im Stande und frißt ihn auf. Besondere Sorgfalt verwendet sie übrigens nicht auf sie und legt sie hin wo es sich gerade trifft, ohne nur irgend Anstalten zu einem Neste oder irgend einem weichern Lager für die zahlreiche Nachkommenschaft zu machen. Eine Sonderbarkeit ist, daß bei keinem andern Thiere so viele und so sonderbare Mißgeburten vorkommen, was eigentlich auf eine lebhafte, leicht erregbare Phantasie schließen lassen sollte, die man doch bei dem Schweine nicht suchen darf. Eine andere Eigenheit ist, daß die jungen Schweine ihre sogenannten Milchzähne, nicht wie alle anderen Thiere abstoßen, sondern dieselben behalten, daß diese Zähne fortwachsen und man ihr Alter nur an der Größe derselben erkennen kann. Die Hauptwaffe sind, wie bei den wilden Schweinen, auch bei den zahmen, die großen Eckzähne, Hauer genannt, die bei dem Eber zwar größer und stärker sind, mit denen aber beide Geschlechter trotzig ihren Feind angreifen.

Idiosynkrasien, diese sonderbaren, eigenthümlichen Zu- oder Abneigungen, die einzelne Thierarten, oft ohne daß ein vernünftiger Grund sich auffinden ließe, gegen Dinge, Sachen oder selbst einzelne Menschen haben, und die zu den merkwürdigsten und unerklärlichen Erscheinungen des psychischen Theils derselben gehören, hat das Schwein nicht, sein Geist ist deren noch nicht fähig, ist zu träg, zu plump. Ueberhaupt scheint das Schwein unter allen Säugethieren die wenigsten Fähigkeiten zu besitzen, und alle seine Empfindungen sind so stumpf, daß es nur durch längere Uebung seinen Stall wieder finden lernt. Aber trotz der rohen Gemeinheit der ganzen Art, hat man bei einzelnen Schweinen doch, wenn auch nur geringe Lernfähigkeit entdeckt und benutzt, so daß selbst auf dieser niedrigen Stufe schon die Individualität ihr Recht geltend macht. Als Ludwig XI. zu Plessis le Tours unheilbar krank lag, und kein Mittel mehr

unversucht war, um die tiefe Melancholie, die ihn beherrschte, zu zerstreuen, kam ein erfinderischer Kopf auf den sonderbaren Einfall Ferkel zum Tanzen und Springen nach den Tönen des Dudelsacks abzurichten. Er bekleidete sie vom Fuß bis zum Scheitel, so daß sie in schön galonnirten Leibröcken, mit schmucken Manschetten, einem Federhute und den Degen an der Seite einhergiengen. Zu allen Bewegungen abgerichtet, sprangen sie nach dem Komando, tanzten allerlei lustige Tänze und machten ihre Komplimente. Das einzige, was ihnen Mühe kostete, war der aufrechte Gang, denn sobald sie sich auf den Hinterfüßen aufgerichtet hatten, fielen sie sehr bald, unter lautem Grunzen, immer wieder nieder und in Kompagnie ging es dann hop, hop, hop, munter durcheinander, aber auf eine so komische, drollige Art, daß der König trotz der schmerzhaften Art seiner Krankheit, sich doch des Lachens nicht enthalten konnte. Diese sonderbaren Schauspieler folgten dem Direktor der Truppe überall hin, machten ihm Liebkosungen und gehorchten ihm aufs pünktlichste. — In London zeigte man sogar einmal ein gelehrtes Schwein, das lesen konnte, aus mehreren vor ihm liegenden Alphabeten ihm aufgegebene Namen zusammensetzte und genau die Zeit einer ihm vorgehaltenen Uhr angab. — Auch Dieskau erzählt uns von einem gezähmten Schweine, daß sich besonders an eine junge Dame anschloß, sie sogar einmal vertheidigen wollte, obwohl es sonst Niemand, selbst seinen Fütterer nicht leiden konnte und zuletzt aus Aerger über einen zahmen Fuchs starb. Dieß dürfte fast einer Idiosynkrasie ähnlich sehen, doch macht eine Schwalbe noch keinen Sommer uud selbst die eben erzählten Tanz- und andern Kunststücke können uns nicht abhalten zu behaupten, daß im Schweine nur das wahre, treue Bild, der gemeinen, rohen Thierheit, zu finden sei.

Das **Schaaf** ist ein mildes, sanftes, gutmüthiges, furchtsames, aber dabei leidenschaftloses Thier, das von der Natur ganz wehrlos gelassen eine leichte Beute aller seiner Feinde

wird. Mag es von dem asiatischen Argali oder dem sardinischen Mufflon stammen, so hat die Zähmung zwar sein Vließ veredelt, aber auch seine Psyche so verändert und herabgedrückt, daß keine Spur von dem leichten und kühnen Charakter seiner Stammeltern in ihm geblieben ist. Das Schaaf ist mit dem Menschen durch die ganze Welt gewandert, aber seine Reisen, seine Versetzung in wärmere oder kältere Himmelsstriche haben ihm nichts genutzt, es ist immer dasselbe Schaaf geblieben, wenn auch sein Aeußeres dabei manche Veränderung erlitt.

Seine äußere Form ist nicht unschön, sein Leib ist proportionirt, sein Kopf schöner als der des Schweines und seine zarten schlanken Beine sogar zierlich. Aber keiner seiner Sinne scheint uns ausgezeichnet. Sein Gesicht und Gehör ist nicht besonders gut und am meisten ausgebildet, scheint noch sein Geschmack zu sein. Seine Physiognomie ist nichtssagend und ausdruckslos, sein Auge stiert gedankenlos in die Weite, dümmer sieht kein Säugethier aus, selbst das Kalb nicht kurz nach seiner Geburt. Auf höhere geistige Fähigkeiten, darf man nach dem Gesagten also keinen Falls schließen; Einbildungskraft, wenn man nicht seine grenzenlose Furcht bei jeder Gefahr einer regen Phantasie zuschreiben will, so wie Verstand gehen ihm ganz ab, Wahrnehmungsgabe wie Gedächtniß sind unbedeutend und es hat deßhalb auch nur wenig Bewußtsein. Keine seiner Stellungen oder Gebärden verräth Geist, keine seiner Handlungen Verstand, immer rennt, es gedankenlos fort, rennt so wie ein ungewöhnliches Geräusch seine schwache Psyche in Verwirrung bringt, aus einer Gefahr in die andere, und unterscheidet in diesem Falle gar nicht mehr. Es sieht dann etwas wo nichts ist und nichts wo etwas ist, weil es nicht denkt und die wirkliche Gefahr gar nicht begreift. Es ist in ihm kein inneres Bewußtsein der Gefahr, also auch keine eigentliche Furcht, die immer Gedanken, immer Kenntniß und Erwägung der Gefahr bedingt, was es in diesen Zustand versetzt, sondern

psychische Ohnmacht, geistige Gefühllosigkeit, Unfähigkeit auch nur den kleinsten Begriff zu fassen, überhaupt aber seine gänzliche geistige Nichtigkeit. Bei ihm ist es immer nur Verlegenheit, geistige Verblüfftheit, die jede Gefahr in ihm hervorbringt, es zittert dabei nicht wie das Pferd oder der Hund, sondern es steht dabei dumm glotzend da, oder es reißt aufs Gerathewohl aus, selbst der Gefahr in den Rachen. Sehr dumm haben sie erst noch beim Laufen oder Davonrennen den Kopf in die Höhe, ohne in die Sache hinein oder je einmal rückwärts zu schauen. Um die Ursache des ihnen verursachten Schrecks kümmern sie sich nicht, bei ihnen ist keine Spur von Neugierde oder Wißbegierde und weder rückwärts noch auf die Seite schauen, ist ein schlimmes Zeichen an Thieren und Menschen. Allein oder mit vielen zusammen macht keinen Unterschied bei ihnen, von gegenseitiger Hilfe ist in der Schaafheerde keine Rede, sie drängen sich bei jedem ungewohnten Geräusch nur in einen dichten Knäuel zusammen. Der Knall eines Feuergewehrs, das schnelle Auflodern einer Flamme, besonders aber Blitz und Donner bringen sie außer aller Fassung, und wenn des Nachts Feuer ausbricht, die Heerde mühsam gerettet ist, so rennt sie blindlings in den brennenden Stall zurück.

Einen wirklich eigenen Willen hat das Schaaf gar nicht, es folgt deßhalb seinem Leithammel, so wie dem bellenden Hunde, oder dem pfeifenden Schäfer oder Widerrede, wohin er es auch führen mag. Der Leithammel ist sein Vorbild, das zwar selbst nicht viel Verstand und Leitungsgeschicklichkeit hat, aber doch schon zu den Ausnahmen, zu den größern Geistern des Schaafvolkes gehört. Macht er bei seinem Auszuge aus dem Stalle oder der Hürde, aus Muthwillen einen Sprung, so macht ihn jedes Schaaf, das an diese Stelle kommt, maschinenmäßig nach, ohne zu wissen, warum. Rennt er fort, so laufen ihm die andern alle nach, ohne zu fragen wohin; fällt er vom Stege ins Wasser, so springen die andern alle nach, aber gewiß nicht um

ihm zu helfen, oder vielleicht gar nachahmen zu wollen, denn es will nichts, sondern weil es nicht für sich selbst denken kann

Die Sprache der Schaafe ist ein einfaches Blöcken, fast ohne jede Modulation und ist außer dem allgemeinen Abschiedsgeschrei, das jeden Morgen, bei der Trennung der Böcke, Hammel Schaafe und Lämmer, aus der Horde, wo sie nur durch eine Flechtwand geschieden, geschlafen haben, ertönt, oder bei dem freudigen Wiedersehen des Abends in der Horde, ohne alle Bedeutung. Wiehert das Pferd mit Muth, Kraft und Verstand, brüllt der Stier mit Muth und Kraft, so blöckt das Schaaf dagegen zaghaft, blöde, fast kindisch, alt wie jung. Und doch kennt die Schaafmutter ihr Junges daran und die Jungen kennen die Stimme ihrer Mutter, unter hundert und mehr Mutterstimmen, und finden sie darauf hin mit Sicherheit, woraus auf die Vielartigkeit einer Stimme, die kaum einer Modulation fähig scheint und auf Art und Grad der Mütterlichkeit, denn die Stimme kommt doch zum Theil aus der Seele, so wie auf das Gehör der Jungen wohl geschlossen werden kann. Nur schließe man nicht auf zu viel, denn es könnte wohl sein, daß das Schaaf nur das Einzelne, nur der Mutter Stimme, die der übrigen aber gar nicht kenne; wohl dürfen wir aber bei dem Abschieds- und Willkommengruß der Uebrigen, auf eine gegenseitige Anhänglichkeit Aller gegen Alle, doch nur in geringerem Grade schließen.

Mit seinem geistigen Unvermögen ist aber auch zugleich ein hoher Grad von körperlicher und geistiger Unempfindlichkeit gepaart. Es vertheidigt sich nicht, weder gegen Menschen, noch Hunde, noch Wölfe. Ist es einmal in der Gewalt seines Feindes, so erträgt es geduldig alle Mißhandlungen die ihm angethan werden, sträubt sich kaum wenn ihm der Metzger das Messer an die Kehle setzt. Seine Bewegungen im Schmerze und im Tode, sind lange nicht so lebhaft, als nur die des Kalbes, das doch so ungeschickt stirbt. Es ist darin der größte Gegensatz von Schweine, das für körperlichen Schmerz sich überaus em-

pfänglich zeigt, und unter dem Messer ärger kreischt, als irgend ein anderes Thier der Welt. Man kann es auch nicht leicht zornig machen und Necken, Zupfen und Stoßen, bringen es nicht aus seinem Gleichgewicht. Selbst die mütterliche Liebe, die Vorsorge für seine Jungen, die Gefahr sie zu verlieren, bringt es nicht aus seinem Gleichmuthe. Jede andere Mutter ist empfindlich wenn man ihr ihre Jungen raubt, macht ihrem Schmerz durch Jammergeschrei Luft, oder stürzt sich, ihren Schatz vertheidigend, in rasender Wuth dem Räuber entgegen, nur das Schaaf läßt sich geduldig sein blöckendes Lamm von der Seite nehmen, ohne irgend ein Zeichen von Schmerz, Traurigkeit oder Erregtheit zugeben.

Auch lernfähig ist das Schaaf nicht, und man hat ihm noch nie etwas beibringen können. Kaum lernt es seinen Herrn, und Hüter, kaum seinen Pferch oder Stall kennen und ein verirrtes Schaaf findet sich selten wieder heim. Man kann sich mit ihm abgeben wie man will, man mag noch so viel Mühe auf es wenden, es lernt nichts, merkt gar nicht einmal etwas von der Ueberlegenheit, den Absichten, dem Willen seines Lehrers, weil es nie zusieht, nie Acht giebt, immer dumm vor sich hin glotzt, immer wie abwesend, wie gar nicht bei sich ist. Wie wenig Auffassungs=, Beobachtungs= und Lerngabe das Schaaf habe, beweißt am sichersten, daß wenn man es an eine Stange bindet, so daß es einen größern oder kleinern Spielraum hat es, so oft man sich ihm nähert, auf und davon rennt, so weit nur der Strick reicht und bis es im Rennen von diesem zurückgerissen wird, dann aber dumm und verdutzt stehen bleibt. Und wenn man den Versuch hundertmal wiederholt, so rennt es hundertmal ebenso davon, wenn ihm auch ebenso oft vom Strick der Kopf fast abgerissen wird, und merkt und begreift nie, daß nur die Kürze des Stricks die Ursache ist, daß es nicht weiter kann, folgert nie, daß es seinem vermeintlichen Feinde doch wohl entgehen könnte, wenn es den gegebenen Spielraum

benutzte und im Kreise herumliefe. Wie ganz anders handelt das Pferd oder jedes andere Säugethier da.

Licht und Musik scheinen einen sehr angenehmen Eindruck auf sie zu machen. In einem finstern Stalle stehen sie auch am Tage mit niederhängendem Kopfe, bewegungslos da, erwachen aber wenn das milde Tageslicht durch die geöffnete Thür zu ihnen eindringt augenblicklich wie neu belebt. Zu starkes, grelles Licht, scheint sie dagegen zu blenden, zu überreitzen und ihre ohnehin schwachen Sinne in Unordnung zu bringen. Ueber die Musik erzählen uns die Schäfer, daß sie am besten und ruhigsten weiden, wenn ihnen auf der Schalmei eine Tafelmusik gemacht wird, und daß sie in der Heerde das Morgen- und Abendlied des Schäfers mit der größten Aufmerksamkeit anhören. Auch die geringste Veränderung des Wetters hat Einfluß auf die Schaafe, so daß sie lebendige Barometer sind und die Schäfer durch sie wohlfeilen Kaufes zu Wetterpropheten werden. Laufen sie schnell zusammen, trennen sich aber eben so schnell wieder und springen in die Höhe, so sind Gewitter im Anzuge; suchen sie aber besonders des Abends Berge und Anhöhen auf, laufen und springen sie auf denselben herum so ist anhaltend schönes Wetter zu erwarten.

Daß das Schaaf ursprünglich viel höher gestanden habe, beweisen uns seine Stammeltern und seine halbwilden Brüder in Schottland. Selbst in unsern Lämmern bricht noch das ursprünglich lebhafte Naturell hervor und sie ergötzen uns durch ihre possirlichen Sprünge, ihren Muthwillen und ihre Zuthulichkeit, von denen sich später keine Spur mehr findet. Selbst im älteren Widder tritt in der Zeit wo die Natur ihr Recht geltend macht und aller Menschenkünste spottet, ein lebhafteres Thun und Treiben, eine größere Selbstständigkeit, ein Gefühl von Muth und Kraft auf, das sich sogar zu Kämpfen um ein Weibchen steigert. Jedem Thiere ist von der allgütigen Mutter Natur irgend etwas zu seiner Waffe, zu seinem Schutze ge-

geben, jedes hat entweder ein Horn oder einen Huf oder einen Zahn, oder wenigstens die Flucht zu seiner Sicherung, dem Schaafe ist von alledem nichts gegeben und doch muß es ehemals etwas gehabt haben, denn kein seiner Natur nach schon so hochstehendes Säugethier, ist ursprünglich so mark-, so waffen- und muthlos gelassen worden. Daß aber nur seine Zähmung und Verweichligung die Ursache ist, daß es seinen Verstand, seinen Muth, kurz seine Psyche in einem solchen Grade verloren hat, daß es nicht mehr für sich selbst bestehen kann, sondern wie ein Wiegenkind der Pflege und des Schutzes bedarf, wenn es nicht zu Grunde gehen soll, scheint uns um so gewisser als bei seinem milden, weichen, jedem Eindrucke nachgebenden Naturell, selbst sein Aeußeres durch die Einwirkungen des Klimas, der Fütterung, der Wartung und Pflege sich so verändert hat, daß das Merinoschaaf, die Haideschnucken, die großen englischen, langschwänzigen, ungehörnten Schaafe, das Zackelschaaf, das fettschwänzige Schaaf und das vielgehörnte isländische Schaaf, ganz verschiedene, selbstständige Gattungen geworden sind. Gewiß wird deßhalb wo ihm mehr Freiheit blüht, auch sein Verstand und sein Muth sich heben, aber um so gewisser, sind wir auch, so lange wir uns als die Ursache seiner geistigen Verdummung betrachten müssen, zu seiner sorgfältigen Pflege, zu seinem Schutze und zur Schonung und Duldung seiner Unbehülflichkeit verpflichtet.

Das **Rind** steht viel höher, in ihm treten Stärke und Muth und eine Menge kräftiger Leidenschaften auf. So weit die Geschichte reicht, erscheint es als Hausthier der Menschen, das eben so häufig in der Bibel, als bei den Profanschriftstellern vorkommt, das mit dem Menschen außer dem Polarkreise, wo die Rennthiere anfangen, durch die ganze Welt gewandert ist, ihm die vielfachsten und nützlichsten Dienste geleistet hat, und noch jetzt oft den Reichthum ganzer Völker ausmacht. Die Schönheit, Geschmeidigkeit, Lebhaftigkeit und Schnel-

ligkeit des Pferdes mangelt dem Rinde gänzlich. Sein Körperbau ist im Vergleich zum Pferde fast unförmlich, der Kopf länglich viereckig, die Lippen überhängend, und die obere dick und stumpf, die Augen schwarz, breit, flach, rund und trübe, die Ohren breit, spitz und schlaff, der Hals dick und zur Seite breit gedrückt, die Brust hängend, der Nacken hoch, die Rippen stark gebogen, das Kreuz breit und hager, der Bauch rund und dick, die Beine kurz und stark, der Gang schläfrig und schwerfällig, die Wendungen ungeschickt, und überhaupt sein ganzes Wesen schwer und langsam, läßt es auch auf keine großen, geistigen Fähigkeiten schließen, und doch finden wir manches Ueberraschende an ihm. In seiner Jugend gebärdet es sich am unbeholfensten, fast kein Säugethier tritt so dumm auf die Welt, steht so gedankenlos da, und bleibt, mit Thieren auf ähnlicher Stufe verglichen, länger dumm als das Kalb. In ihm ist nichts, was auf irgend eine geistige Thätigkeit deuten könnte, auch nicht die leiseste Spur von etwas Höherem zeigt sich, doch kennt es die Mutter, ist ihr mit Anhänglichkeit zugethan, lernt auch wohl später seinen Fütterer kennen, gewinnt aber nie, wenn es auch seinen Lockungen folgt, eine rechte Zuneigung zu ihm. Am ehesten merkt das Stierkalb, daß es eine Waffe am Kopfe habe, oder bekommen werde, doch ist ihm übrigens die Welt völlig gleichgültig, es hat keine Neugier, es guckt sich nie um, alles ist ihm eins, und es läuft und schaut immer gerade aus. Alle Freude ist in der Seele, auch in der seinigen scheint zeitweise welche zu sein, aber sie ist nichts als ein Luftsprung, fängt plötzlich an, hört eben so plötzlich wieder auf, und geräth ihm noch nicht besonders, denn seine Freudenbewegung geht gedankenlos stets auf die Seite, und beinahe immer nur mit seinem Hinterkörper, was seinem ästhetischen Sinne ebenfalls nicht zur Ehre gereicht. Verstand ist in seinen Augen keiner, und den Blick des Menschen hält es gedankenlos, ohne Gefühl, ohne Bewußtsein aus, weil es ihn nicht zu fassen vermag.

Aelter geworden, lernt es seine Glieder besser brauchen, Empfindungs-, Willens- und Denkvermögen nehmen in gleichem Grade zu, und es wird zur Kuh oder zum Stier. Doch ist die Kuh immer mehr nur das vervollkommnete Kalb, während der Stier mehr Körperkraft, schärfere Sinne, mehr Muth, Gewandtheit, Raschheit hat. Die Erstere rennt, wenn sie aus dem Stalle auf die Weide geht, in ihrem erwachten Natur- und Freiheitsgefühle, eine Weile in närrischen Sprüngen herum, hebt in ihrer Freude den Schwanz empor, und bewegt, wie jenes, vorzugsweise den Hinterleib. Doch die Freude dauert nicht lange, bald senkt sie den Kopf und fängt zu fressen an, doch zeigt auch hier der junge Stier in allem mehr Ausdauer und Gewandtheit, überhaupt mehr Lust und Freude. Unter sich kennen sich die Kühe sehr genau und wird zu lauter gleichfarbigen eine andere gebracht, so verfolgen sie dieselbe, stoßen sie, oder lassen sie wenigstens allein stehen. Aber neben dem Hasse ist ihnen auch Freundschaft und treue Anhänglichkeit an ihre Gefährtinnen nicht fremd, denn wird die eine Hälfte einer Heerde auf eine andere Weide gebracht, und die zweite folgt dann später nach, so rennen sie sich freudig brüllend einander entgegen. Diejenigen, welche sich besonders wohl leiden mögen, stellen sich dann auf der Weide zusammen und lecken sich, doch ist ihr Gedächtniß für einander nicht dem des Pferdes oder Hundes gleichzusetzen. Haben die Ankommenden eine Schellenkuh bei sich, so erkennen die anderen sie schon von Ferne. Der Ton ihrer Heerdglocke ist ihnen wohl bekannt, ihr Gedächtniß bewahrt ihn genau, sie unterscheiden Stärke und Schwäche, Höhe und Tiefe desselben, und erkennen ihn augenblicklich. Keine Kuh verläuft sich von ihrem Weidestrich auf einen andern, wenn nur die Heerde eine gute Heerkuh hat. Aber wie wichtig fühlt sich auch die Heerkuh, mit ihrer großen Glocke, stolzirt mit feierlichem Schritte voran, und leidet nicht, daß irgend eine andere Kuh ihr vorangehe. Wollte eine andere ebenfalls

mit einer Heerglocke voran, so wäre Krieg und Kampf unausbleiblich. Sie ist überall die erste, auf dem Marsche, auf der Weide, bei der Sennhütte zum Melken, und die andern folgen ihr respectvoll nach. Aber auch die andern haben ihren gewissen Rang unter einander und die stärkere geht immer der schwächern voran. Kommt eine fremde Kuh zur Heerde, so muß sie es nach und nach mit allen aufnehmen, bis ihr Rang entschieden ist, sind aber zwei gleich starke Kühe bei der Heerde, so wird nicht eher Friede, bis die eine von der andern besiegt oder sie weggebracht wird. Am meisten scheinen die Kühe sich zu fühlen, und äußern dann ihre Freude auch durch die sonderbarsten Kapriolen, wenn bei festlichen Anlässen, z. B. wenn die Senner im Frühjahr auf die Alpen, oder von einer niedern in eine höhere, oder umgekehrt, ziehen, jede mit einer eigenen Glocke nach ihrem Werthe versehen wird, und nie wird da eine Kuh ohne Glocke es wagen, der mit einem solchen Schmucke versehenen voranzugehen. Wir haben schon früher darauf hingedeutet, daß die Kühe auch einen ziemlich ausgebildeten Tonsinn haben, was sich durch das Nachfolgende noch mehr bestätigt. Jeder Senne lenkt durch einen verschiedenartigen Gesang nach seinem Willen Kühe, Schaafe, Ziegen, und jede der verschiedenen Heerden folgt den bekannten Locktönen, nie aber werden die Kühe dem Ziegenrufe folgen, oder umgekehrt. In jedem Kanton ist dieser Ruf, den man beim Rindvieh Kuhreigen nennt, verschieden, aber er hat einen so magischen Reiz für die Kühe, daß er denjenigen, die nicht mehr auf den Alpen sind, das Heimweh verursacht, so daß sie wild werden, und alles Mögliche versuchen, um ihren Kameraden folgen zu können.

So wie sie Antipathien unter sich haben, so haben sie eine allgemeine gegen fremde Hunde, so daß sie fürchtend und hassend zugleich, oft einen allgemeinen Sturm gegen einen solchen kühnen Eindringling unternehmen, und ihn selbst bis zu den Füßen seines

Herrn verfolgen. Den Hund ihres Sennen kennen sie jedoch genau und gehorchen ihm ohne Widerrede. Die Mutterliebe ist nicht bei allen gleich stark, manche läßt sich ihr Kalb nehmen, ohne sich viel daraus zu machen, während eine andere über dessen Verlust beinahe untröstlich ist, alle aber freuen sich ihres Kindes, lecken es, suchen es und brüllen, wenn sie es nicht finden, doch dauert diese Zärtlichkeit nicht lange, und ist das Kalb acht bis zehn Wochen alt geworden, so kümmern sie sich wenig darum, kennen es oft, wenn es vielleicht ein Paar Tage abgesperrt war, gar nicht wieder. Sonderbar ist die Wahrnehmung, daß Kühe, die zum erstenmal gebären, gar nicht recht mit ihrem Jungen umgehen können, und erst bei späteren Geburten es besser lernen, so wie auch, daß sie vor ihrer Niederkunft Angst, eine Art Ahnung des Kommenden, haben, menschliche Hülfe dabei gern und mit Verstand annehmen, sogar deshalb den Menschen aufsuchen.

Ihre Sinne sind sehr gut, ihr Gesichtssinn ist scharf, ihr Gehör reicht sehr weit, ihr Geruchsinn ist noch schärfer, und ihr Geschmack sehr fein. Unter den Futterarten machen sie einen bedeutenden Unterschied, und mäkeln selbst am Wasser, saufen das eine lieber als das andere, ziehen das Weiche dem Harten vor. Lehren kann man ihnen nicht viel, mit dem Ziehen am Wagen oder am Pfluge sind ihre Studien zu Ende, doch ist ihr Gang dabei lebhafter, sie sind thätiger als der Ochse, nur ist ihre Kraft kleiner als ihr Wollen, sie müssen bald nachgeben, und die Benutzung auf diese Art schadet ihrer eigentlichen Bestimmung, der Zucht und Milchwirthschaft. Ihre Feinde kennen sie sehr gut, und können sie ihnen nicht entgehen, so stellen sie sich ihnen muthig entgegen, und wissen einen kräftigen Gebrauch von ihren Waffen zu machen. Die in den russischen Steppen weidenden Heerden sind mit diesen Kämpfen vertrauter, eilen einander schnell zu Hülfe, schließen einen großen Kreis, in dessen Mitte sich die Kälber halten, und wehe

dem Wolfe, der sich in den Bereich ihrer Hörner wagt, er ist unrettbar verloren.

Der Stier ist in allem vorzüglicher, als die begabteste Kuh. Er hat viel mehr Körperkaft, schärfere Sinne, mehr Kraftgefühl, Muth, Gewandtheit und Raschheit. Er schaut mit Verstand und viel frischer in die Welt, er steht heroischer da, seine Bewegungen sind freier, selbstständiger. Ernst und gemessen stolzirt er in seinem Reiche herum, und ein zweiter Stier darf sich nicht in seine Nähe wagen, er leidet ihn nicht, kämpft mit ihm auf Leben und Tod für sein Recht, für sein Eigenthum, denn dafür hält er seine Weide, seine Kühe. Zu trauen ist ihm nie recht, er ist immer furchtbar, unbändig, oft tückisch, boshaft, er steht geistig doch noch zu tief, um seine Kraft nur zum Edlern zu verwenden, oder sie mäßigen zu können. Aber er ist ein treuer Hüter, ein gewaltiger Beschützer seiner Heerde, geht jedem Feinde, Wolf, Bär, Hund oder Mensch, kühn, mit gesenktem Kopfe und furchtbar brummend entgegen, und wehe dem, den seine mächtige Gabel erfaßt, ein Ruck des Kopfes und Halses schleudert ihn mit so gewaltiger Kraft rückwärts über ihn hin, daß alle Knochen krachen, alle Gelenke aus ihren Fugen springen. Zu etwas abzurichten ist er selten, sein Eigenwille, sein Eigensinn sind höchst selten zu brechen, und nur von Jugend auf im Stalle erzogen, wird er williger, lernt Pflug und Wagen ziehen, doch auch da noch bricht oft seine eigenwillige Natur durch, und er geht seinen eigenen Weg. Er arbeitet dann anhaltender, stärker als sein Weib, und wo dieses aus Schwäche, das Pferd aus Verstand nachgiebt, schleppt er im Starrsinn, den der Widerstand nur noch mehr reizt, den Wagen durch Dick und Dünn, die steilsten Berge hinan, unaufhaltsam fort, er giebt im Gefühle seiner Kraft nie nach. Kann das Pferd den Wagen beim Anziehen nicht mit dem ersten Rucke in Gang bringen, so tritt es klug zurück, es will seine Kraft nicht verschwenden, nicht so der Stier, und soll er

sich auf die Vorderknie legen, der Wagen muß fort. Zieht dagegen das Pferd in seiner Lebhaftigkeit beim Haltruf noch einen oder ein Paar Schritte fort, so steht der Stier im Augenblicke wie versteinert da.

Den Blick des Menschen versteht auch er noch nicht, doch ist sein Auge lebhafter als das der Kuh, sein Kopf edler und runder als der Kuhkopf. Sein Schlaf ist kurz und so leise, daß man in vielen Gegenden glaubt, er schlafe gar nicht, dabei liegt er gewöhnlich auf der linken Seite. Träume hat man noch nie an ihm bemerkt, die Bilder des Tages dringen nicht lebhaft und tief genug in seine Seele ein, um seine Nachtruhe stören zu können. Einen eigenthümlichen Widerwillen hat auch er, mit vielen tieferen Thieren, gemein, indem er die rothe Farbe nicht leiden kann. Ihr Anblick versetzt ihn in Zorn, der sich schnell zur unbändigsten Wuth steigert, in der er dann Alles, was ihm in den Weg kommt, vernichtet.

Ein ganz anderes Geschöpf wird der Stier durch die Entmannung. Sein Lebensfeuer ist erloschen, zum Kampfe ungeneigt und ungeschickt, wandelt der Ochs muthlos, träge, schwerfällig seine Lebensbahn, ihn interessirt nichts mehr. Die Gewandtheit, Raschheit, die geistige Kraft des Stiers ist verschwunden, nur der starrsinnige Eigenwille ist geblieben; wenn er sich auch aus Phlegma, das bei ihm vor Allem vorherscht, selten zeigt. Auch er zieht unaufhaltsam fort, auch er steht beim ersten „Halt", aber bald legt er sich nieder, und fängt an wiederzukäuen, die Welt glotzt er dann mit dummen, stieren Augen an, aber er sieht nichts darin, sie ist ihm nichts, selbst das Sterben läßt ihn gleichgiltig.

Wenn man bedenkt, daß unser Rind schon in Schweden und Schottland ausartet, dort schon kleiner wird und sogar die Hörner verliert, so darf man annehmen, daß andere Himmelsgegenden auch besondere Veränderungen im Naturell hervorbringen, und wirklich ist der amerikanische Büffel ruhiger, der Büffel des

Kaps noch starrsinniger, der andalusische, zum Stiergefechte mißbrauchte, noch stolzer, zornmüthiger und rachsüchtiger, aber wesentlich verschiedene Eigenschaften hat kein Rind irgendwo, der Urtypus der Psyche ist bei allen gleich. Der geistigste von allen ist der indische Zebu, der viel kleiner und zierlicher als unser Rind ist, dafür aber auch von den Gauklern dort zu Kunststücken abgerichtet wird, zu welchen bei uns Kuh oder Stier nie, nur Hund oder Katze, am ehesten die Ziege wenn sie wollte, sich abrichten ließe.

Die **Ziege** ist ein treues Bild von Flatterhaftigkeit, Muthwillen, Laune und Uebermuth. Geht sie jetzt rasch auf einen Gegenstand los, so bleibt sie oft auf halbem Wege stockstill stehen, hüpft sie in diesem Augenblicke in der fröhlichsten Stimmung herum, so erscheint sie im nächsten vielleicht schon sehr ernst und kopfhängerisch, steht still, wie vom Blitze gerührt, sieht starr vor sich hin; wandelt sie jetzt die Laune an, sich uns liebkosend und schmeichelnd zu nähern, so springt sie gleich darauf, als wenn sie sich über unsere Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit todtlachen wollte, neckend davon, schmiegt sie sich heute mit inniger Anhänglichket an Jemand an, folgt ihm auf allen Tritten und Schritten nach, so kennt sie ihn morgen nicht mehr, und flieht ihn schon von Weitem; stürzt sie sich heute voll Muth und Kampfeslust jedem Feinde kühn entgegen, bindet sie heute in tollem Uebermuthe mit Jedem an, der ihr nur begegnet, so flüchtet sie morgen schüchtern zurück, flieht angsthaft schon aus weiter Ferne. Bei ihr jagt ein Einfall den andern in toller Hast, aber ehe einer noch vollkommen ausgeführt ist, ist sie seiner schon überdrüssig, hat ihn vielleicht gar schon über dem neuen vergessen, dem es aber nicht besser, wie seinem Vorgänger geht.

Es sind muntere, muthwillige kräftige und kühne Thiere, die selbst eine natürliche Anhänglichkeit an den Menschen zu zeigen scheinen, und von der Dummheit und Einfalt der Schaafe

nichts an sich haben. Schon das kaum ein paar Wochen alte Junge, Kitzlein, Zickelchen, Hüppelchen genannt, hat neben den vielen drolligen Sprüngen, die es in seinem Muthwillen macht, auch Lust, halsbrechende Unternehmungen zu wagen. Kinder spielen mit Lämmern gern, lieben sie ihrer ruhigen Sanftmuth wegen, aber mit dem muntern Hüppelchen haben sie mehr Freude. Sie sind auch den Kindern, namentlich den Knaben, ähnlicher, lassen viel eher mit sich scherzen, gehen selbst schon auf einen Scherz ein, wenn das Lamm bei dem Scherzenwollen des Kindes noch gar nicht einmal merkt, um was es sich handelt.

Aelter geworden geht ihr Trieb immer bergan. Auf Holz- oder Steinhaufen, auf Mauern, auf Felsen zu klettern, ist in ihrem ungezähmten Berg- und Höhensinn ihre Wonne, den ungebahnten Weg wird sie dabei immer dem gebahnten, das Klettern an Felsen dem ruhigen Gange im Grunde vorziehen, und lieber über Zäune steigen, als den ordentlichen Eingang benutzen. Sie will überall etwas Besonderes, etwas für sich haben, überall ihren eigenen Weg gehen. Eine Ziege, erzählt uns Dr. Lenz, welche eine Treppe herauf gelaufen war, sprang statt den rechten Weg wieder hinabzugehen, ohne Weiteres aus dem Fenster mit dem ersten Satze, sechs Fuß hoch, auf einen Holzstoß, und mit dem zweiten acht Fuß hoch auf die Erde. Dabei ist sie schwindelfrei, auf dem schmalsten Bergpfade, wo das Pferd vor Furcht zittert, geht sie ruhig und sicher, spielt wohl noch gar muthwillig an dem Rande der furchtbarsten Abgründe.

Nur aus Muthwillen macht sie solche Sprünge, und ihre Neigung zum Kämpfen kommt aus derselben Quelle, denn sie ist nur kampflustig, nicht streit- und händelsüchtig. Sie theilt diesen Muthwillen mit vielen Thieren, nur sind diese gewöhnlich nur in der Jugendzeit muthwillig, während es bei der Ziege lange anhält, ehe sie gesetzt wird. Die Neugierde hält ihrem Muthwillen das Gleichgewicht; sie will Alles sehen, in Alles ihre Nase stecken, und steigt mit den Vorderfüßen auf Alles,

was sie damit erreichen kann. Wird eine Heerde durch eine Stadt oder ein Dorf geführt, so geht bald hier, bald da eine in ein Haus, in ein Zimmer hinein, steigt wohl bis in den zweiten, dritten Stock hinauf, und schaut sich ruhig um, unbekümmert um ihre weiterziehenden Kameraden. Eine Heerde Ziegen zu hüthen, ist ein schweres oder leichtes Stück Arbeit, wie man es nimmt, denn jede geht ihren eigenen Gang, ohne Interesse für ihre Gesellschaft und deren Thun und Schicksal. Sie zertheilen sich, sobald sie am Gestein zu klettern anfangen können und klettert dann und wann auch eine der andern nach, so ist es nicht der Gesellschaft wegen, sondern in der Vermuthung, etwas Leckeres zu finden, und bald streift sie wieder allein. Einzelne tragen in den Alpen Schellen, aber sie geben nichts darauf, und um sie wieder zu finden, müßte man jeder eine anhängen. Sie ist nur für sich, nicht um anderer willen da, und will in der Gesellschaft nichts gelten. Fühlt die Heerkuh ihre Größe, so fühlt die Ziege der Schelle wegen nichts, sie hat keinen Tonsinn und Stolz und Eitelkeit sind ihr fremd, der schönste Schmuck ist ihr gleichgiltig. Sie ist darin kein Pferd, so gern sie sich auch zu ihm hält. Trotz ihrem trefflichen Ortsgedächtniß verliert sich doch wohl einmal eine, treibt sich bei den Gemsen herum und hört sie dann nach längerer Zeit die befreundete Heerde in der Ferne klingeln, so faßt sie wohl das Heimweh und sie findet sich wieder bei ihr ein, aber keine der andern nimmt Notiz davon, niemand bewillkommt sie und nach ein paar meckernden Worten als Gruß geht auch sie wieder ihren eigenen Weg, als wenn nichts vorgefallen wäre. Trotz ihrer unzähmbaren Neugierde kümmert sich doch keine um die Schicksale der andern, es ist eine Art Weltverachtung in ihnen und kaum wird irgend eine treue Anhänglichkeit an Etwas oder an Jemanden bei ihnen wahrgenommen. Blitz, Donner, Regengüsse bringen sie nicht außer Fassung, aber Kälte und anhaltende Nässe sind ihnen zuwider. Ihr Schrecken einzujagen

hält sehr schwer und gelingt es ja, so meckern sie nur und — verwundern sich ein wenig, ihre Fassung verlieren sie dabei nie. Das Feuer blendet sie nicht, wie Schwein und Schaaf. Brennt ihr Stall, so retten sie sich selbst, und machen sich, sobald sie nur können, auf und davon. Man hat bei ganz fremden plötzlich Regenschirme aufgespannt, ohne daß sie erschracken, ihnen Hunde zugeführt, denen sie aber, statt sich zu fürchten, tüchtige Rippenstöße gaben. Farbensinn haben sie ebenfalls nicht, denn alle sind ihnen gleich, und gegen keine zeigt sich eine besondere Zu- oder Abneigung. Zeitsinn hat sie wohl, aber nur in beschränktem Maaße, sie kennt Morgen und Abend, ist des Morgens, wenn sie auf den Berg soll, schon wach und bereit, findet sich auch, wenn die Sonne sinkt, zu Hause ein.

Im Freien frißt die Ziege fast alle Kräuter und Grasarten, aber mit großer Leckerhaftigkeit immer nur nach neuem Genuß haschend, überall nur die zartesten Spitzen abpflückend, nirgends lange verweilend und im schnellsten Wechsel von dem besten zu dem schlechtesten übergehend, als wenn sie sich nur den Geschmack für jene schärfen wollte, zu denen sie sofort, aber doch eben nur wieder auf kurze Zeit zurückkehrt. Pflanzen, die jedes andere Thier nur im Nothfalle nimmt, oder ganz verschmäht, sucht sie sich vorzugsweise aus, und selbst Giftpflanzen, wie den Schierling und die Hundspetersilie frißt sie in großer Menge ohne Schaden. Auf Laub ist sie vorzüglich erpicht, und sie frißt es mit sammt den jungen Zweigen, so daß eine einzige in einem Jahre mehr als einen Morgen Buschholz zu Grunde richten kann.

Der Bock, der über und über mit langen, auf dem Rücken sich scheitelnden Haaren bewachsen ist, die ihm ein wildes, trotziges Aussehen geben, ist stärker, größer, gewandter, kühner, gescheidter als die Ziege, und nicht nur wie jene, aus Muthwillen, streitlustig, sondern selbst aus bloßem Kraftgefühl, zanksüchtig. Er kämpft außerordentlich gern, viellieber noch als der

Stier, und ist auch unnachgiebiger als dieser. Wo zwei gehörnte Böcke zum ersten Male zusammenkommen, giebt es ein fürchterliches Gefecht, sie stoßen und rennen sich beinahe ihre steinharten Köpfe ein, und das Klappen der zusammenstoßenden Hörner tönt weithin. Sie stoßen sich dabei ohne Erbarmen auf Augen, Maul, Bauch, wohin es gerade trifft, und scheinen dabei ganz unempfindlich zu sein, denn ein solches hartnäckiges, oft Viertelstunden dauerndes Gefecht, läßt kaum mehr Spuren als ein etwas rothes Auge zurück. Ihre Stärke ist bedeutend und einen recht tüchtigen Ziegenbock bringt selbst ein starker Mann kaum oder gar nicht zum Weichen. Wenn er stoßen will, benutzt er erst noch das Gesetz vom wachsenden Drucke eines fallenden Körpers, hebt sich auf die Hinterfüße so hoch er kann und fährt dann mit zermalmender Kraft auf seinen Gegner ein. Man hat Beispiele, daß Kinder todt gestoßen, Frauen die Rippen gebrochen, Männern die Arme auf diese Weise gelähmt worden sind, und selbst recht muthige Hunde macht er durch seine komischen Stellungen und sein Aufrichten auf die Hinterbeine, stutzen. Auch die Ziegen kämpfen auf diese Art, und selbst ungehörnte stoßen sich mit gehörnten herum, achten es nicht, wenn ihnen die Haut am Kopfe aufspringt und das Blut über die Stirn herabläuft. Aber selbst der bitterste Zorn des Bockes hat nichts Wildes, Grausames, Boshaftes wie der des wüthenden Stieres, der heimtückischer Weise von unten heraufkommt und den die Rachsucht falsch macht. Die Ziege gibt noch viel eher nach und den Menschen fallen beide nur aus Muthwillen an. Lehren kann man beiden Nichts. Es scheint sonderbar, daß man der Ziege, die doch ein gescheidtes Thier ist, nicht irgend etwas lehren kann, und doch ist es ganz in der Ordnung ihrer Natur. Sie giebt nicht Achtung, sie kann nicht Achtung geben, denn ihr Vorwitz, ihr Muthwille, ihre Neugier zieht ihre Gedanken unaufhaltsam von einem Gegenstande zum andern, nur nie auf den, der ihr gerade vorgehalten wird. Will man sie

Etwas lehren, so wird man sie zwar nicht dummer dadurch machen, wie das Schaaf, dazu ist sie zu klug, ja es scheint sogar, als wenn sie Einen über den Versuch, diesen Flattergeist zu fixiren, noch obendrein auslache, denn ihre Stimme hat an sich etwas höhnendes, schalkhaftes, lachendes. Das Einzige, wozu sie sich allenfalls verstehen, ist, daß sie sich an kleine Wagen spannen lassen, aber auch da geht die Sache noch sehr unsicher und unstät, sie reißen bald rechts, bald links aus und lassen sich nur ungern leiten. Wäre der Bock ein größeres Thier, wie das Pferd, so würde eine Fahrt mit ihm ein Wagniß auf Leben und Tod werden, da unser eigensinniger Humorist, dessen Naturell so schon alle gebahnten Wege haßt, sehr bald über Stock und Stein, über Gräben und Hecken, an Abgründen hin, dahinfliegen würde. In Sterben geberden sie sich viel anständiger als Kalb, Schwein und andere Thiere, und ihr Auge, im Leben groß, klar und schön, mit einer prächtigen, gelben Iris, nimmt im Sterben einen eigenthümlichen Glanz an.

Die **Katze**, unser Tiger im verjüngten Maaßstabe, ist durch ihre schöne proportionirte Gestalt, ihre Reinlichkeit und ihr einschmeichelndes Wesen ein sehr gern gesehenes Hausthier geworden, obgleich sie des Hundes Treue, Anhänglichkeit und Gelehrigkeit nicht besitzt, immer falsch, untreu, diebisch, mitunter selbst tückisch und hämisch ist, mehr Anhänglichkeit an das Haus, als an ihren Herrn zeigt, und überhaupt sehr leicht verwildert.

Ihr Körper ist im reinsten Ebenmaaße gebaut, alles an ihr ist rund, am schönsten aber die Kopfform, so daß fast kein Thier ihr darin gleichkommt. Alle ihre Bewegungen sind anmuthig und gewandt, ihr Körper ist dabei so geschmeidig, daß er ganz ohne Knochen zu sein scheint, ihr Gang so leise, daß man sie weder kommen noch gehen hört. Ihre Lebenskraft und Lebensfähigkeit ist außerordentlich, und fast nicht zu ersticken. Sie erträgt die höchsten Grade von Hitze und Kälte ohne Nachtheil, und kann Tag und Nacht, Sommer und Winter ihrer Ge-

sundheit unbeschadet im freien Felde sein. Kaum ist es möglich, eine zu erdrosseln, zu ersäufen, oder ihr unter der Luftpumpe den Athem bis zum Sterben zu entziehen. Einer Katze wurde von einem Hunde der Bauch aufgerissen, daß die Gedärme heraushingen. Sie entfloh, verkroch sich in eine Waschküche, legte sich dort in einen kupfernen Waschkessel, und lag dort im Januar bei einer Kälte von zehn Grad, auf dem Metalle vom Sonntage bis zum Donnerstage, wo sie erst gefunden wurde. Eine Katzenfreundin nahm sich ihrer an, schob der Todtschwachen die Gedärme in den Leib zurück, nähte die Haut zu, und bestrich die Naht manchmal mit Butter. Die Katze nahm die Hülfe willig an, sie abzuwehren war sie zu schwach und zu verständig, leckte die Wunde immerfort, und sprang nach fünf bis sechs Wochen wieder auf den Dächern herum. Selbst ihre ungeheure Biegsamkeit und Ausdehnbarkeit des Körpers, die ihr erlaubt, fast überall durchzuschlüpfen, scheint auf eine gewisse Zähigkeit des Ganzen zu deuten.

Gesicht und Gehör sind bei ihr sehr fein, der Geruch minder gut. Sie sieht des Nachts im Verhältniß besser als am Tage, doch im Mondscheine am besten. Am Tage, wo das Licht sie blendet, zieht sie die Pupille, die ein senkrechter Spalt ist, zusammen, aber erweitert sie des Nachts, und saugt selbst in der Dunkelheit noch so viel Licht ein, daß ihr Auge wie pures Feuer glänzt. Ihr Gehör ist außerordentlich fein, sie vernimmt die leiseste Bewegung, den leisesten Schrei einer Maus, und hat dann Geduld genug, stundenlang mit gekrümmtem Rücken, auf den Hinterfüßen sitzend, und den Schwanz um die Vorderfüße geschlagen, auf ihre Beute zu lauern. Ihr Geruch ist weniger gut, und wenn sie auch vielleicht immer noch besser riechen kann als der Mensch, so ist sie doch nicht im Stande, ihren Raub, wie dieß bei den andern der Fall ist, zu wittern. Ihr Geschmacksinn ist besser, wird aber auch am Tische des Menschen so ausgebildet und verändert, daß sie, die

von der Natur eigentlich nur auf rohes Fleisch gewiesen ist, doch zuletzt beinahe alle menschliche Speise mitgenießt. Mäuse, Vögel und sonderbar genug, Fische, die Bewohner eines Elements, das sie haßt und flieht, sind Lieblingsgerichte, doch zieht sie die Milch Allem vor. Gegen Wasser, Kälte und üble Gerüche hat sie eine starke Abneigung, und so scheu sie gewöhnlich Fremden ausweicht, läßt sie sich doch von ihnen streicheln, wenn sie wohlriechende Dinge an sich haben. Sonderbar ist dabei wieder ihre Zu= und Abneigung gegen gewisse Pflanzen, an denen wir nichts Besonderes finden können. Sie liebt z. B. Katzenmünze, Baldrian, Katzengamander 2c. so sehr, daß sie sich nicht genug daran reiben und darauf wälzen kann, ja ordentlich in eine Art Trunkenheit oder Verzückung dabei geräth, während ihr die Raute so zuwider ist, daß sie selbst alle damit bestrichenen Orte meidet. Viel Betastungssinn hat sie in den zarten Pfoten, viel Schmerzempfänglichkeit in dem besonders lebendigen Schwanzende, durch das sie auch ihre Empfindungen und daher auch ihre Gedanken ausspricht, und überhaupt scheint der ganze Körper sehr gefühlreich zu sein. Warm und weich muß sie immer liegen, sie sucht deshalb gern Federbetten und andere weiche und warme Orte zu ihrem Lager auf, streckt und reckt sich ganz behaglich in der Sonne, in der Nähe des warmen Ofens, oder selbst auf der noch heißen Platte des Küchenheerdes, und muß sie durch Wind und Wetter, Schnee und Regen hindurch, so hebt sie von Zeit zu Zeit mißmuthig schüttelnd die Pfoten empor. Trockenheit und Wärme sind also die Elemente, in denen sie sich vorzugsweise gern aufhält. Aber auch ihre ungemeine Reinlichkeit darf nicht unerwähnt bleiben. Sie ist der geborene Dandy unter den Säugern, kein unsauberes, unordentliches Härchen kann sie leiden, immer putzt, leckt, streichelt sie sich, und selbst die Schwanzspitze vergißt sie nicht. Um die Frisur des Kopfes in Ordnung zu bringen, beleckt sie sich die Pfoten und streicht darüber hin. Hat, von einem Hunde

plötzlich erschreckt, sie das Haar gesträubt, so muß, so wie sie sich in Sicherheit weiß, die in Unordnung gerathene Toilette wieder verbessert, jedes Härchen wieder zurecht gezupft, jedes Stäubchen abgeleckt werden. Selbst ihren Unrath trägt sie an abgelegene Orte und verscharrt ihn dort.

Da ihr Maul nur klein ist, die Kiefern sich nur senkrecht bewegen, und die Zähne sehr ungleichartig und schlecht geordnet sind, so wird ihr das Fressen schwer, geht sehr langsam, und sie behandelt es deshalb mit einer gewissen Leidenschaft und Gewalt, ja mit einer Art Wuth. Junge stellen sich dazu anfangs noch besonders ungeschickt an, und müssen es förmlich erst lernen. Kurios, daß alle den Kopf schütteln, wenn sie etwas Feuchtes nehmen.

Die Jungen sind äußerst niedliche Thierchen, so wie sie nur kriechen können, fangen sie mit allem Laufenden, Rollenden, Flatternden zu spielen an, und bereiten sich so schon zeitig auf ihre späteren Jagdkünste vor. Sie werden blind geboren, so wie aber ihre Augen aufgegangen sind, können sie auch Gutes und Böses, Freund und Feind unterscheiden, und kommt ein Hund in ihre Nähe, so machen sie schon einen krummen Buckel und prusten ihn an. Die Natur erwacht in ihnen früh. Alle Bewegungen bei ihren Spielen sind drollig, aber zierlich und gewandt, nicht so eckig wie bei dem plumpen Kalbe. Die Liebe der Mutter zu ihren Kindern ist außerordentlich, sie bereitet den Ungeborenen ein weiches, warmes Nest, oder legt sie gar in Betten, glaubt sie dieselben nicht sicher, so trägt sie sie fort, anderswohin, weit ab, in einen dunkeln Versteck, faßt sie dabei vorsichtig nur mit den Lippen an, kneipt sie nur ein wenig, und die Kinder lassen es sich ruhig gefallen, sie ahnen, daß Gefahr ihnen droht, erkennen der Mutter Sorge. Zeigt sich aber ein wirklicher Feind, so vertheidigt sie sie wüthend; selbst gegen die größten Hunde, denen sie aus ihrem Versteck mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf den Rücken springt. Am meisten fürchtet sie den Vater, der immer ein unnatürliches

Gelüste nach dem Fleische seiner Kinder hegt, und den sie doch oft nicht abzutreiben vermag, da er mit gleichen Waffen ihr gegenübersteht Sie raßt dann im ganzen Hause herum, erfüllt es dann mit ihrer lauten Klage, und tröstet sich lange nicht, denn auch das vollkommnere Thier hat innere und edle Empfindung. Menschen fürchtet sie viel weniger, und Männer mehr als Frauen, der fütternden Köchin geht sie schmeichelnd entgegen. Sind die Jungen älter geworden, bringt sie ihnen Mäuse, junge Vögel und dergleichen zum Spielen und zum Lernen. Sie müssen sich daran im Erhaschen ihrer Beute üben, die Mutter zeigt ihnen die Kunstgriffe, bleibt bei ihnen sitzen, und giebt Acht, daß der arme kleine Gefangene nicht entwische, der am Ende der Lektion zerrissen und verzehrt wird. Die Katze ist ein geborner Nimrod, ihrer Gewandtheit, Schnelligkeit, List und ihrem Muthe entgeht nichts. Sie schleicht um ihre Beute mit niedergebogenem, niedergedrücktem Leibe herum, bleibt dann still liegen, wedelt mit dem Schwanze, zielt und sucht dieselbe durch einen Sprung zu erreichen. Gelingt er nicht, so steht sie, wie alle zu ihrem Geschlechte gehörigen Thiere, von der Verfolgung ab, sie will ihre Kraft nicht auf das Ungewisse hin vergeuden.

Ihre Freiheit liebt sie über alles, und unterwirft sich daher nie dem Zwange, den andere Hausthiere sich gefallen lassen. Sie muß frei herumstreichen können, denn eingesperrt, scheint sie aus Kummer über den Zwang selbst der angeborenen Blutgier zu vergessen. Man brachte einst eine Katze mit mehreren Mäusen in einen Käsig zusammen, die natürlich bei dem Anblicke ihres Erbfeindes ängstlich zitterten, der sich aber im geringsten nicht um sie kümmerte, sondern nur auf seine Freiheit dachte. Allmälig wurden die Mäuse, da sie sahen, daß ihnen nichts geschah, vertraut, spielten mit der Katze, und sanfte Streiche mit der Pfote waren das Einzige, womit sie die Zudringlichen abwehrte. Ihr unbezwinglicher Freiheitssinn mag

auch wohl die Ursache sein, daß sie nie zum Menschenthiere wird, sondern immer nur Hausthier bleibt. Verändert ihre Herrschaft den Wohnort, so geht sie selten mit, oder kehrt doch bald in das alte Haus, in ihre alte Heimath zurück, an die ihre Anhänglichkeit stärker ist, als an ihre Wohlthäter.

Ihr Muth ist außerordentlich, sie fürchtet den stärksten Hund nicht, und wehe ihm, wenn er sich unvorsichtig heranwagt, wie ungünstig auch ihr Verhältniß zu ihm in Bezug auf Größe und Stärke ist. Sie sichert sich den Rücken, erwartet ihren Feind mit charakteristisch gebogenem Rücken, und weiß ihren Gegner durch Ohrfeigen, die sie ihm mit ihren Vorderpfoten versetzt, so in Respekt zu halten, daß er sich nicht leicht in den Bereich derselben wagt. An Ratten macht sie sich nur, wenn sie ihre Widerstandskraft und ihr Gebiß noch nicht kennt, später ist sie auf immer belehrt, denn tollkühn ist sie nicht, und überschätzt ihre Kraft eben so wenig. Krähen und Raben möchte sie auch manchmal gern haben, aber die Krähe ist ein Schalk und foppt sie nur. Scharf fassen sie einander ins Auge, ducken sich tief, beobachten sich unverwandt, aber keines wagt den Angriff. Endlich wendet sich die Katze, scheint beschämt wegschleichen zu wollen, und die Krähe nun unbeschäftigt, fliegt auf. Aber kriegslistiger als kriegslustig, nimmt die Katze nun einen gewaltigen Satz, um vielleicht doch noch den Flügel ihres Gegners erhaschen zu können, doch leider zu spät, denn der eben so vorsichtige Vogel ist längst aus ihrem Bereiche, und lacht, auf dem nächsten Baume sitzend, mit höhnischem „Grab, Grab, Grab" die Gefoppte aus.

Zu ihrem Muthe gehört auch ihr Raufsinn, der vielleicht zunächst aus ihrer Neigung zum Spiel und ihrem Muthwillen hervorgeht. Unter keinem Volke giebt es so viel innere Kriege, als unter dem Katzenvolke, in keiner Gesellschaft so viel Raufbolde, als in der Katzengesellschaft. Weiter hängt damit ebenfalls ihre Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes zusammen. Eine

Katze kann man nicht stutzig machen, nicht in Verwunderung setzen, nicht erschrecken wie Hund und Pferd, die mehr Einsicht haben, man kann sie nur verscheuchen. Ihr Geist hat nicht Beweglichkeit genug, um die Folgen so schnell berechnen zu können. Will man sie von einem Zweige herunterschütteln, so schlägt sie ihre Klauen ins Holz, will man sie von sich werfen, so hakt sie sich eben so schnell in die Kleider ein, es hilft für den Augenblick, wenn sie auch später deshalb vielleicht zu Grunde gehen muß.

Höhensinn ist ihr ebenso wie der Ziege eigen. Den Weg auf dem Dache zieht sie dem auf ebener Erde vor; und schwindelfrei geht sie auf den höchsten Höhen die schmalsten Wege sicher dahin. Sie kennt den Raum und die Entfernungen, sowie die geraden, schiefen oder senkrechten Flächen genau, und weiß sie beim Klettern trefflich zu benutzen. Wenn sie einen ungewohnten Sprung thun will, wagt sie es lange nicht, sie untersucht erst, vergleicht ihre Kraft und Geschicklichkeit, berechnet erst, gelingt er dann, gut, gelingt er nicht, so versucht sie es später wohl noch einmal. Der Ortssinn ist in ihr ausgebildet, sie findet sich, stundenweit in einem verschlossenen Sacke getragen, doch wieder nach Hause, und in ihrem Bezirke kennt sie gewiß jedes Winkelchen, jedes Mauseloch. Minder gut ist ihr Zeitsinn, denn daß sie zur Mittagszeit heimkommt, darf uns nicht wundern, die Gewohnheit, der Hunger treibt sie dazu. Viel besser ist ihr Farben- und bei ihrem feinen Gehör, ihr Tonsinn. Den Menschen kennt sie an Kleidung und Stimme, und wenn sie, auch scheinbar schlafend, den Milchbuben klingeln hört, springt sie doch auf und eilt auf ihn zu, um sich vielleicht eine kleine Gabe ihres Lieblingsgerichts zu erschnurren. Aus wirklichem Gesange macht sie sich nichts, er ärgert sie sogar und unsere besten Singvögel interessiren sie nicht wegen ihres Vortrages, sondern wegen ihres Fleisches, das ihr lüstern in die Nase sticht.

Ehrgefühl, Stolz, Eitelkeit hat sie nur in sehr geringem

Maaße. Sie freut sich keines Sieges, schämt sich keiner Niederlage, und ist sie sich einer Sünde bewußt, so fürchtet sie sich nur vor der Strafe, ist diese aber überstanden, thut sie, als wenn nichts vorgefallen wäre. Bloße Drohungen mit Worten und Finger, die auf Hund und Pferd einen so großen Eindruck machen, schlagen bei ihr nicht an, wenn nicht die Faust, der Fuß oder der Stock zugleich mitwirkt. Die Früchte ihrer Jagdlust bringt sie wohl in die Stube, sucht sogar durch Miauen aufmerksam darauf zu machen, und schnurrt mit einem Katzenbuckel zufrieden herum, wenn sie gelobt wird, somit scheint in dem Katzengeschlechte das Ehrgefühl, das in den höheren Thieren so sehr ausgebildet ist, nur die ersten Anfänge zu zeigen. Schlauheit und List sind desto vollkommener ausgebildet. Wie schlau weiß sie die Aufmerksamkeit von dem abzulenken, was sie gern stehlen möchte und hat sie es erwischt, so drückt sie sich so unschuldig davon, als wenn sie kein Wässerchen trüben könnte. Spürt sie eine Maus, so liegt sie stundenlang regungslos vor dem Loche und guckt die Kleine endlich heraus, so weiß sie sich trotz der innern Begierde, die deutlich aus ihren Augen funkelt, zu halten, bis der rechte Zeitpunkt da ist und sie ihre Beute nicht verfehlt. Sie hat sich, wie alle Listigen, meisterlich in der Gewalt, verrechnet sie sich aber doch, so giebt sie ihren Aerger durch ein besonders betontes Miauen kund.

Man gibt ihr Schmeichelei, Falschheit und Rachsucht in einem hohen Grade Schuld und wohl sehr mit Unrecht. Sie schmeichelt allerdings gern, aber vielleicht mehr um ihrer selbst willen als um gewissen Personen dadurch Liebkosungen zu erweisen. Trotz dem, daß sie sehr lieben und sehr hassen kann, so dürfen wir doch, bei ihrer im Allgemeinen nur sehr geringen Anhänglichkeit an den Menschen, eher annehmen, daß ihr bei ihrem sehr gefühlreichen Körper jenes Anschmiegen selbst wohlthue, dürfen es nur dem bei ihr selbst dadurch hervorgebrachten

angenehmen Reize zuschreiben. Was ihre Falschheit, ihre Rachsucht anlangt, so ist sie nicht schlimmer, als ihr ganzes Geschlecht und obwohl man ihr nie ganz trauen darf, noch keine Katzenfreundin ganz ungehäkelt oder ungebissen durchgekommen ist, doch nicht schlechter wie mancher Hund, der im Allgemeinen wegen seiner Treue und Gutmüthigkeit so sehr gerühmt ist.

Ihre körperliche Gewandtheit übertrifft bei Weitem ihre geistige. Ihres Körpers ist sie in allen Lagen Meister. Gewandt dreht sie sich in der Luft herum, wenn sie mit dem Rücken abwärts, auch nur sechs bis acht Fuß hoch herunterfällt. Schon der geringe Widerstand der Luft vermittelt bei ihr die Möglichkeit der Drehung, um mit den Füßen zuerst den Boden zu berühren. Aus größerer Höhe herabgeworfen, krümmt sie noch den Rücken, streckt den Schwanz als Steuerruder heraus, schüttelt sich, unten angekommen, ein paar Mal und läuft wohlbehalten fort. Wie leicht erhält sie sich auf den schmalsten Kanten oder Baumzweigen, selbst wenn diese geschüttelt werden, im Gleichgewichte, wie sicher geht sie über die dünnsten Stangen, klettert die steilsten Bäume hinauf, springt von einem zum andern, wie geschmeidig schleicht sie auf einem Tische voller Glaswerk herum ohne Etwas davon zu berühren oder umzustoßen. Nicht so mit ihrem Geiste, der über einen kleinen Kreis hinaus nichts mehr begreift. Mehr lernen kann, mag sie nicht, wird sie auch durch den Unterricht nicht dummer, wie das Schaaf, dazu steht sie schon zu hoch, so ist sie doch jedes Zwanges, jeder Beschränkung Feind und fühlt sich dadurch in ihrem Freiheitssinne gestört. Um desto auffallender tritt aber bei ihr nun die Individualität hervor, keine ist psychisch einander gleich, jede hat in ihren geistigen, Fähigkeiten, in ihrem geistigen Thun und Lassen ihre Eigenthümlichkeiten und Niemand darf von dem, was seine Katze thut, auf die Fähigkeit und Handlungsweise der Katze seines Nachbars schließen. Die einen sind und bleiben menschenscheu, während die andern schon von der Wiege an der Stube

und den Menschen anhänglich sind, ihrem Wolthäter überall nachfolgen und stundenweit begleiten. Die einen sind dumm, die andern viel gescheidter und listiger, und wenn die eine mit ihrem gestohlenen Stück Braten immer und immer wieder in die Stube hineinkommt, ohne zu begreifen, daß das, was beim Fangen der Maus belobt wird, beim Stehlen des Bratens gestraft werden könnte, so geht die andere fein still auf den Oberboden und verzehrt dort ihren Raub. Ebenso sonderbar sind ihre Idiosynkrasien und noch schlechter käme man weg, wollte man da von einer auf die Andere schließen. White erzählt uns, daß ein Knabe einst drei junge Eichhörnchen aus dem Neste genommen, und sie einer Katze untergelegt habe, die so eben ihre Jungen verloren hatte. Die Katze ernährte sie wie ihre eignen Kinder, und trug sie später durch das Erscheinen vieler Menschen, die diese Sonderbarkeit sehen wollten, unruhig gemacht, auf den Himmel eines Bettes hinauf. Derselbe erzählt, daß zu der Zeit, als gerade seine Katze geworfen und man ihre Jungen ersäuft hatte, er auch von einem Freunde einen ganz jungen Hasen bekommen habe, der mit Milch aus einem Löffel gefüttert worden, aber nach einiger Zeit verschwunden sei. Nach ohngefähr vierzehn Tagen saß er eines Abends im Garten, als er seine Katze mit emporgehaltenem Schwanze auf sich zukommen sah, und sie mit kurzen, selbstgefälligen Tönen etwas ihr Nachhüpfendes rufen hörte. Und was war dieß? das Häschen, was die Katze groß gezogen hatte und noch immer säugte. Noch merkwürdiger ist eine Thatsache, die uns Thomas Smith erzählt. Im Hause des Herrn Greenfield hatte eine Katze Junge und schleppte ihnen oft Mäuse und andere kleine Thiere zu, unter denen sich auch eine junge Ratte befand. Die Kätzchen, welche gerade nicht hungrig waren, spielten damit und als die Alte ihnen zu Trinken geben wollte, machte sich auch die junge Ratte mit ans Euter und sog. Als Herr Greenfield dies bemerkte, nahm er die Kätzchen sammt

der Ratte und legte sie weg. Die Alte aber trug die Letztere mit eben der Sorgfalt in's Nest, wie ihre eigenen Kinder, und hat sie auch groß gezogen. Bei den ersten beiden könnte Ueberfluß von Milch die Ursache gewesen sein, aber was veranlaßte die Letztere dazu sich der Ratte anzunehmen? Der berühmte Akustiker, Professor Dr. Chladni in Wittenberg hatte einen Kater, mit dem er sich viel abgab, und den er unter anderm gelehrt hatte, über einen Stock zu springen, wofür er dann gewöhnlich mit einem Näpfchen Milch belohnt wurde. Um nun zu erforschen, ob ein Töpfchen Milch auf dem Ofen stände, stieg er erst auf eine Kommode, von der er es bemerken konnte, auf die er aber sonst nie kam. Hatte er sich von dem Dasein desselben überzeugt, so suchte er erst durch allerlei Manoeuvres die Aufmerksamkeit des Professors auf sich zu lenken, und war ihm dies endlich gelungen, so gieng er zu dem Ofen, sah hinauf und dann in den Winkel wo der Stock stand, an dem er sich anstrich. Wollte sein Herr diese Pantomime, die doch wohl deutlich genug zeigte, daß er gern seine Kunststücke machen, aber dann dafür etwas von der Milch haben wollte, nicht gleich verstehen, so wiederholte er sie so oft, bis jener den Stock nahm. Das erste Mal sprang er jedesmal sehr hoch darüber und zwar stets vom Ofen, wo der anziehende Punkt war, abwärts und dann wieder darauf zu. Das zweite Mal that er es schon weniger gern und der Stock durfte schon weniger hoch gehalten werden, beim dritten Male aber war meist erst einiger Antrieb durch Worte oder durch einen gelinden Schlag nöthig, auch mußte der Stock noch niedriger gehalten werden und trotzdem hatte er oft Lust unten durchzuschlüpfen. Es jedoch zum vierten Male zu thun, war er nie dahin zu bringen, sondern verlangte seine Belohnung nun als ein wohlerworbenes Recht.

Dem Sprüchworte zum Trotz finden sich auch recht oft innige Freundschaften zwischen Hund und Katze, wobei aber auffallend ist, daß nie der Hund die Katze, sondern allemal diese jenen

aufsucht und zum Bündnisse auffordert, dabei sich auch viel gemüthlicher benimmt, als der Hund, und daß sich diese Gemüthsverbindung ausschließlich nur auf diesen Hund und diese Katze beschränkt, sie aber zu den übrigen in dem alten feindlichen Verhältnisse bleiben. Daß die Katzen eine Sprache unter sich wie alle anderen Thiere haben, ist bekannt, so wie, daß sie durch ihre Modulationen auch sogar dem Menschen theilweise verständlich wird, daß sie aber auch mit andern Thieren sich unterhalten, sie von geschehenen Dingen benachrichtigen, sie selbst zu etwas überreden könnten, dürfte auffallender sein und doch erzählt uns Wenzel in seiner Schrift „Entdeckungen über die Sprache der Thiere", als ihm selbst vorgekommen, Folgendes: Ich hatte einen Hund und eine Katze, welche einander so lieb gewannen, daß eines ohne das andere nicht sein konnte. Bekam der Hund ein gutes Stückchen, so konnte ich versichert sein, daß auch die Katze, seine gute Freundin ihren Antheil davon bekommen würde. Sie hatten ein gemeinschaftliches Bett, fraßen friedlich aus einer Schüssel und giengen täglich miteinander spatzieren. Ich wollte diese dem Scheine nach so innige Freundschaft, auf die Probe stellen und nahm eines Tages die Katze allein auf mein Zimmer, während ich den Hund in einem andern bewachen ließ. Ich bewirthete hier die Katze auf das Beste, denn ich wollte erfahren ob es ihr ohne ihren Kumpan, mit dem sie bisher noch immer Tafel gehalten hatte, so wie vordem schmecken würde. Das Thier fraß mit voller Begierde und schien des Hundes völlig vergessen zu haben. Ich hatte ein Rebhuhn, wovon ich mir die Hälfte zum Abend aufbewahren wollte; meine Frau deckte deßhalb einen Teller darüber, und stellte es in einen Wandschrank, ohne jedoch dessen Thüre zu verschließen. Die Katze entfernte sich, meine Frau, zog sich zum Arbeiten in ein Nebenzimmer zurück und ich nahm Hut und Stock, um auszugehen. Als ich wieder zurückkam, erzählte man mir Folgendes: Die Katze hatte eilig das Speisezimmer verlassen, und sich

zu ihrem Hunde verfügt, wo sie ungewöhnlich stark, anhaltend und in verschiedenen Tönen miaute, was der Hund zuweilen mit einem einsilbigen Bellen beantwortete. Hierauf gingen beide nach dem Zimmer wo die Katze zu Gaste war und warteten solange an der Schwelle bis die Thür geöffnet wurde, was durch eines meiner Kinder geschah, worauf im Nu die Freunde in der Stube waren. Das Miauen der Katze machte meine Frau aufmerksam, sie stand von ihrem Sitze auf, ging leise an die halbgeöffnete Thür, und beobachtete, was vorging. Die Katze führte den Hund zu dem Schranke, in dem sich das Rebhuhn befand, stieß den Teller, welcher die Schüssel bedeckte, herab, nahm den Braten hervor und brachte ihn dem Hunde, der ihn auch mit Vergnügen verzehrte. Nun verkrochen sie sich beide, und sahen mit Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo sich das Zimmer wieder öffnen würde. Ich war der Erste der die Thür aufmachte und schüchtern liefen zwischen meinen Füßen Hund und Katze hindurch. Meine Frau und die Hausleute erklärten mir die Schüchternheit dieser Thiere. Wahrscheinlich hatte die Katze dem Hunde durch ihr Miauen zu verstehen gegeben, welch eine herrliche Mahlzeit sie gehabt und wie Leid es ihr gethan habe, daß sie selbige ohne ihn genießen müssen. Wahrscheinlich hat sie ihrem Liebling dabei gesagt, daß sich noch etwas für ihn im Schranke befinde, und ihn beredet, dahin zu folgen. Von dieser Zeit an habe ich beide Thiere zu einem besonderen Gegenstande meiner Beobachtungen gemacht, und mich vollkommen überzeugt, daß eines dem andern treulich Nachricht von dem gab, was einiges Interesse für sie hatte.

Den Schmerz kann die Katze im Allgemeinen nicht wie höher stehende Thiere mit innerer Kraft überwinden, sie ist deshalb meist sehr ungebärdig, windet, krümmt sich, ergiebt sich nie und sucht selbst im Sterben noch die Einsamkeit. Und doch giebt es genug Beispiele, wie einzelne Katzen sich Operationen fügen — wir haben weiter oben ein Beispiel davon erzählt—

und die Hülfe des Menschen und ihrer eigenen Genossinen erkennen. Fängt sich eine Katze in einer Marderfalle, was dann und wann vorfällt, so kommt sie ohne Schwanzspitze oder nur mit drei Pfoten zurück. Auch bei Mäusen, Ratten, Mardern, Füchsen u. s. w. kommt ähnliches vor, aber wer thut, bei der ungemeinen Empfindlichkeit gegen Schmerz der Katze diesen Dienst. Hat sie im Gefühle, daß die Freiheit kostbarer sei, als ein verlorenes Bein, selbst den Muth dazu, so steht sie durch diese Selbsthülfe höher, wie viele Menschen, oder leisten ihr ihre Kameraden diesen Dienst, als eine wenn auch nicht klar gedachte, soweit reicht ihre geistige Fähigkeit nicht, aber doch innerlich dunkel empfundene Pflicht. Daß übrigens Katzen wirklich einander helfen, mag nachstehende Thatsache beweisen. Eine Katze fiel in eine Düngergrube, ward herausgezogen und um sie wieder zu reinigen, einige Kübel kaltes Wasser über sie gegossen, sie dann aber in den Garten in die Sonne gesetzt. Sofort kamen aus der von Katzen wimmelnden Nachbarschaft etliche Kameradinnen herzu, denen bald über die Hecken aus der Ferne mehrere folgten, die nur das Hülfsgeschrei der Verunglückten herbeigelockt haben konnte und die nun, trotz der Menschen, die das sonderbare Schauspiel herbeizog, sie umgaben, und vollkommen trocken und rein leckten, wobei die Betheiligte bis zum Ende ganz ruhig saß. Hier traten Mitleid, Hülfsbegier, Kenntniß des Heilmittels, und Liebe zum Trocknen und Reinen vereint miteinander hervor. Beispiele, daß die Katze des innigsten Vertrauens, der zartesten Anhänglichkeit an ihre Wohlthäter, daß sie des Mitleids, ja sogar des Wohlwollens gegen Wesen, die ihr zur Nahrung angewiesen erscheinen, fähig sei, daß sie Glück und Unglück unterscheiden könne, sind viele vorhanden und sie muß auch schon viel Menschliches haben, weil sie von sinnigen und innigen Menschen so sehr geliebt werden kann. Aus allem aber geht hervor, daß jede Katze ihre eigene Persönlichkeit, ihre eigene Mischung von Gut und Böse, ihren eigenen Grad

von geistigen Fähigkeiten, ihr eigenes Thun und Lassen, ihren eigenen Fond von Gemüthlichkeit habe und daß es nicht mehr möglich ist, mit Sicherheit von einer auf irgend eine andere zu schließen. Je nachdem die Katze von Natur ist, und je nachdem sie nach ihrer Eigenthümlichkeit während ihrer Erziehung behandelt wird, je nachdem wird auch ziemlich viel oder wenig, oder gar nichts aus ihr. Doch wird derjenige, der die Katzenseele im Allgemeinen in ihren Grundzügen kennt, leicht bestimmen können, ob irgend etwas der Katzennatur angemessen sei oder nicht. Ihr Temperament ist im Allgemeinen in der Jugend sanguinisch, älter geworden aber, ein scharf ausgeprägtes phlegmatisch-cholerisches. Ihre geistigen Anlagen sind nur mittelmäßig und ihr ganzer Charakter spricht sich in ihrer Freiheitslust aus, die bei ihr als Gesetzlosigkeit, als Haß jeder Beschränkung auftritt. Diese Neigung zum Gesetzlosen macht sie minder lern-, minder vervollkommnungsfähig, daher minder menschlich und doch deutet eben diese Neigung wieder auf eine Vollendung suchende Kraft, sowie ihr stilles, einsames Sterben uns deßhalb auch wohl nicht blos physische, gewöhnliche Menschenscheu, bekundet, sondern etwas Höheres, Ungemeines ahnen läßt.

Das **Pferd** hat sich unter der pflegenden Hand des Menschen so schön ausgebildet, daß alle Theile seines schlanken, langgestreckten Körpers im reinsten Ebenmaaße stehen, und sein Bau, in Vergleichung mit allen vierfüßigen Thieren, zu dem regelmäßigsten und zierlichsten gehört. Sein Kopf, der trotz seiner langen Kinnbacken, doch nie, weder die blödsinnige Miene des Esels, noch den dummen, gedankenlosen Ausdruck des Ochsen annimmt, erhält durch die feurigen, klaren Augen, die jede seiner Gemüthsbewegungen verrathen, einen lebhaften, denkenden, interessanten Ausdruck, der durch die stolze Haltung des schlanken Halses nur noch gehoben und verschönert wird. Seine regelmäßigen, leicht beweglichen Ohren sind

weder zu kurz, wie bei dem Ochsen, noch zu lang, wie bei dem Esel, und die zarten, schlanken, wohlproportionirten Beine lassen die Schnelligkeit seines Laufes ahnen. Sein vorzüglichster Schmuck aber sind der Haarbüschel über der Stirn und die Mähne am Halse, die Muth, Stolz und Stärke verkündigen, so wie nichts den schöngewölbten Hinterleib des Pferdes vortrefflicher decken und endigen könnte, als der lange, dickhaarige Schweif, der alle andern Thierschwänze an Schönheit übertrifft.

Seit den ältesten Zeiten gezähmt, ist das Pferd mit dem Menschen durch alle Himmelsstriche gewandert, war auf allen seinen Zügen sein treuer Begleiter, sein Freund, und so verschieden seine Erziehung, seine Pflege, seine Benutzungsart war, so verschieden gestaltete sich auch sein Aeußeres, die Ausbildung seiner Kräfte, wenn auch im Allgemeinen seine geistigen Anlagen vielleicht dieselben blieben. Dort, wo es, wie bei den Arabern, am freundschaftlichsten behandelt, gleichsam als Glied der Familie betrachtet wurde, hat es sich auch körperlich und geistig am schönsten ausgebildet. Es hat dort alle Eigenschaften eines vollkommenen Pferdes, und nach einem alten arabischen Spruche vom Weibe die breite Brust, die volle Hüfte und das lange Haar, vom Hirsche das Haupt und die Beine, vom Fuchse Ohren, Schwanz und Trott, von der Gazelle Augen, Nasenlöcher und Sprunggelenke, vom Löwen Haltung, Muth und Verwegenheit, von der Schlange scharfen Blick und schöne Wendungen, vom Maulesel die Kraft, die Ausdauer und den Fuß, vom Hasen den Tritt, den Lauf und die Gewandtheit, und vom Wolfe die Gurgel, den Hals und das Gehör. Sie sind nur von mittlerer Größe, aber ein langer, feiner Hals verbindet sich mit dem kleinen, geistreichen Kopfe, die Augen sind groß und feurig, die Nasenlöcher weit, der Huf der feinen Beine hoch, hart und glänzend, den Schweif, welcher der Mähne an Feinheit gleichkommt, trägt das Thier hinausgebogen und frei, und das feine, dichte Haar giebt der

Haut gleichsam nur die glänzende Farbe. Die Haupteigenschaften eines solchen Pferdes sind Gutmüthigkeit und Sanftmuth mit Feuer, Leichtigkeit, Schnelligkeit und Ausdauer, denn es legt in der Wüste fünfzehn deutsche Meilen zurück ohne abgezäumt zu werden. Nächst ihnen sind die Pferde aus der Berberei, dann die persischen, türkischen und tatarischen Pferde, welche Letztere man auch in Siebenbürgen, in der Moldau, in Ungarn, in Polen ꝛc. findet, die vorzüglichsten. Von den europäischen Pferden schätzt man besonders die spanischen, englischen und neapolitanischen, und unter den in Deutschland einheimischen zeichnen sich die holsteinischen, friesischen und mecklenburger Pferde aus.

Daß das Pferd in der Reihe der Thiere sehr hoch stehe, wird Niemand abzuläugnen vermögen; was macht uns aber das Pferd so werth, was macht zwischen dem Menschen und dem Pferde schon mannichfachen Gedankenverkehr und sogar Freundschaft möglich? Sein milder, sanfter und doch kühner, kräftiger Charakter, der ihm erlaubt, seinen Willen unter den des Menschen zu beugen und es doch fähig macht, ihm in alle Gefahren zu folgen; sein ausgebildeter Verstand, der es schnell den Willen des Menschen fassen und zufällig gegebene Umstände begreifen und benutzen läßt, und seine dadurch bedingte Lernfähigkeit, sowie endlich seine treue Anhänglichkeit an seinen Herrn, an seinen Wohlthäter.

Das Pferd hat Unterscheidungsgabe, für Nahrung, Wohnung, Zeit, Raum, Licht, Farbe, Form, für seine Familie, Nachbarn, Freunde, Feinde, Mitthiere, Menschen und Sachen. Es hat Wahrnehmungsgabe, innere Vorstellungskraft, Gedächtniß, Erinnerungskraft, Einbildungskraft, und manichfaltige Empfindungsfähigkeiten für eine große Anzahl der verschiedensten Zustände des Leibes und der Seele. Es fühlt sich in seinen Verhältnissen angenehm oder unangenehm, es ist der Zufriedenheit mit seinem gegebenen Verhältnisse und des Verlangens

nach einem andern, es ist der Affekte, ja selbst der Leidenschaften, gemüthlicher Liebe und gemüthlichen Hasses fähig. Sein Verstand ist sehr groß und wird bei seiner Willigkeit sehr leicht in Geschicklichkeit verwandelt, so daß es außerorderlich lernfähg ist und ebenso sind seine Sinne in einem hohen Grade ausgebildet. Alle diese Eigenschaften, kommen auch in mehreren ihm nahestehenden Thieren vor, allein bei keinem prägen sie sich in einem schärferen Grade aus, und bei keinem kommt zu diesem Gemeinschaftlichen noch soviel Eigenes.

Sein Gesicht ist sehr gut, es sieht selbst bei Nacht und selten wird ein sich selbst überlassenes Pferd im Dunkeln stolpern oder einen Fehltritt thun, gewiß nie aber, und wenn es auch noch so finster ist, anrennen. Sein Gesicht scheint nicht in weite Ferne zu reichen, weil durch den Bau seines Auges die Gegenstände zu sehr vergrößert und fernere deßhalb gar nicht mehr aufgenommen und reflektirt werden, wofür ihm aber nähere desto deutlicher erscheinen. Sein Gehör ist außerordentlich fein und seine scharf gespitzten Ohren sind in ewiger Bewegung. Aus weiter Ferne schon vernimmt es das leiseste Geräusch und markirt es dem Reiter, der oft gar nichts davon bemerkt hat. Sein Geschmack ist sehr fein und sehr wählerisch. Nur im äußersten Hunger rührt es Speise, die ihm nicht behagt, an, nie aber in unreiner Krippe. Nach Linne's Versuchen frißt es nur zweihundertzweiundsechzig Kräuter und läßt zweihundertzwölf ganz unberührt. Sein Geruch ist nicht minder gut. Jeden fremden Gegenstand beschnuppert es und sucht sich so durch den Geruch von seiner Gefahrlosigkeit zu überzeugen, jeden unreinen Gegenstand in seiner Krippe bemerkt es sofort dadurch und tritt verabscheuend zurück. Noch feiner aber ist sein Gefühl, denn die geringste Hülfe mit dem Zügel, der geringste Druck des Schenkels wird von ihm bemerkt und reicht hin, ihm den Willen seines Reiters aufs Genaueste kund zu thun.

Sein Orts-, Stall-, Weide-, Steg- und Wegesinn sind

bekannt, und oft schon Reisenden, schlafenden Kutschern oder betrunkenen Fuhrleuten zu Statten gekommen. Mit Sicherheit erkennt es einen Weg wieder, wenn es ihn auch nur einmal gemacht hat und seiner Sache gewiß, widersetzt es sich fest und starrsinnig dem irrenden Lenker. Sind alle Wege verschneit, ist das ganze Land nur eine weiße Fläche, das Pferd hat tausend Merkmale, um seinen Weg doch zu finden. Der des Weges Unkundige darf sich dreist dem Pferde überlassen, es führt ihn nicht irre. Den Gasthof, in den es einmal einkehrte, erkennt es sofort wieder, bleibt stehen und glaubt, daß es abermals da einkehren müsse, doch läßt es sich bedeuten und läuft willig weiter. Seine Wahrnehmungsgabe geht noch weiter. Nicht nur die Kleidung seines Herrn und deren Farbe, sondern auch dessen Physiognomie und dessen Stimme prägt es sich ein. Noch nach vielen Jahren erkennt es seinen ehemaligen Herrn wieder, läuft auf ihn zu, wiehert ihn an, leckt ihn und bezeugt eine gar herzliche Freude.

Vollkommen versteht es den Sinn der Worte des Menschen und vollkommen gehorcht es denselben. Es geht aus dem Stalle zum Brunnen, zum Wagen, läßt sich sein Geschirr auflegen, hilft sogar dabei, läuft dem Knechte nach wie ein Hund, kennt genau seinen Platz bei der Arbeit, tritt vor und zurück, rechts und links, wie es gerade die Umstände erheischen, geht abgespannt von selbst in seinen Stall zurück, an seinen Stand, den es nie verwechselt. Es merkt augenblicklich ob ein anderer Mensch als der gewöhnliche das Leitseil führt, oder auf seinen Rücken sitzt, und ruft der Fuhrknecht sein „Gih hih!" und knallt mit der Peitsche, so guckt das Sattelpferd, ehe es anzieht, sich gewiß noch einmal um, ob auch alles in Ordnung sei und der Ruf und das Klatschen ihm wirklich gelte. Wie geistig, wie sinnvoll betrachtet ein Pferd sein neues Nebenpferd oder einen neuen Knecht, es scheint sie zu schätzen, zu vergleichen, sie sind ein Abschnitt in seinem Leben und wie ganz anders ist dabei sein



Schauen als das der Kuh vor einem neuen Thore. Alles Neue macht einen großen Eindruck auf das Pferd, und ein neuer Wagen, eine neue Kutsche ist ihm wichtig, aber man sieht ihm an, daß nicht nur das Neue es stutzig macht, daß auch sein Verstand, sein Geist dabei beschäftigt ist. Wo etwas Neues, durch Größe, Form oder Farbe ihm auffallendes, ihm aufstößt, trabt es hinzu und schaut und schnauft es an. Scheue Pferde lassen sich nicht leichter besänftigen, als wenn man ihnen den Gegenstand ihrer Furcht ruhig zu betrachten und zu beriechen erlaubt.

Wer dem Pferde etwas Menschliches lehren will, muß es dabei aber auch menschlich behandeln, es nicht durch Prügel, Drohungen oder Hunger zwingen wollen, die es, wie den Menschen, nur verstockt und tückisch machen. Was auf den Menschen wirkt, wirkt auch auf das Pferd und in der Regel sind sie völlig wie Kinder, in Gutem und Bösem, doch machen seine Wahrnehmungsgabe, sein Gedächtniß und seine gutmüthige Willigkeit es möglich, ihm alle Künste beizubringen, die höhere Thiere nur zu lernen fähig sind. Es lernt Taktschlagen, Complimente machen, Niederknien, Apportiren, Fragen beantworten, durch Bewegungen mit dem Kopfe Ja und Nein sagen, durch Stampfen mit dem Fuße angeben, wie viele Personen in der Gesellschaft sind, welche Zeit es nach der Uhr ist. Auf's Wort stellt es sich krank, steht dann mit ausgebreiteten Beinen, hängt den Kopf, schwankt traurig und matt, sinkt langsam, stürzt nieder, liegt wie todt, läßt auf sich sitzen, die Beine auseinander legen, am Schwanze zerren und alles Mögliche mit sich machen. Aber auf die hingeworfene Aeußerung, daß der Abdecker nun kommen müsse, springt es rasch wieder auf, schüttelt munter und froh Mähne und Schweif, und galopirt im Circus herum. Es setzt sich auf die Hinterfüße wie ein Hund, läßt sich eine Serviette vorbinden, frißt auf Kommando von einem vorgehaltenen Teller den dargebotenen Hafer und dergleichen Künste mehr

Es versteht dabei seinen Herrn völlig, sieht auf die Bewegungen der Hände und Füße desselben, kennt die Bedeutung der Schwingungen der Peitsche und selbst der Worte so daß es schon ein kleines Wörterbuch im Kopfe hat.

Seinen Haupttriumpf feiert es aber auf der Reitbahn. Dort, wo es die veredelte, verschönernde Haltung seines Körpers, außer den natürlichen Gangarten Schritt, Trab und Galopp, auch noch die künstlichen, die Passage, das Piaffiren die Galoppade, die Volte, die Passade, die Pirouette, die Pesade, das Mezair, die Courbette, die Croupade, die Ballotade, die Capricle rc. lernen muß, wird seine Sanftmuth, seine Willigkeit, seine unbedingte Folgsamkeit auf die härteste Probe gestellt. Anfangs scheu und wild, wenn es den Reiter tragen soll, gewöhnt es sich doch bald daran mit ihm nur eine Person zu bilden, fügt sich willig dem Zügel, folgt nicht nur der Hand und dem Schenkel des Reiters, sondern scheint sich selbst nach dessen Stimmung und Laune zu richten. Stets gehorsam der Weisung, die es erhält, beschleunigt es seinen Lauf, oder hält ihn an, bestimmt seine Bewegungen nach dem Wunsche und Befehle seines Gebieters, ja scheint sogar den eigenen Neigungen zu entsagen, um das Vergnügen des Menschen zu erhöhen, oder dessen Nutzen zu fördern. Mitten im Getümmel der Schlacht, mitten unter dem furchtbarsten Kanonendonner, unter Feuer und Pulverdampf, wo andere Thiere scheu zurückweichen, oder doch wüthend würden, steht das heldenmüthige Roß, ohne zu fliehen, ja selbst ohne seiner Wunden zu achten, und ein Wink seines Gebieters stürzt es in Gefahr und Tod. Friedrich der Große ritt einst während des siebenjährigen Krieges in Begleitung des Generals Seidlitz über die Elbbrücke in Dresden, und fragte diesen scherzend, was er wohl thun würde, wenn jetzt von der einen Seite die Oesterreicher und von der andern die Russen auf ihn losstürmten. Der kühne Reitergeneral parirte, ohne eine Antwort zu geben, sein Pferd, und das folg-

same Thier setzte ohne Widerstreben von der dort vielleicht fünfzig Fuß über dem Wasserspiegel hohen Brücke in den reißenden Elbstrom und brachte seinen Herrn glücklich ans Land.

Als Mehmed Ali die Mamelucken vernichten wollte, beschied er sie in ein kleines, bei Kairo auf einem Felsen liegendes Fort. Ein Mameluck sprengte, um der Metzelei zu entgehen, die Rampe hinauf, und auf den äußersten Rand, wo senkrecht ihm der Abgrund entgegengähnte. Als seine Henker ihn auch dahin verfolgten, gab er seinem Pferde die Schenkel, und das treue Thier setzte ohne Zagen hinunter, lag zerschmettert am Fuße des Felsens, aber sein Herr war gerettet, und flüchtete sich unversehrt und unverfolgt in das Gebirge. Und nicht bloß das dressirte Pferd zeigt uns diese Folgsamkeit, diese Willigkeit, dieses Eingehen in die Pläne seines Herrn, selbst der gemeinste Karrengaul offenbart uns dieselbe Thätigkeit des Verstandes, dieselbe Wahrnehmungsgabe, dieselbe Beachtung der Umstände und Eingehen in dieselben, die gleiche Fügsamkeit. Der alte steife Gaul, der täglich den Koth in den Straßen auf seinem zweirädrigen Karren zusammenführt, wird er nicht jedesmal, wenn ihm sein Herr das „Hih! Brauner" ruft, sich erst noch einmal umsehen und ganz gelassen nur anziehen, weil er recht gut weiß, daß jener doch erst noch eine Schaufel voll hinaufzuwerfen hat. Und wird er dann nicht jedesmal von selbst schräg über die Straße weg zum nächsten Kothhaufen gehen, von dem er eben so gut weiß, daß er ihn noch mitnehmen muß, und damit so lange fortfahren, bis der Karren voll ist. Geht es mit der Ladung zur Dungstätte hinaus, dann mögen noch so viele Kothhaufen am Wege liegen, sie kümmern ihn nicht mehr; er hat seinen Theil. Die alte Rosinante des Milchmannes, sie kennt ganz genau die Kunden ihres Herrn, genau die Orte, wo sie still halten muß, damit er klingeln kann, und wundert sich nur, wenn er aus Laune einmal eine Veränderung darin macht. Daß alle Pferde diese

Verstandesthätigkeit äußern, nur muß ihnen dazu eine gewisse Willensfreiheit gelassen werden, kann man jeden Tag sehen, doch eben so gewiß das Eine mehr wie das Andere. Bei dem Pferde tritt die Individualität noch mehr hervor, als wir sie schon bei den Katzen bemerkt haben, und bissig und böse, fasch und tückisch, träge und dumm ist das Eine, während das Andere zutraulich und sanft ist, und seinem Herrn den Wunsch oder den Willen schon an den Augen absieht. Entweder hat die Natur oder die Erziehung, oder beides vereint, sie so verschieden gemacht, und gewiß ist dabei, daß das Pferd durch den Umgang mit guten Menschen, durch gute, sanfte Behandlung immer menschlicher, immer verständiger wird, während der Umgang mit bösen Menschen und schlechte, rohe Behandlung es immer thierischer, immer bestialischer macht. Bei den Abiponern ist es der beste Kamerad, und die Buben und Mädchen in Serbien reiten täglich in die Schule. Der Araber macht sie in seinem Zelte zu seinen Haus- und sanften Tischgenossen, und dort sind auch die Pferde körperlich und geistig am vollkommensten.

Das Pferd ist aller Affekte fähig. Es liebt und haßt, ist launisch, neidisch, rachsüchtig u. s. w., wie oft lernen einzelne Pferde sich nie vertragen, oder behalten immer einen gewissen Widerwillen gegen einzelne Menschen und Thiere. Den Blick des Menschen kennt es und hält ihn aus, ja er macht, ist er scharf, großen Eindruck darauf, und je edler ein Pferd ist, desto leichter und eindringender ist die Wirkung. Alles, was das Pferd erregt, alle seine Empfindungen, äußert es durch Bewegungen der Ohren, das Ohr ist der Ausdruck seiner Seele. Löwe, Katze, Hund verrathen ihres Herzens Gedanken durch den Schwanz, der Elephant durch den Rüssel, das Pferd durch sein feines Ohr.

Auch der Furcht ist das Pferd zugänglich, und nähert sich auch darin dem Menschen, der vielleicht das furchtsamste Wesen

ist. Ein ungewohnter Ton, ein aufflatternder Vogel, ein Hemd, das auf einem Zaune hängt, welchen Schrecken jagen sie ihm ein, wie guckt es den Boden an, wenn Steine auf seinem Wege liegen, wie sorglich tritt es in den Bach, in den Fluß, um keinen Fehltritt zu thun, wie ängstlich gehen sie auf schmalen Gebirgspfaden, setzen vorsichtig Fuß um Fuß nieder. Sie ahnen die Gefahr und wollen sie möglichst vermeiden. Es stutzt, verwundert sich, erschrickt über oft unbedeutende Dinge wie ein Kind, aber es kann sich auch enttäuschen lassen, und sein Kennen kann durch seinen Verstand ein Erkennen werden. Wie sehr bemühen sich im Schnee versunkene Pferde das Herausziehen möglich zu machen, wie willig ließ sich eines, das in eine Kalkgrube gefallen war, binden und heraufziehen. Es erkannte die Gefahr, fühlte, daß es sich selbst nicht helfen konnte, und wollte den Rettenden helfen. Aber sein Verstand kann auch durch heftigen Schrecken, durch Furcht und Angst momentan zerrüttet werden, und vieles Unglück ist durch diesen Zustand, den wir Durchgehen nennen, verursacht worden, denn unaufhaltsam rennt es, jedes Zügels spottend, über Stock und Stein, jedes Hinderniß verachtend, wie rasend, blind dahin.

Bricht im Hause oder in der Nachbarschaft Feuer aus, so hebt es die Nase, es riecht das Feuer, es wird ihm unheimlich, es bäumt sich und wird wild. Dann zeigt sein Auge den höchsten Grad von Schrecken mit völliger Geistesverwirrung, und ein solches Auge am Pferde nimmt sich gräßlich aus, steht mit seiner edlen Gestalt im ärgsten Widerspruche.

Ehrgefühl, Stolz und Eitelkeit sind weitere Leidenschaften des Pferdes. Durch sie leisten sie im Wettrennen beinahe unglaubliches. Voll Ungeduld wiehern sie, meist edle Berber, im Corso und stampfen den Boden, fällt das hemmende Seil, so stürzen sie die Bahn dahin, und jedes will das Andere übereilen. Niemand treibt sie an, Niemand sagt ihnen, um was es sich handelt, es ist der innere Trieb, das Ehrgefühl,

das sie beflügelt, sie anspornt, ihren Kameraden vorauszueilen, um das Erste am Ziele zu sein. Und der Sieger trägt den Kopf höher, sieht stolzer aus, fühlt die Ehre, die er errungen, und doch wird kein Neid, kein Haß der Uebrigen gegen ihn wahrgenommen. Welch Ehrgefühl entwickelt sich im englischen Wettrenner, er würde sich eher zu Tode laufen als nachgeben. Und mit welcher Schnelligkeit fliegen sie dahin. Das englische Rennpferd Childres legte in fünf Minuten eine deutsche Meile zurück, der Starling ebenso und die Eclypse brauchte sechs und eine Viertel Minuten dazu. Wie stolz, wie geschmeichelt fühlt sich das goldbedeckte Pferd des Generals, welche großartige Haltung nimmt es an, und wie zierlich bewegt es seine schönen Glieder im Bewußtsein seiner Vortrefflichkeit und seiner Ehre. Darf man da noch behaupten, daß kein Thier der Eitelkeit fähig sei. — Für Töne hat es ein sehr feines Gehör und ein treues Gedächtniß. Es kennt und versteht den Ausdruck der Stimmen aller seiner Umgebungen. Kriegerische Musik von Blaßinstrumenten scheint einen besondern Eindruck auf dasselbe zu machen. Es hebt dann den Kopf stolzer, und sein Gang wird rascher und geregelter; es tanzt förmlich nach dem Takte. Kavalleriepferde lernen die Trompetensignale sehr bald, und ihr Gedächtniß dafür ist außerordentlich. Nach Jahren noch errinnert es sich derselben, und bezeugt Lust, wenn es ferne Trompetenklänge hört, die auf den Exercierplatze gelernten Manoeuvres zu wiederholen. Einen eigenthümlichen Eindruck macht das einförmige auf zwei Tönen abwechselnde Pfeifen mit dem Munde auf sie, es reitzt sie zum Harnen.

Haben wir bis jetzt von dem Verstande des Pferdes gesprochen, so dürfen wir von den Vorzügen seines Gemüths und seiner innern tiefern Natur nicht schweigen.

Traurig stellten sich Pferde über den Leichnam ihres in der Schlacht gefallenen Herrn, neigten sich über ihn, beschauten sein Angesicht lange, schnaubten es an und wollten nicht von

ihm weg, wollten ihm auch noch im Tode treu bleiben, andere bissen in der Schlacht Pferd und Mann ihres Gegners, als ob auch sie um den Sieg kämpfen müßten. Ein Pferd ergriff seinen heruntergefallenen, betrunkenen Reiter, um ihn wieder hinaufzusetzen; ein anderes drehte und wendete sich, um den Fuß des im Steigbügel Hängengebliebenen herauszubringen. Professor Krüger erzählt in seiner Experimentalseelenlehre, daß ein Freund von ihm bei Nacht rasch durch einen Wald geritten, aber von einem Ast heftig an die Stirn getroffen, ohnmächtig heruntergefallen sei. Das Pferd blieb nicht nur sogleich stehen, sondern kehrte auch nach dem Hause zurück, wo sein Herr eben hergekommen war, und da es die Thür verschlossen fand, so pochte es mit den Hinterfüßen so lange daran, bis die Leute aufwachten und aufmachten. Als diese das Pferd ohne Reiter sahen, eilten sie mit ihm fort und fanden unter seiner Leitung den Verunglückten bald. Boussanelle erzählt in seinen militairischen Betrachtungen von einem Pferde, das er während des siebenjährigen Kriegs geritten, und dem er aus Dankbarkeit das Gnadenbrod gab. Das Pferd verlor vor Alter seine Zähne, konnte kein Futter mehr kauen, und man wunderte sich, daß es trotzdem so gesund und wohlbeleibt blieb, bis man dahinter kam, daß seine beiden Stallgefährten dem zahnlosen Greise Heu und Hafer zerkauten und dann vorlegten. Am auffallendsten sind die vielen Sagen alter und neuer Zeit, daß Pferde den Tod ihres Herrn ahnen, diesen nicht in die Schlacht tragen wollten, und zwar zum ersten Male ungehorsam und unbändig ihn lieber herunterwarfen; daß andere in Ställen von Schlössern und Burgen bisweilen bei Nacht furchtbar stampften und stürmten, als wenn sie böse Geister wahrnähmen. Daß der Magnet auf sie einwirkt, wie auch auf Ziegen und Hunde, ist nicht zu läugnen, so wie auch ihre Empfindlichkeit gegen Gewitterluft, und ihre Unruhe, wenn ein Erdbeben im Anzuge ist. Manches was sich auf die Natur des Pferdes bezieht,

müssen wir überhaupt noch auf sich beruhen lassen, doch ist nicht alles Unglaubliche dabei unmöglich. Des Thieres Natur fällt wie die menschliche, vor den Augen des Prüfenden in eine unendliche Tiefe hinunter.

Die Pferde sind vielen Krankheiten unterworfen, — Wagenfeld gibt achtundachtzig an —, die zum Theil ganz menschlich sind, und zu allen Zeiten waren geschickte Roßärzte auch nicht ungeschickte Menschenärzte, Wunden fürchtet das Pferd nicht und Operationen unterwirft es sich mit viel Verstand und Willen. Zu den Eigenheiten des Pferdes gehört noch die Art seiner Vertheidigung, die nur in Beißen, Hauen mit den Vorder- und im Ausschlagen mit den Hinterfüßen besteht, so wie sein sehr kurzer, leiser Schlaf, der oft nur zwei bis drei Stunden dauert, und zu dem es sich häufig gar nicht einmal legt.

Auch in ihnen treten uns, wie bei dem Rinde, vier verschiedene Thiere entgegen, Fohlen, Stute, Hengst und Wallach, aber bei weitem ist der Unterschied zwischen ihnen nicht so bedeutend als wie bei jenen. Das Fohlen ist schon kurz nach seiner Geburt ein kleines Pferd, und steht nie so dumm da wie das Kalb. Alle seine Bewegungen sind zierlicher und fröhlich und neckend springt es auf der Weide herum. Der ganze Hengst ist ein furchtbares Thier, seine Stärke ist ungeheuer, sein Muth über alle Begriffe. Sein Auge sprüht Feuer und in der Paarungszeit ist ihm nicht zu trauen. Der Trieb zur Begattung ist bei ihm heftiger, als bei vielen andern Thieren, und er unterscheidet währenddem weder Freund noch Feind. Seine Stimme ist ein Wiehern, das hell weithin schallt und dessen Töne nach der Verschiedenheit seiner Leidenschaften der Freude, des Verlangens, des Zorns, der Furcht abwechseln. Bei dem Schmerze stöhnt es nur. Doch hört man dieses Wiehern selten von Stuten und Wallachen. Das Weib, ist viel sanfter, gutmüthiger willfähriger, gehorsamer, lenksamer, deßhalb wird sie auch oft dem Manne vorgezogen, obwohl sie weniger Kraft und Ausdauer hat. Der

Wallach hat zwar viel verloren, ist aber nicht wie der Stier zum matten Ochsen, sondern nur ein milderes, gehorsameres Thier geworden, in dem die Lebensflamme noch wohlthuend glüht, statt wie im Hengste, ihn lodernd zu verzehren.

Charakter, Temperament und Naturell ist bei allen Pferden verschieden, so verschieden wie ihr Schicksal. Man könnte fast von jedem einzelnen eine Charakteristik und eine Biographie schreiben. Viele sind auch zu historischer Berühmtheit gelangt und vielen sind Thränen nachgeweint und marmorne Denkmäler gesetzt worden. Im Sterben benimmt es sich ruhig und edel, es scheint schon eine Ahnung davon zu haben.

Die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, die der Mensch je im Thierreiche gemacht hat, ist der **Hund.** Seine Schnelligkeit, seine Stärke und sein trefflicher Geruch haben ihn zu einem mächtigen Gehülfen desselben, zur Bekämpfung und Verfolgung anderer Thiere gemacht, er ist aber auch außerdem des Menschen treuester, uneigennützigster Freund, hat sich mit ihm als sein Gesellschafter über die ganze Erde verbreitet, ist seinem Herrn ganz ergeben, dessen Eigenheiten er kennt, den er bewacht und vertheidigt, dessen Habe er beschützt, dem er bis zum Tode treu bleibt und alles dieß weder aus Noth, noch aus Furcht, sondern einzig aus Dankbarkeit und wahrer Zuneigung.

Wir sollen hier eine Charakteristik desselben oder ein Gesammtbild seiner psychischen Thätigkeit, geben, aber so schwer es ist, einen Hund zu zeichnen, oder ihn gar ohne Verlust seiner Psyche auszustopfen, so schwer ist es auch, seine Psyche selbst zu geben, um so schwerer, als jede der einzelnen Varietäten im Psychischen wie im Physischen so weit von einander ab, ja sich oft sogar schroff gegenüber steht. Wie dumm, träg, neidisch, hämisch ist der Mops, der den Menschen und diese ihn nicht erfaßt, und den eigentlich nur Dumme halten und erziehen sollten. Wie sehr sticht er gegen den Pudel ab, der das vollkommenste

Bild der Treue, der Gutmüthigkeit und der Intelligenz ist. Der Neufundländer, der meisterhaft schwimmt, taucht und selbst Menschen herausholt, fürchet von Natur den Wolf nicht und überwältigt ihn, und der Metzgerhund, der sich ebenfalls mit dem Wolfe siegreich mißt, aber nur ins Wasser geht, wenn er muß, gegen den zarten Bologneser und Löwenhund gehalten, der nur zum Vergnügen da zu sein scheint, gewohnt ist, sich sanft im Arme tragen zu lassen, auf dem Sopha zu schlafen, am warmen Busen zu liegen, Ungünstige anzuknurren, das Gesinde zu beleidigen, mit der Dame von einem Teller zu essen, aus einem Glase zu trinken und sich küssen zu lassen. Der Däne läuft wie ein Bereiter vor den Kutschen her, dem Windhunde wird beinahe alle Intelligenz, Erziehungsfähigkeit und Treue gegen seinen Herrn ab, und dafür eine kindische Neigung von Unbekannten sich schmeicheln zu lassen, zugesprochen, doch kann man sie zur Jagd auf Hasen rc. abrichten. Am Jagdhunde wird ein scharfer Geruch und viel Verstand, am Hühnerhunde sehr viel Verstand und das gelehrigste Naturell nebst großer Anhänglichkeit an seinen Herrn gelobt, doch kann kein Hund so leicht falsch gemacht werden, als eben er, und ist er groß, so ist er dann furchtbar. Ebenso verständig und ein guter Wächter ist der Haus- oder Hirtenhund. Der Spitz ist klug, gelehrig, lebhaft und geschickt, aber etwas heftiger Art, beißt gern, als Haushund jedoch wachsam und treu, aber in einzelnen Abarten selbst tückisch und falsch. Sehr dem Menschen ergeben sein, aber ohne den Herrn zu kennen, Schläge nicht fürchten, unersättlich sein und doch mit Geschicklichkeit lange zu hungern, gehört in die auffindbare Charakteristik des kamtschadalischen Hundes. Die Doggenart hat Treue bei wenig Verstand, sie sind gute Wächter, gräulich wilde, muthvolle Jäger auf Wildschweine, Löwen, Tiger und Panther. Sie achten auch ihr eigenes Leben für nichts, merken auf jeden Wink des Auges und der Hand, wie vielmehr aufs Wort ihres Herrn, lassen sich auf den Mann ab-

richten, berücksichtigen Stich und Schuß oder zerrissene Glieder nicht und balgen sich mit andern ihres gleichen grenzenlos herum. Welche Verschiedenheit zwischen allen, und doch herrscht unter allen eine gewisse Uebereinstimmung der Psyche, und die Hundeseele ist sich in ihren Grundzügen bei allen gleich, ohne doch dabei die Eigenthümlichkeit der Artverschiedenheit aufzugeben.

Hund, Pferd, Orang-Utang und Elephanten stellt man gewöhnlich als die höchsten Thiere neben einander, und gehen wir auf die Menge und Mannigfaltigkeit der Richtungen seiner Seele, so steht der Hund keinem andern Thiere nach. Der Charakter des Hundes ist, wenn er nicht in seiner Jugend durch schlechte Erziehung, durch Neckereien verdorben wurde, im allgemeinen gutmüthig und ungereizt fällt er nicht leicht einen Menschen an. Seine Sinne sind dabei außerordentlich fein, ihnen entgeht bei der zugleich regen Thätigkeit des Geistes der edleren Arten nichts, was sie nur irgend interessiren könnte. Die geistigen Fähigkeiten der edleren Arten sind nicht minder außerordentlich. Unterscheidungsgabe und Urtheilskraft sind vollkommen ausgebildet und sie erkennen dadurch Raum, Zeit, Form, Farbe, Ton Wort, Umstand, Person, Freund und Feind. Er hat außerdem ein vorzügliches Gedächtniß, Gefühl für Lob, Tadel, Belohnung, Strafe, so daß bei seiner Fügsamkeit diese Eigenschaften leicht in Geschicklichkeiten umgewandelt und zum Nutzen des Menschen verwendet werden können. Aber auch fast alle menschlichen Affekten hat der Hund. Er ist der Liebe und des Hasses, der Dankbarkeit, des Mitleids, der Großmuth, des Neides, der Rachsucht, des Zornes, der Zanksucht, des Leichtsinns, des Stolzes, des Ehrgefühls &c. fähig, Eigenschaften, die allein ihn schon dem Menschen näher stellen, sowie sein Gemüth und seine innige treue Anhänglichkeit ihn über die andern Thiere erhebt.

Alle diese Eigenschaften sind dem Hunde im Allgemeinen eigen, und er benutzt dabei seinen Körper so geschickt, wendet seinen Verstand für seine Zwecke, soweit seine Welt reicht, so

vollkommen an, wie der Mensch. Doch wird er deshalb nie aus der Eigenthümlichkeit seiner Raçe heraustreten, die gewiß bei dem Spitzhund anders ist, als wie bei dem Pudel, so wie der Mops anders denkt und will als der Dachshund. Wir müssen deshalb trotz jenen allgemeinen Grundzügen, die sich in allen finden, doch unter den Hunden für jede Art eine wesentlich verschiedene Seelenthätigkeit, die nicht in einander verwandelt werden können, annehmen. Alle Kunst der Erziehung, alle Mühe der Umwandlung würde vergeblich sein, wir müssen darum jeden nehmen wie er ist und jede Art nur in der, von der Natur vorgezeichneten Gränze lehren und benutzen. Aber eben dieser Verschiedenheit der Seelenthätigkeit wegen, wird auch jede Art ihren bestimmten, scharf ausgeprägten Charakter, ihr ganz von der andern verschiedenes Temperament, ihr besonderes Naturell haben. Der Mops ist dumm, langsam, phlegmatisch, der Metzgerhund melancholisch, bitter, gallicht, blutdürstig, der Spitz cholerisch, zornmüthig, engherzig, bis in den Tod gehässig, der Pudel ein eitler Sanguiniker, immer munter, allezeit wach, der angenehmste Gesellschafter, aller Welt Freund, treu und untreu, dem Genuß ergeben, geschlechtshitzig, wie ein Kind nachahmend, zu Scherz und Possen stets aufgelegt, der Welt und Allem ohne Ausnahme angehörig, während der Spitz nur seinem Hause, der Metzgerhund nur dem Thiere, der Dachshund nur der Erdhöhle, der Windhund nur dem Laufe, die Dogge nur dem Herrn, der Hühnerhund nur dem Feldhuhne gehört. Von allen Arten befreundet sich nur der Pudel allein mit allen Dingen, mit der Katze, dem Gegensatze, mit dem Pferde, dem Kollegen, mit dem Menschen, dem Herrn, mit dem Hause, es bewachend, mit den Vögeln des Himmels, zu denen er, um sie zu fangen, hoch hinaufspringt, mit dem Wagen, indem er unter ihm läuft. In ihm ist die innere Welt am größten, und nur in ihm kann die Möglichkeit, sich noch höher zu heben, oder gehoben zu werden, ausführbar gedacht werden. In allen

anderen Hundearten herrscht noch mehr nur der Trieb, in ihm allein fast einzig die Intelligenz. Wie stark ist im Jagdhunde der Naturtrieb, er stürmt dem Wilde nach, bis er selbst athemlos liegen bleibt; wie wüthend rast die Dogge dem Feinde entgegen, wie niederträchtig umrennt der Metzgerhund, mit lechzender, heraushängender Zunge in halben Kreisen, die angstvoll vor ihm trippelnden Kälber und wenn sie auf die Seite rennen oder der Führer nicht recht auf ihn acht gibt, ihn immer zurückscheucht, wie roh fällt er sie an, wie gleichgiltig ist er gegen den Schmerz derselben, der ihm sogar noch Freude zu machen, scheint, mit welcher Gier stürzt sich, hingerissen von der Wuth sie zu erdrosseln, der Hühnerhund auf Vögel. Von allem diesen Unedlen, Unwürdigen, Schimpflichen ist nichts im Pudel, wenn er nicht verzogen worden, wenn man ihn auch nur seinem eigenen Genius überlassen hat. Jeder Pudel ist eine selbstständige, förmlich ausgebildete, abgeschlossene Psyche, und theilweis unabhängig von äußeren Umständen. Er hat Eigenheiten, Sonderbarkeiten, Unerklärbarkeiten, Originalitäten, Genialitäten, ohne daß ihm dabei eine der edleren Eigenschaften der edleren Arten abgienge, selbst ohne Anleitung ist er schon viel, und wird er viel, möge er deßhalb der Repräsentant der ganzen Klasse sein und von uns näher betrachtet werden.

Von allen Hunden ist der Pudel am besten und regelmäßigsten gebaut. Sein Kopf ist schön, sein Leib gewandt, seine Gestalt proportionirt, seine Brust voll und breit, seine Beine wohlgebaut, er ist nicht zu hoch und nicht zu niedrig, nicht zu lang und nicht zu kurz, und stellt sich deshalb dem Auge am wohlgefälligsten dar. Durch seinen ebenmäßigen Körper, den er in allen Stellungen, leicht im gehörigen Gleichgewichte halten kann, ist er vorzugsweise zu allen Künsten geeignet, lernt deshalb auch Tanzen schon von selbst, denn seine halbmenschliche Natur treibt ihn sich an seinem Herrn aufzurichten, sich auf zwei Beine zu stellen und aufrecht zu gehen. Bald genug

merkt er, daß er es könne, und er thut es dann sehr oft schon von selbst, wenn er will und Lust dazu hat.

Der Geschmacksinn ist bei ihm sehr fein, genau unterscheidet er zwischen den Speisen, die ihm behagen, und nicht behagen, ja er ist in dieser Beziehung sogar ein Leckermaul. Sein Geruchsinn ist berühmt. Mit seiner reich ausgebildeten und großen Geruchsnervenhaut kann man, wenn man alle Falten auszieht, den ganzen Körper bedecken. Ihm ist der Geruch besonders als Erkenntnißvermögen angewiesen; die Kleider seines Herrn erkennt er dadurch, und giebt man ihm von einem verlorenen Kinde nur irgend etwas zu riechen, so kann er mit Festhaltung des Eindrucks in seiner Psyche das verlorene Kind von selbst finden; hat er es, so kommt er freudig herangebellt, um die Anzeige zu machen, läuft voran, zeigt den Weg und täuscht kaum jemals sich. Sein Gefühl ist ebenfalls fein, und er wird dadurch für körperlichen Schmerz sehr empfindlich, jede Drohung mit dem Stocke, dessen Wirkung er kennt, macht ihn deshalb ängstlich und der kleinste Schmerz zwingt ihm, wie dem Kinde einen Schrei ab. Vortrefflich ist sein Gehör, durch das er von weitem schon die Stimme kennt, jeden Ton genau unterscheidet, selbst die Manier und den Takt des Schrittes seiner Hausgenossen kennt. Nur sein Gesichtssinn ist zurückgeblieben, es geht ihm wie den Pferden, er sieht wohl scharf in der Nähe, aber nicht in die Ferne. Er kennt selbst seinen Herrn nur, wenn er ziemlich nahe ist, läßt sich selbst bisweilen durch die Farbe der Kleidung, doch nur auf eine kurze Zeit, täuschen, und erkennt er dann nicht den Blick, das Gesicht seines Herrn, so doch gewiß augenblicklich seine Stimme.

Der Ortssinn ist vortrefflich in ihm, nnd er findet den Weg Stunden- und Tageweit nach Hause. Willkührlich läuft er in der Stadt oder auf dem Lande herum, seiner Sache gewiß, besucht er Häuser, in denen er mit seinem Herrn, wenn auch nur einmal gewesen und wo ihm etwas gereicht worden

ist, versäumt nie die Orte, an denen gewöhnlich Knochen liegen, jeden Nachmittag regelmäßig zu visitiren. Besucht sein Herr Abends ein Wirthshaus, so weiß er, so wie er nur in die Straße einbiegt, wohin es geht, und verfehlt selbst bei der dunkelsten Nacht die rechte Thür nie. Ebenso auffallend ist sein Zeitsinn. Er kennt die Tage genau, merkt schon an den Vorbereitungen des Sonnabends, daß morgen Sonntag ist; kennt wie der hungrige Mensch die Mittagsstunde, erinnert des Abends seinen Herrn daran, daß es nun Zeit sei, mit der Arbeit aufzuhören und in das Wirthshaus zu gehen, kennt auch die Schlachttage im Schlachthause und läuft nur an solchen dahin. Dieser Zeitsinn bringt auch, in Verbindung mit seinem feinen Gehör eine Art Taktsinn hervor, und macht ihm das Tanzen leicht. Farben kennt er auch genau, und unterscheidet die Dinge mit Hülfe derselben sehr deutlich, doch geht ihm der Schönheitssinn noch ab, jede gilt ihm gleich und nur als Mittel zum Zweck. Musik macht einen sonderbaren Eindruck auf ihn. Bei manchen Instrumenten nimmt er den Schwanz zwischen die Beine und heult, während andere ihm gleichgültig sind, und Gesang von Männerstimmen er sogar gern zu hören und aufzuhorchen scheint. Wird durch ein Sprachrohr gegen ihn gesprochen, so fährt der Eine, ob des ungeheuren Klanges, wild hinein, während der Andere sich wie ein Kind fürchtet und verkriecht. Auch den Vollmond bellt er an und wird ärgerlich; möglich, daß dieser beängstigend auf den Organismus der Hunde, wie ja auch bei Pflanzen und Menschen, einwirkt. Seine Stimme ist nur ein Gebell, aber seine Töne sind artikulirt, von einander abgerissen, und so genau modulirt, daß man mit einiger Aufmerksamkeit leicht seine Wünsche oder den Ausdruck seiner Leidenschaften heraushört.

Das Auffassungs- und Wahrnehmungsvermögen des Pudels ist sehr scharf, und seinem Geruchs-, Gehörs-, und wenn es in seinem beschränkten Kreise liegt, seinem Gesichtssinne

entgeht nichts. Zieht sein Herr einen andern Rock an, nimmt er sich Hut und Stock, er bemerkt es augenblicklich, guckt ihn an, sucht ihm aus den Augen zu lesen, ob er mitgehen darf, und ist ihm die Erlaubniß zugewinkt, wie schnell rennt er zur Thür hinaus, dreht sich vor Freude bellend rund um, schaut aber dabei immer zurück, ob er auch nachkomme oder nicht. Hat sein Herr Lust, sich mit ihm abzugeben, wie paßt er aufs Wort, faßt den Stock oder den Stein, den er ihm emporhält und werfen wird, fest ins Auge, schaut ihm durch die Luft nach, und verfolgt selbst seine Sprünge auf der Erde. Wie läuft er auf dem Spaziergange immer voran, rechts und links auf die Seiten hinaus, gafft sich überall um, schnuppert alles an, um voraus oder vorbeigänglich so viel als möglich zu sehen. Immer läuft er in die Häuser am Wege hinein, läuft Treppe auf, Treppe ab, guckt in alle Löcher, damit ihm ja nichts entgehe. Doch steht er trotz seiner Geschäftigkeit oft stille, guckt sich um, und macht sein Herr nur Miene einen andern Weg einzuschlagen, wie eilt er zurück, hat er ihn aber gar schon verloren, mit welcher Emsigkeit sucht er ihn, mit welcher Aufmerksamkeit schnüffelt er nach seiner Spur herum, sucht ihn selbst auf Wegen, die er noch niemals gegangen, und hat er ihn endlich wiedergefunden, welcher Jubel, welche Freude.

Sein Gedächtniß ist eben so treu, als seine Phantasie lebhaft, und dieß mit seiner scharfen Auffassungsgabe zusammen genommen muß ihn allein schon zum gescheidten Thiere machen. Jahre lang bleibt ihm Gesehenes, Gelerntes, oder Erlebtes im Gedächtniß, jahrelang lebt Form und Farbe, selbst der Ton der Stimme seines Herrn in seiner Seele und jahrelang erinnert er sich des Weges, den er einmal gemacht hat, und was ihm auf diesem Gutes oder Böses zugestoßen ist. Hat er einmal den Sinn der Worte fassen gelernt: „Hol mir den Huth, — den Stock, — die Pantoffeln; mache die Thür zu; steh' auf; lege dich; wie spricht der Hund rc.“, so vergißt er sie nim-

mer wieder, und wenn er jahrelang von seinem Herrn getrennt gewesen wäre, so erinnert er sich ihrer, wenn er ihm die Stiefeln ausziehen sieht.

Und wie lebhaft träumt er. Er knurrt, bellt und zankt im Traume, er wird von Hunden, gegen die er sich wehren muß, herumgezaußt, und beißt deshalb um sich. Er träumt allerdings nur Hündisches, nur Dinge, die in seiner Welt vorgehen, und in seiner Seele wiederhallen, aber er träumt doch und träumt dabei so lebhaft wie der Mensch.

Daß aber zur Aeußerung des Verstandes überhaupt Gedächtniß als Vermögen, den Stoff zu bewahren, und Erinnerungskraft als Vermögen ihn hervorzuholen, unbedingt nothwendig ist, leuchtet ein, und in diesen Eigenschaften liegt mit seiner scharfen Auffassungsgabe auch der Grund seiner großen Lernfähigkeit, wozu er allerdings auch noch Geduld, Gutmüthigkeit und Folgsamkeit fügt. Er lernt nicht nur alle Künste, die wir schon bei niederen Thieren erwähnt haben, ja man kann mehrere zusammen ordentliche Komödien aufführen lehren, und er benimmt sich dabei ganz anständig. Man kann sie außerdem zu einer Menge häuslicher Verrichtungen abrichten, die sie in der Regel mit eben so viel Pünktlichkeit als Umsicht ausführen. Selbst zu Boten über Land sind sie schon benutzt worden und haben ihre Briefe stets richtig übergeben, die Antwort immer ordentlich zurückgebracht.

Seine Nachahmungssucht und sein Ehrgefühl oder vielmehr seine Eitelkeit sind zwei ebenfalls noch erwähnenswerthe Eigenschaften. Immer sieht er seinen Herrn an, paßt auf, was er thut, will ihm zu Diensten sein, meint aber auch, was jener thut, sei ihm ebenfalls erlaubt und recht. Sieht sein Herr zum Fenster hinaus, so springt auch er auf die Bank, legt beide Tatzen auf das Gesimse und guckt hinaus. Gräbt sein Herr irgendwo, so fängt auch er mit den Pfoten zu scharren an. Sieht er den Herrn einen Stock, oder die Köchin einen

Korb tragen, so will er auch etwas zu thun haben, ruht nicht eher bis man ihm auch etwas zu tragen giebt, trägt es sorgfältig, stellt sich vor die Leute hin, um zu zeigen, wie geschickt er sei, und wedelt selbstgefällig mit dem Schwanze. Lobt man ihn, so fühlt er sich geschmeichelt, will nicht abgeben und stellt sich mehrmals dar. Von anderen Hunden nimmt er während des Tragens wenig Notiz, scheint sie als Taugenichtse zu verachten, und sonderbar ist es, wie sie ihm dagegen ausweichen, und wenn sie ihn ja in der Dunkelheit anfallen wollen, doch schnell wie vor einer gespenstischen Gestalt zurückprallen. Hat er aber irgendwo, um vielleicht einer Katze nachzurennen, Stock oder Korb niedergelegt, so vergißt er wohl in der Hitze der Leidenschaft den Ort, und folgt dann nicht ohne Kummer nur von Weitem nach. Muß er dann wieder zurück, um das Verlorene zu suchen, so findet er es gewiß, und rennt dann freudig zum Herrn, wohl wissend, daß er nun seinen Fehler gut gemacht habe.

Drollig sieht es aus, wenn er seinen Herrn sucht. Er läuft mit gesenktem Kopfe die Straße entlang, steht still, besinnt sich, kehrt wieder um, steht am andern Ende der Straße wieder still, denkt mehr als er schaut, und läuft oft den Richtweg, um schneller an einem Orte zu sein, und hat er endlich die Spur gefunden, mit welcher Eile und Hast rennt er ihr nach. Aber noch drolliger ist es, wenn er gerne herumstreichen möchte und doch nicht soll, welche Vorsicht, Klugheit, Ueberlegung und List er anwendet, um seinen Herrn zu hintergehen, wie er ihm zu entschleichen sucht, thut, als wenn er gar nicht fort wollte, und wenn man ihn nicht ansieht, doch plötzlich Reißaus nimmt, oder gar mit füchsischer, überhündischer List an der Wand ein Bein aufhebt, als wenn er ein dringendes Bedürfniß habe, damit man ihn nur herausjage, und wenn man ihm den Willen thut, dann augenblicklich ohne irgendwo sich aufzuhalten, zum Schlachthause oder einer seiner Dirnen läuft, wenn man

ihm aber nicht glaubt, doch endlich alle Hoffnung, entwischen zu können, aufgiebt, sich mit vollkommener Resignation unter den Tisch legt, und das vorgespiegelte Bedürfniß unterläßt und vergißt. Er hat vollkommen so wie ein Mensch gelogen.

Mit Prügeln kann man dem Pudel nichts lehren, sie machen ihn, wie jedes andere Thier, nur ängstlich, verwirrt, er thut es dabei immer weniger, kann es, wie ein Kind, das weinend lernen soll, immer weniger, doch listig thut er auch bisweilen ganz dumm. Mit Gutem kann man ihn sogar an Widriges gewöhnen. Sonderbar ist bei ihm auch, daß, je gutmüthiger und verständiger er ist, er einen desto schlechteren Wächter abgiebt. Er liebt und schätzt dann alle Menschen, und will man ihn gegen einen anreitzen, so schaut er nur verwundert seinen Herrn und dessen Gegner an, als wenn er meine, daß es unmöglich seines Herrn Ernst sein könnte, ihn auf seines gleichen zu hetzen. Oft streicht er ganze Nächte den Dirnen nach, kommt er dann erst am frühen Morgen, wenn sein Herr noch im Bette liegt, heim, so schleicht er in aller Stille, sobald die Thüre aufgeht, hinein, legt sich unter den Ofen, thut als ob er schlafe, und bleibt dann selbst beim Aufstehen seines Herrn, ganz gegen seine Gewohnheit, liegen, als ob nichts geschehen sei. Ist sein Herr aber schon aufgestanden, so wagt er sich im Gefühl seines begangenen Unrechts gar nicht erst hinein, oder kriecht sofort auf seinen Platz, kommt weder auf Zureden noch auf Befehl oder nur auf dem Bauche kriechend, mit schuldbewußt gesenktem Kopfe hervor, und unterwirft sich ohne Widerstreben und ohne einen Laut von sich zu geben, nur tief seufzend, der verdienten Züchtigung. Nicht nur die Schläge fürchtet er, sondern schon den Unwillen, das Wort, den drohenden, verweisenden Finger, macht es auch schon so, wenn er das erste Mal freie Nacht gemacht, und noch niemals wegen Ausbleibens Schläge bekommen hat Es scheint sich in ihm ein Saamenkorn eines Gewissens zu rühren. Sonderbar ist, daß

der Hund in einem fremden Hause zu fühlen scheint, daß er dort nicht Herr sei, daß er dort nichts sagen dürfe. Hat sein Herr Geschäfte, so legt er sich ganz still in eine Ecke und wartet, läßt sich dort ruhig vom kleinsten Haushunde anknurren, anbellen, necken, den er sonst sofort auf der Straße anpackte, oder gar im eigenen Hause tüchtig das Fell zerzaußte. So kann, wenn noch so viele, und wären es die größten Rüden, zu einer Hündin in ein fremdes Haus kommen, ein kleiner Knabe sie mit einer Ruthe fortjagen, ohne daß einer sich wehrte.

Unter allen Thieren scheinen Pferd und Hund am ehesten erschreckt werden zu können, und der Pudel kann sogar erstaunen. Ein Pudel verfolgte, wie Goeze beobachtete, einen Raben auf einer Wiese, der sich aber kurz umdrehend gegen ihn stellte und ihm zurief: „Wer bist du?" Erschrocken fuhr der Hund zurück, sein Verstand stand ihm still. Ein Thier, ein Vogel und die Stimme und Sprache eines Menschen, das reimte sich ihm nicht, und wir finden hier sogar die Grundlage durchblicken, auf welche der unkultivirte Mensch das Gebäude seines Aberglaubens baut.

Hunde lieben Geselligkeit und der Pudel vor allem, er ist nie gern allein. Doch hat er lieber Menschen zu seiner Gesellschaft, giebt sich nicht gern mit Hunden anderer Art ab, und will er spielen so thut er es vorzugsweise mit seines Gleichen. Mit solchen tummelt er sich herum, freut sich ungemein, sie zerren einander herum, doch wird dann manchmal aus Scherz, Ernst und die Balgerei wird blutig. Uebrigens sind alle Hunde mehr oder minder zanksüchtig selbst die kleinsten und schwächsten, rennen dem größten und stärksten nach, bellen ihn an und beißen ihn in die Beine. Der große, starke nimmt, im Gefühl seiner Ueberlegenheit keine Notiz davon, macht es indeß einer der vielen kleinen zu arg, so erwürgt er vielleicht augenblicklich einen davon, oder beißt ihm wenigstens den Kopf entzwei. Der Ge-

bissene heult dann unerhört, macht aber später seine Sachen deßhalb doch nicht vernünftiger. Einzelne stürtzen augenblicklich auseinander los sobald sie sich nur von Ferne sehen, und balgen, sich wüthend herum. Man kann sie mit einander aufheben und ins Wasser tauchen, sie rasen nur, eingeschlucktes Wasser ausspeiend, um so toller gegen einander los, und solcher Wuth sind die Spitze am ehesten fähig, die einen Menschen hassen und plagen können, wenn er sie auch nie beleidigte und hundertmal ins Haus kam. Wer Hunde fürchtet, oder von ihnen gehaßt wird, denn es giebt Menschen, die trotz aller Schmeicheleien und Wohlthaten die sie ihnen anthun, doch von keinem zu Gnaden angenommen werden, darf nur selbst einen Hund auf seine Spatziergänge mitnehmen, der dann der sicherste Ableiter ist. Der Pudel ist der vom übrigen Hundevolke gehaßteste, vielleicht aus Neid, weil sie ihn als einen besondern Menschenfreund und Vorgezogenen oder als Genie nicht leiden mögen. Er weiß es aber auch, fürchtet sie, hält an, wenn er einem begegnet, knurrt, will bei dem Gefürchteten nicht vorbei und rennt endlich schnell vorüber, froh entronnen zu sein. Schlecht ist aber von ihm, daß er, der gewisse Hunde so sehr fürchtet, andere, denen er überlegen zu sein glaubt, um so gewisser anpackt. Doch ist er dabei mehr nur sanguinischer Prahler und ein ernstes Gefecht findet selten statt. Doch findet trotz dieser Zanksucht, zwischen einzelnen eine treue Freundschaft statt und in Zeit der Noth und Gefahr eilen sie zu einander und bringen sich Hülfe.

Kein Hund ist gern an der Kette, am wenigsten der Pudel und der fahle Windhund, die beide die Freiheit ungemein lieben. Sie probiren alles um sich los zumachen, das Auge trübt sich dabei auffallend und der Geist desselben verschwindet. Der Fahle kann helle Thränen weinen, der Pudel aber wie ein Mensch laut aufjauchzen und vor Freuden ganz unsinnig thun, wenn er entkettet wird. Sperrt man ihn in einem fremden Hause ein, so ist es weniger die Treue zu seinem Herrn,

als die Wehmuth über die verlorene Freiheit, daß er nichts annimmt.

Für ihre Jungen sorgt die Hündin mit äußerster Liebe, bettet sie weich und warm, vertheidigt, schützt sie gegen jeden Feind, mit Aufopferung ihrer selbst, und man hat die rührendsten Beispiele ihrer Muttersorge. Der junge Hund wird blind geboren, wächst jedoch schnell, ist aber in seiner Jugend plump und das baare Gegentheil der jungen Katze, die darinne den Mädchen ähneln, während die jungen Hunde, den Knaben gleichen. So gescheidt die jungen Kätzchen sind, so dumm sind die jungen Hunde, doch bald steht die Geistesbildung der ersteren still, während die der letzteren lange vorwärts schreitet. Im Alter wird der Hund unreinlich, faul, gehässig und zeigt nur wenig Neigung zum Menschen mehr. Krankheiten sind sie sehr vielen ausgesetzt, und am schnellsten zeigen sich diese am Auge und an der Nase, die dann keinen Schleim mehr absondert und trocken wird. Ist er krank oder verwundet, so unterwirft er sich Operationen, trotz der lauten Aeußerungen seines Schmerzgefühls, doch willig, kommt das nächstemal, wenn ihm etwas zustößt wieder, oder bringt einen Kameraden den er geholfen haben möchte. Er fühlt daß der Mensch ihm helfen kann und will, und kann und muß deßhalb auch wie ein Mensch behandelt werden. Seine furchtbarste Krankheit ist die Tollwuth.

Kein Thier hat so viele Eigenheiten als der Hund. Seine bellende Stimme, die sich jedoch im Norden, nur in ein bloßes Heulen oder Knurren verändert, seinen Widerwillen gegen einzelne Instrumente, gegen Glockengeläute und den Vollmond haben wir schon weiter vorn erwähnt, aber er fürchtet sich auch vor einem leeren Glase so, daß man ihn damit vom Tische vertreiben kann; er wälzt sich mit vielem Wohlbehagen auf jedem Aas, ja auf jeder todten Maus herum; er läßt wenn er sich erhitzt hat, die Zunge heraushängen; er frißt Gras, nicht um, wie man gewöhnlich meint, Witterungsveränderungen an-

zuzeigen, sondern um sich den Magen von Knochensplittern zu reinigen, weshalb er es auch bald wieder auswürgt; er legt seinen Unrath gern auf Steine oder kahle Plätze, und wo möglich immer wieder auf denselben Ort, um den er jedoch vorher jedesmal erst einige male herumläuft; er kann seinen Harn nach Belieben, zu jeder Zeit lassen und thut dieß indem er dazu ein Bein aufhebt, jedesmal nach der Seite und oft mit Bekannten, mehr als zwanzigmal auf dieselbe Stelle; er läuft gern schief, oder auch auf drei Beinen, säuft lappend, hat gesund immer eine feuchte Nase u. s. w.

Kein anderes Thier hat aber auch so viele Idiosinkrasien als er und nicht ein einziger Hund ist dem andern, weder körperlich noch geistig gleich, jeder von ihnen hat seine eigenen Arten und Unarten. Oft sind sie die ärgsten Gegensätze so daß die Hundebesitzer den unerschöpflichsten Stoff zum gesellschaftlichen Gespräche haben, denn jeder meint einen noch gescheidtern zu besitzen. Und gewiß ist kein Thier, durch Erziehung einer größern Vervollkommnung fähig, und gewiß sind von keinem Thiere eine größere Menge der sprechendsten Beweise seiner Anhänglichkeit, seiner Treue, seines Verstandes, seiner Vorsicht, Klugheit, Ueberlegung vorhanden, als von ihm. Darum ist jeder einzelne Hund auch schon ein großer Stoff zu einer Charakteristik und wenn er interessante Schicksale gehabt hat, selbst zu einer Biographie. Bei den fernsten, rohesten Völkern finden sich Sagen, in welchen die Anhänglichkeit, die Treue, die Vorsicht, der Verstand des Hundes in dem Munde des Volks lebt, und wir lassen hier eine der indischen folgen, die uns die zarteste schien. Bandjarra ist der Name eines Volksstammes, der zwar nicht sehr zahlreich ist, den man aber durch ganz Indien vertheilt findet, weil er Neigung zum Nomadenleben hegt, und überdies Kornhandel treibt, der ihn nöthigt sich beständig von der einen Gegend nach der andern zu begeben. Die Hülfsquellen eines Bandjarra sind sehr beschränkt, aber er hat auch

nur sehr wenige Bedürfnisse und die Zusammensetzung seiner vorübergehenden Wohnung ist höchst einfach. Im Walde, gewöhnlich auf einer Anhöhe, wählt der Bandjarra einige Quadratfuß Erde, die er zu seinem Wohnplatze für einen Theil des Jahres bestimmt. Kornsäcke, mit Fellen bedeckt, bilden die Mauern oder Wände seiner Wohnung; andere Felle auf den Aesten aufgespannt, vertreten die Stelle des Daches und schützen ihn so gut als möglich gegen das Ungestüm des Wetters. Unter diesen Zelten stehen auch die Ochsen, welche den größten Reichthum eines Bandjarra bilden; davor wacht beständig der treue Hund, der unzertrennliche Begleiter eines jeden Bandjarrra. Die Bandjarra=Raçe der Hunde zeichnet sich keinesweges durch äußere Schönheit aus, aber es wäre schwer irgend eine Gattung von Hunden zu finden, die mehr Muth, einen schärfern Instinkt, und eine größere Anhänglichkeit an ihren Herrn besäße.

Ein Bandjarra, mit Namen Dabi, sah sich eines Tages in die Nothwendigkeit versetzt 1000 Rupien zu borgen, um eine Speculationsreise zu unternehmen; aber alle die, an welche er sich mit seiner Bitte wendete, schlugen sie ihm ab, denn sie setzten zu wenig Vertrauen in sein Wort. Nun hatte aber Dabi einen Hund, welcher Bheyru hieß und der ihm über alles in der Welt theuer war, und nachdem er lange mit sich gekämpft hatte, beschloß er Bheyru als Pfand zu geben. Seine Schritte deßhalb waren anfangs auch unfruchtbar, endlich aber fand er einen reichen Kaufmann, der Dhyaram hieß und der auf seine Bedingung eingieng. Dabi versprach noch vor Ablauf eines Jahres zurück zu sein, er nahm den zärtlichsten Abschied von Bheyru, indem er ihm durch ein Zeichen anempfahl, während dieser ganzen Zeit seinem neuen Herrn treu zu sein. Aber über ein Jahr verfloß und Dabi ließ nichts von sich hören. Der Kaufmann hielt sich für betrogen, doch klagte er deßhalb nur seine eigene Leichtgläubigkeit an, da ertönte während einer dunklen Nacht plötzlich Bheyru's Gebell durch das Haus, so

daß Dhyaram darüber erwachte. Eine Bande bewaffneter Räuber versuchte in das Haus einzudringen. Noch ehe Dhyaram Zeit gewann auf Widerstand zu denken, war Bheyru schon mit zweien von ihnen im Kampfe; er packte sie, warf sie nieder, zerriß sie; ein dritter sprang auf Dhyaram ein, aber er wurde von dem Hunde bei der Gurgel gefaßt und vor dem Herrn getödtet. Das Schicksal dieser drei Räuber entmuthigte die Anderen, so daß sie die Flucht ergriffen.

Dhyaram, der durch diese Wachsamkeit und mehr noch durch den Muth Bheyru's gerettet worden war, bewies ihm seine Dankbarkeit durch zahllose Liebkosungen und da er seine Forderung auf diese Weise mit Wucher zurückempfangen zu haben meinte, suchte er dem armen Thiere zu verstehen zu geben, daß es nicht mehr Geißel sei, sondern seinen Herrn aufsuchen dürfe, wenn er dieß wollte. Bheyru aber — und dieß ist das eigentlich Wunderbare an der Geschichte, — Bheyru schüttelte traurig den Kopf, um dadurch zu verstehen zu geben, daß die einfachen Worte Dhyarams ihm bei Dabi nicht als hinreichende Entschuldigung dienen würden. Endlich aber gelang es Dhyaram ihn zu überreden, und nach den rührendsten Liebkosungen des Lebewohls, ließ er ihn den Weg einschlagen, auf dem er zu Dabi gelangen mußte. Dieser aber der durch seine Geschäfte über die festgesetzte Zeit zurück gehalten worden war, hatte sich soviel als möglich beeilt, das nöthige Geld zur Bezahlung seiner Schuld zusammen zu bringen, und war nur noch wenige Meilen von der Wohnung seines Gläubigers entfernt. Plötzlich bemerkt er Bheyru, der ihn freudig, aber allein, entgegen gelaufen kam, er erblaßte, denn er glaubte der Hund hätte heimlich das Haus Dhyarams verlassen, und sein feierlich gegebenes Wort sei auf diese Weise gebrochen. Er wurde darüber von Zorn ergriffen, und fühllos gegen die Liebkosungen des Hundes nahm er seinen Säbel und tödtete das treue Thier, aber wie groß war sein Schmerz, als er nun erst an dem Halse Bheyrus die Quittung

erblickte, die Dhyaram ihm zu seiner Rechtfertigung mitgegeben hatte, und die ein Brief begleitete, worin die That des Treuen erzählt ward. Dabi war untröstlich und wollte seine That wenigstens dadurch in etwas vergüten, daß er dem edlen Thiere für die 1000 Rupien ein Denkmal errichten ließ.

Das Volk zeigt noch jetzt dem Reisenden dieß Denkmal indem es die Geschichte von der Errichtung desselben erzählt; auch herrscht der Aberglaube daß eine Hand voll Erde von dem Grabe Bheyru's den Biß toller Hunde heile. So weit die indische Sage, aber wer hätte in Wirklichkeit eine Beschreibung seines Lebens und seiner Thaten wohl mehr verdient als Barry, der thätigste der von den barmherzigen Brüdern des Hospitiums auf dem St. Bernhard gehaltenen Hunde, der täglich, mit einem Körbchen mit Brod und geistiger Erquickung ausgerüstet, hinauszog, um die durch Schneegestöber vom Wege verirrten, oder durch Lawinen verschütteten Reisenden aufzufinden. Durch zwölf Jahre konnten ihn weder Sturm, noch Regen noch Schneegestöber abhalten, jeden Abend seinem gewohnten Berufe nachzugehen, mehr wie vierzig Menschen hat er das Leben gerettet, durch jede gelungene Rettung ward er eifriger und als er einst in einem Eisgewölbe ein schlummerndes und halberstarrtes Kind fand, beleckte er dasselbe mit der Zunge, brachte es zum Erwachen, bewegte es durch Liebkosungen sich auf seinem Rücken anzuklammern und brachte es so triumphirend in's Kloster. —

Wir sind am Ende der Reihe, welch eine Länge vom Eingeweidewurme bis zum Hunde und auch selbst da noch vom Mopse bis zu Barry! Und welches Resultat ergiebt diese Untersuchung? Wir haben zuerst nachgewiesen, daß je eine Klasse immer geistig höher als die andere steht, daß zwar in jeder neuen Klasse jedesmal ziemlich hoch hinaufgestiegen werden mußte, um die Höhe des obern Thieres der nächstvorangegangenen untern Klasse zu erreichen, daß aber alle doch nur eine

große Stufenleiter bilden, auf deren Gipfel der Mensch steht und alle von einem belebenden Geiste beseelt werden, der auch in dem geringsten Thiere schon sichtbar wirkt und dessen selbstständiges Auftreten immer mehr hervortritt, je mehr bei den verschiedenen Thiergattungen sich die Organisation des irdischen Körpers vervollkommt, bis sie endlich im Menschen die höchste Höhe erreicht. Wir konnten zuerst nur von dem Unterschiede der Intelligenz sprechen, weil noch keine Unterscheidung des Gemüths auftrat, aber wir haben in den vollkommneren Klassen, später auch vollkommenere Eigenschaften gefunden so daß keines von allen Thieren ohne die Grundanlage dieser Eigenschaften ist, die sich vom Eingeweidewurme bis zum Elephanten allmälig stets vollkommener entwickelt.

Wir fanden selbst bei den niedrigsten Thieren schon, daß Alle Wahl- und Willensfreiheit haben, daß nicht blos der Instinkt, daß mehr, daß noch eine andere geistige Kraft, daß eine wirkliche Seele sie leite. Wir fanden in ihnen schon Unterscheidungsgabe, in Bezug auf Nahrung, Aufenthalt und Feinde, Gefühl für Wärme und Kälte, Empfindung des Schmerzes und der Freude, willkührliche Bewegung und Ruhe, was stets einen eigenen selbstständigen Willen voraussetzt, und selbst schon Spuren von Kinderliebe. Ihre unvollkommene Organisation, die nur für ihre Welt vollkommen war, gestattete dem innewohnenden Geiste noch keine weiteren Aeußerungen seiner Kraft, aber je höher wir stiegen um so weiter breitete sich auch der Kreis unserer Wahrnehmungen aus, die Unterscheidungsgabe wird schärfer, das Gefühl ausgebildeter, bestimmter, Geschlechtssinn, Gattenliebe, Gedächtniß, Erinnerungskraft, Raumsinn, Ortsinn treten auf, denen sich später Zeitsinn, Farbensinn, Tonsinn und schon Affekte, wie Furcht, Angst, Schrecken, Bestürtzung, Zorn, Wuth u. s. w. anschließen. Naturell und Temperament nehmen ein schärfer ausgedrücktes Gepräge an und der regelmäßige Wechsel des Wachens und Schlafens tritt ein. Die höchsten Klassen

werden dabei immer selbstständiger, das Thier zeigt uns in ihnen schon eine Individualität und Denkkraft, Ueberlegungskraft, Urtheilskraft, Einbildungskraft, Launenhaftigkeit, Eigenwille, Neugierde, List u. s. w., ja selbst moralische Eigenschaften, wie Liebe, Haß, Mitleid, Großmuth, Rache, Dankbarkeit, Eitelkeit, Ehrgefühl, Ehrliebe, Stolz, Hochmuth, Herrschsucht, Eigensinn, Neid, Schmerz und Lust, Wehmuth und Freude u. s. w. Alle ihre Sinne sind dabei im höchsten Grade fein und ausgebildet, weil sie vorzugsweise zur Wahrnehmung auf sie hingewiesen sind, und der äußere Sinn setzt immer einen innern, nicht aber umgekehrt voraus. Die Sinnorgane sind die Thore, durch welche die Welt in die Seele hineinzieht, darum ist die Seele auch selbst in jedem Sinnorgan, wenn es vorhanden und recht ausgebildet ist, und darum bildet auch oft die Seele, wenn sie ein Sinnenwerkzeug nicht heraus-, oder nicht recht bilden kann, ein anderes dafür desto besser aus. Alle sind mehr oder minder erziehbar, auf alle wirkt der Geist des Menschen ein, und in welchem Grade er sie verändern, vervollkommnen, zu sich emporheben kann, beweisen am besten unsere Hausthiere. Wissen wir mit den Austern nichts anzufangen, als sie zu essen, so liegt der Grund wohl nur darin, daß wir uns nicht bis zu ihnen herunterstimmen können. Alle Thiere haben eine Sprache, mit der sie ihre Wahrnehmungen, Neigungen und Wünsche, ihre Affekten, Zorn und Wohlwollen, Schmerz und Freude ausdrücken, mit der sie sich den Ihrigen und selbst ihren Mitgeschöpfen, ja ihren Feinden verständlich machen können, die aber, wenn sie selbst auch menschliche Worte verstehen lernen, doch keine Wortsprache, wie die unsere, sondern nur eine Gebärden und Tonsprache ist. Das Thier denkt deßhalb auch nicht in Worten, sondern nur in Bildern, und dieß ist vielleicht allein die Ursache, daß ihm die höheren moralischen Eigenschaften abgehen, daß ihm die Vernunft fehlt, daß es nicht Mensch wird.

Die Thiere sterben.

Im unvollkommnern Zustande ist ihr Sterben leichter als im höhern und je mehr psychisch ausgebildet das Thier ist, um desto minder leicht ist sein Sterben, ja die höchsten unter ihnen haben bereits eine Ahnung davon. Der Fische gewaltsame Bewegungen, wenn sie getödtet werden, verrathen schon einen eigenthümlichen Todeskampf, Vögel und Säugethiere aber sterben zum Theil schon wahrhaft menschlich. Das Thier hat aber auch ein Schicksal, so gut als der Mensch. Jede Sekunde hat vom Anfange der Schöpfung bis heute Myriaden Thierwesen hervorgebracht und jedem ohne Ausnahme schon nach der Geburt sein eigenes Schicksal bestimmt, an dessem Ende der Tod steht, dem auch wir ja nicht entrinnen können.

Wie ähnlich ist das Thier in seinen geistigen Verrichtungen dem Menschen und wie klein der Schritt vom höchsten Thiere zum Botokuden oder Lappländer. Wir haben im Eingange schon unsere Hauptansicht von der Stellung der Thiere zur Welt, zum Menschen und sich selbst ausgesprochen, die wir durch das Vorhergegangene nun vollkommen ausgeführt und bestätigt zu haben glauben. Betrachtet deßhalb das Thier als ein Wesen, daß Euch je nach seiner Art und seinem Grade gleichsteht, das so gut wie ihr von dem ewigen Geiste belebt und beseelt wird und achtet, liebt und schützt es auf seinen Wegen durch diese Welt.

Wir sollen nie für die Thiere schwärmen, weil wir sonst den Werth der Dinge zu verwirren anfangen, nie für sie empfindeln, weil wir dieß sogar nie für einen Menschen thun sollen, indem das Leben uns alle keck angreift, und wir es also nicht minder keck anzugreifen haben, doch dürfen wir eben so wenig das Thier verachten, es quälen, mit seinem, wenn auch noch so geringen Schmerze scherzen, oder gar Muthwillen treiben, noch weniger es hassen. Je höher das Thier steht und je menschenähnlicher es ist, desto näher steht es uns selbst, desto heiliger und näher an unserm Herzen liegt aber auch die

Pflicht, es selbst vor dem kleinsten, unnöthigen Schmerze zu sichern. Jede Mißhandlung der Thiere, und sei es auch nur eines Wurmes, deutet auf Gedankenlosigkeit, Rohheit, Unsittlichkeit, Irreligiosität; mag auch die rohe, entsittlichte Oberflächlichkeit bei dem Schmerze des Thieres ausrufen: „Es ist ja nur ein Thier!" Wer Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, wird keines seiner Mitgeschöpfe ohne Nachdenken verächtlich verwerfen und der sinnige Mensch wird nie eine Seele, wird nie einen auch noch so kleinen Anfang von Denk-, Gefühls- und Willenskraft, verächtlich behandeln oder mit Füßen treten. Jeder unnöthige Peitschenhieb, jeder Fußtritt, jeder Fluch gegen das Thier ist auf das Gelindeste gesagt, gemein, thierisch, niederträchtig, eine Rechts- und Pflichtverletzung. Gott der das Brüllen des Löwen im Walde, das Zirpen der Grille auf der Wiese, so gut wie euer Gebet, das Stöhnen und Sehnen des verwundeten oder gefangenen Thieres, so gut wie das Seufzen des auf seinem Schmerzenslager sich windenden Kranken hört, gab uns ein schöneres, edleres, heiligeres, reineres Gebot, das Gebot das Thier nicht zu mißhandeln, es nicht zu hassen, es nicht zu verachten, sondern es zu achten, zu lieben, zu schützen und es menschlich zu behandeln. Auch das Thier ist unser Nächster.

Druck von J. S. Wassermann in Leipzig.

10



